

# Erinnerungen an Kindheit, Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen



Hans Marks, geschrieben 2009

Gewidmet meinem Sohn Thoralf  
und meinen Enkeln

## Vorwort

Das Niedergeschriebene ist kein Buch eines Schriftstellers, keine erdachte Geschichte. Es ist eine Dokumentation über mein Leben, das mit erlebnisreicher und schöner Kindheit begann, aber auch durch traurige Zeiten während des Krieges und eine Zeit der Ungewissheit und des Überlebenskampfes gekennzeichnet war.

Bewusst bin ich auf das Land Ostpreußen eingegangen, die Heimat meiner Kindheit: weil es geschichtlich kaum noch erwähnt wird, aber historisch doch so bedeutsam und die Kornkammer Deutschlands war.

Das am Kriegsende Erlebte soll aufzeigen, dass es in einem Krieg nur Verlierer gibt und die kultivierte Menschheit nichts unterlassen darf, um Konflikte und Kriege zu verhindern. Auch möchte ich in Erinnerung bringen, dass von Deutschland das Unheil und die Verbrechen gegen die Menschlichkeit ausgegangen sind und über 60 Millionen Menschen ihr Leben lassen mussten.

Die neue Grenzziehung nach dem 2. Weltkrieg in Europa vertrieb nicht nur uns, sondern viele Menschen aus ihrer angestammten Heimat, allerdings mit dem Einverständnis aller Siegermächte. Und heute ist das südliche Ostpreußen die Heimat der bereits zweiten Generation der Vertriebenen aus Regionen Litauens und der Ukraine.

Wir, die verbliebenen Deutschen in Ostpreußen sehnten uns wieder danach, Deutsche unter Deutschen zu sein und die Umsiedlung ins Nachkriegsdeutschland wurde damals positiv gesehen.

Kritisch muss aber auch gesagt werden, dass wir hier im mitteldeutschen Raum nicht gerne aufgenommen worden sind und wir als Ausländer gesehen und behandelt wurden.

Letztlich wurde aber diese mitteldeutsche Region unsere neue Heimat und hier spielte sich mein gesamtes und erfolgreiches Arbeitsleben ab. Und heute kann ich sagen: es war ein umfassend erfülltes Leben in einer glücklichen Familie.

Vielleicht muss man ein bestimmtes Alter erreicht haben oder es sollte das innere Bedürfnis vorhanden sein, um sich mit dem eigenen Erlebten, seiner Herkunft, der Kindheit und besonders kritischen Situationen im Leben zu beschäftigen. Dazu lässt man den Film seines Lebens mit guten und weniger guten Zeiten, mit den erinnerten Bildern, oft im Zeitraffer vor sich ablaufen. Gelegentlich stellt man sich auch die Frage, was man so aus seinem Leben gemacht hat.

Besonders in Erinnerung ist die Phase des Kriegsbeginns mit der Sowjetunion 1941, die erste Flucht vor der herannahenden Front 1944, die Zeit des Überlebens im unmittelbaren Frontbereich und die Zeit danach sowie die Vertreibung bzw. Ausweisung aus der Heimat Ostpreußen.

Dieser Film läuft sehr oft ab und Einzelheiten tauchen immer häufiger in der Erinnerung auf. Vielleicht hat das auch eine Ursache darin, dass man in der DDR über dieses Stück Vergangenheit nicht reden wollte oder sollte, denn das Wüten und Handeln der Roten Armee sollte es nicht gegeben haben. Man hatte auch mir gelegentlich vorgehalten, dass ich aus dem früheren Ostpreußen stamme. An der Sprache hat man es mir kaum anmerken können, da ich ein recht gepflegtes Hochdeutsch sprach. Das Erlebte dieser Zeit wurde im Prinzip unterdrückt und scheint bis heute nicht so richtig bewältigt.

Aber jetzt erst einmal zu meinem „Wo komme ich her, wer bin ich, wer waren meine Eltern und Geschwister“.

## **Ostpreußens Geschichte**

Ostpreußen war die östlichste Provinz Deutschlands mit etwa 2,5 Millionen Einwohnern und hatte seit fast 500 Jahren die stabilste Grenze Deutschlands. Nachbarländer waren Litauen und Polen, wobei unsere Region, die östlichste, wegen der langen gemeinsamen Grenze zu Litauen von besonderer Bedeutung war.

Im Ursprung war Ostpreußen ein sehr tief gelegenes, feuchtes Land mit vielen Seen und Sümpfen, eigentlich eine Wildnis. Besiedelt war es vorwiegend von den Pruzzen, einem baltischen Volkstamm, der nicht zu den Slawen gehörte. Hieraus entwickelte sich der Name „Preußen“, der dann Weltbedeutung erlangte, positiv und negativ. Noch heute nennen die Litauer Deutschland „Pruzsa“.

Mit der Christianisierung des nördlichen Ostens durch die Kreuzritter bzw. Ordensritter - es war wohl ein 40-jähriger Kampf - wurde die angestammte Bevölkerung zum Teil aufgelöst oder auch integriert. So war auch in den östlichen Regionen die Amtssprache bis ins 18. und frühe 19. Jahrhundert noch litauisch, im Süden polnisch. Das südliche Masuren war bis 1945 zweisprachig. Es war kein reines Polnisch, was man sprach. Man nannte es masurisch, ein polnischer Dialekt.

Besiedelt wurde Ostpreußen von Menschen fast aller deutschen Lande. Hinzu kamen auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten und aus Österreich die „Salzburger“, die vorwiegend im östlichen Raum angesiedelt worden sind. Diese Salzburger mussten ihr Land verlassen, weil sie sich zum Protestantismus bekannten, was dem Landesfürsten so gar nicht gefiel.

Zu erwähnen wäre noch, dass viele Niederländer in der Absicht ins Land geholt worden sind, das Tiefland zu entwässern.

Die ostpreußischen Menschen waren über Jahrhunderte und Jahrzehnte immer wieder leidgeprüft. So gab es u. a. in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Tartareneinfall, der im Besonderen die östlichen Regionen betraf und in dessen Folge das Land stark verwüstet worden ist. Hinzu kam, dass etwa 11.000 Männer, Frauen und Kinder nach dem Balkan verschleppt worden sind und dort als Sklaven verkauft wurden. Bei der ausgeprägt dünnen Besiedlung bedeutete das eine merkbare Entvölkerung.

Bei der dann später wütenden Pest gab es wiederum hohe Verluste, in einigen Landesteilen bis 90 % der Bevölkerung, vorwiegend in den östlichen Regionen.

Mitte des 18. Jahrhunderts gab es einen mit hohen Verlusten verbundenen Russeneinfall. Ostpreußen war über mehrere Jahre besetzt und Russland betrachtete Ostpreußen mit den frostfreien Häfen Königsberg und Pillau als Teil des Russischen Reiches.

Eine weitere große Belastung gab es in den Napoleonischen Kriegen 1806/1807. Drei Armeen, die französische, die russische und die preußische hatten über eine lange Zeit ihre Quartiere dort aufgeschlagen und mussten von der bereits verarmten Bevölkerung versorgt werden. Das ging sogar soweit, dass man das Stroh von den reedgedeckten Gebäuden an die Pferde verfütterte.

Als die napoleonische Armee nach Russland einmarschierte, galt Ostpreußen als Aufmarschraum und die mehrere hunderttausend Mann starke Armee requirierte alles für die Truppen Verwendbare und die Bauern mussten mit Pferd und Wagen den Tross in Richtung Moskau begleiten. Es kam kaum einer zurück.

Nach der Zerschlagung der napoleonischen Armeen gab es bis zum 1. Weltkrieg eine wirkliche Friedensphase mit einer schwungvollen Entwicklung. Ostpreußen wurde wieder zur Kornkammer Deutschlands und die Pferdezucht war die größte im Deutschen Reich. Die Rasse „Trakehner“, ansässig in unserem Kreis Ebenrode, war weltbekannt und wird auch heute noch weltweit gezüchtet, aber nicht mehr in der früheren Dimension.

Die Familie meiner Mutter wohnte direkt an der litauischen Grenze. Litauen und auch die baltischen Staaten Lettland und Estland gehörten damals zum Russischen Reich, Kultur und Sprache wurden aber durch Russland kaum beeinflusst.

Bald nach Beginn des 1. Weltkriegs 1914 besetzte die russische Armee mit ihrem großen Menschenpotenzial fast 2/3 der Provinz Ostpreußen. Die Bewohner der Grenzgebiete versuchten noch westwärts zu flüchten. Das gelang nur bedingt, denn die Mehrheit wurde von der russischen Armee überrollt. Auf dieser Flucht 1914 lernten sich meine Eltern kennen. Erwähnenswert ist, dass es zwar auch Ausschreitungen der russischen Armee gab, aber in keiner Weise vergleichbar mit den Massakern von 1945. Vorwiegend wurden materielle Werte vernichtet und beim Rückzug wurden viele Gebäude in Brand gesetzt.

Der nördliche und östliche Teil Ostpreußens wurde noch im gleichen Jahr befreit und eine zweite Armee im Bereich Masuren wurde bereits Anfang 1915 vernichtend geschlagen und Ostpreußen war wieder frei.

Ostpreußen hatte bis ins 19. Jahrhundert hinein eine ausgeprägt schwache Infrastruktur. Man orientierte sich auf ein flächendeckendes Wasserstraßennetz, da man meinte, durch die tiefe Lage des Landes, die vielen Sümpfe und Seen wären dem Bau eines Schienennetzes und eines umfassenden Straßensystems Grenzen gesetzt. Und so wurde der Oberlandkanal gebaut, über den man von der westlichen Mitte in die Ostsee gelangen konnte. Dieses Kanalsystem ist heute noch mit seiner originalen Technik als touristische Attraktion in Funktion. Zur Überwindung von Höhenunterschieden werden die Schiffe auf eine unter Wasser befindliche Lore geschoben und über Gleise in ein höher gelegenes Gewässer befördert. Alles läuft über Wasserantrieb ohne zusätzliche Energiezuführung. Darüber hinaus gibt aber auch noch ein umfassendes Schleusensystem.

Der zweite im mittleren bis östlichen Ostpreußen gelegene Kanal war der Masurenkanal. Er führte aus der masurischen Seenplatte direkt nach Norden und mündete in den Pregel. Das war der Hauptfluss von Ost nach West, der dann über die Provinzhauptstadt Königsberg, jetzt Kaliningrad, durch das Frische Haff in die Ostsee führte.

Durch die Teilung Ostpreußens nach dem Kriegsende 1945 wurde der nördliche Teil zu einer jetzt russischen Enklave, der südliche Teil wurde polnisch. Durch diese territoriale Trennung des Landes ist der Masurenkanal nur noch im polnischen Teil bedingt funktionsfähig.

Meine besondere Beziehung zum Masurenkanal ist darin begründet, da unser Vater dort zeitweilig Arbeit fand. Es waren schon die 30er Jahre und ich kann mich noch erinnern, wie Mutter immer den Rucksack packte mit Lebensmitteln für eine Woche Versorgung.

Der Weg dorthin war umständlich weit und Vater war nur wenige Stunden am Wochenende zu Hause. Nach einigen vorhandenen Fotos und dem Erzählten nach war es eine ausgeprägte Knochenarbeit, selten mit unterstützender Technik. Unser Vater war körperlich kein Athlet und oft krank.

Durch die technischen Entwicklungen wurde es zunehmend möglich, auch neue Straßen und Bahnstrecken mit ökonomisch vertretbarem Aufwand zu bauen und dies ging so schnell, dass bald alle drei Systeme zeitgleich fertig waren. Das Wasserstraßennetz hatte damit nur noch touristische Bedeutung.

## **Unsere kleine Grenzstadt**

Viele Ortsnamen im östlichen Ostpreußen waren litauischen Ursprungs. Das traf ebenfalls auf Familiennamen zu. 1938 wurden die meisten Ortsnamen eingedeutscht. Aus Eydtkuhnen wurde Eydtkau. Die Kreisstadt Stallupönen hieß dann Ebenrode, aus Pillupönen wurde Schloßbach und so weiter.

Als die Rote Armee 1944/45 auf deutsches Gebiet vordrang, bekam sie dadurch Probleme. Ihre Generalstabskarten waren allgemein sehr genau, sie enthielten aber noch nicht die neuen Ortsnamen und so fiel die Orientierung schwer.

Unserer Stadt Eydtkau, direkt an der Litauischen Grenze gelegen, hatte bis zum 1. Weltkrieg fast internationale Bedeutung. Da Litauen ja zu Russland gehörte, lief der Warenverkehr aus Russland in erheblichem Umfang über unsere Stadt, auch aus dem ostasiatischen Raum war vieles dabei. Der Warenverkehr war im Prinzip ein Warenumsschlag, denn die Bahngleise hatten unterschiedliche Spurbreiten und endeten an der Grenze. Bei uns in Eydtkau begann damit die Hauptstrecke ins Deutsche Reich. Es war eine Blütezeit für Speditionen. Der Güterbahnhof hatte eine Größe fast wie das Territorium der Stadt.

Am Beispiel des alljährlichen Imports von Gänsen lässt sich dies verdeutlichen. Zigtausende Gänse wurden jeweils im Herbst in geschlossenen Viehwagen antransportiert, auf dem letzten Bahnhof in Litauen in Grenznähe entladen und von dort über die Grenze durch die ganze Stadt zu unserem Güterbahnhof getrieben. Das Geschäft war ökonomisch so lukrativ, dass man für die Zwischenversorgung dieses Federviehs eine so genannte Gänserampe baute. Das waren große betonierte Becken mit Aufkantungen, die mit Wasser gefüllt werden konnten. Von dort wurde der Weitertransport ins Reich organisiert. Für meine kindlichen Größeneinschätzungen erschien das ganze unendlich. Dabei muss man bedenken, dass die Anlage nur einmal im Jahr genutzt wurde.

Als Litauen nach dem 1. Weltkrieg wieder seine Unabhängigkeit erlangte, verlor das Speditionsgewerbe, die Grundlage für die Beschäftigung vieler Menschen, an Bedeutung. Wir konnten aber in den Folgejahren vom so genannten kleinen Grenzverkehr profitieren. Die Grenze lag direkt am Ende unseres Marktplatzes. Eine kleine Holzbrücke war der direkte Grenzübergang, zwar mit Schlagbäumen auf beiden Seiten, die aber für die Fußgänger bedeutungslos waren. Insgesamt war die Grenze kaum bewacht. Als Fußgänger konnte man überall über den kleinen Bach nach Litauen.

Mit der so genannten Grenzkarte konnte man zu jeder Zeit nach Litauen einkaufen gehen. Nur wenige Waren wurden mengenmäßig durch Zollbestimmungen begrenzt. Die Lebensmittel waren in Litauen wesentlich billiger als in Deutschland. Litauen war eigentlich ein reines Agrarland, durch Kleinbauernwirtschaft dominiert. Die Litauer kauften bei uns hauptsächlich technische Geräte bzw. Industrieartikel.

Ich ging oft mit Mutter mit, hatte aber immer ein ängstliches Gefühl. Schon äußerlich nahm man eine andere Kultur wahr und irgendwie unterschieden sich die Menschen von uns, zumindest mir schien das so. Das ganze endete 1940, als die Baltenländer wieder von der Sowjetunion annektiert wurden.

Zur Bevölkerung des Landes, insbesondere in den östlichen Regionen: In unserem Kreis erlag der Pest fast 95% der Bevölkerung. Es begann eine Verödung des Landes. Es wurde viel unternommen, um verstärkt Menschen aus anderen Gegenden anzusiedeln. Vor allem fanden ausgeprägt viele vertriebene Salzburger hier eine neue Heimat. Man merkte es an den sehr häufig vorkommenden Namen mit der Endung „er“, z.B. Schattner, Geschwandtner, Lottermoser, Oberpichler usw.

Die zweite Namenshäufung kam aus dem Litauischen. Diese Namen endeten mit „at, keit, kis“. Beispiele: Rudat, Mertinkat, Poweleit, Patzkis. Diese hatten Vorfahren, die sich bei der Urbarmachung der Ländereien verdingt hatten und sich dann dort ansiedelten.

Erst später holte man viele Holländer ins Land, die mit ihren Erfahrungen das moorige Land entwässern sollten. Sie beeinflussten auch das Plattdeutsche, die bevorzugte Umgangssprache. Das Plattdeutsche war regional oft verschieden, was aber für die Verständigung unproblematisch war. Auch wir sprachen vorzugsweise platt, das führte oft dazu, dass man „mir“ und „mich“ verwechselte. Allgemein wurde „gemichelt“, d.h. zu häufig „mich“ statt „mir“ gesagt.

Der ostpreußische Mensch galt allgemein als verträglich, aber schwermütig und selten aus der Ruhe zu bringen. Das hatte wohl historische Gründe. Stetig verließen viele junge Menschen ihre ostpreußische Heimat um in anderen Regionen einen neuen Anfang zu finden. Dies lag daran, dass in der Landwirtschaft viele klein- und mittelgroße Grundstücke vorherrschten und allgemein dem ältesten Sohn das Grundstück vererbt wurde. Alle anderen Kinder mussten sich irgendwo eine Existenz aufbauen. Ein Bauer hatte meist viele Kinder, es waren die billigsten Arbeitskräfte auf der eigenen Scholle.

Ostpreußen besaß zwar eigene Industriezentren, aber die boten nicht genügend Beschäftigungsmöglichkeiten für die vielen jungen Menschen. Bevorzugt für die Arbeitssuche waren das Ruhrgebiet und der Schiffsbau.

## **Meine Familie**

Ich bin kein verwurzelter Ostpreuße, sondern Ostpreuße 1. Generation. Beide Elternteile stammen ursprünglich aus der Westukraine, aus dem Kreis Lutzk. Diese Kreisstadt liegt im Zentrum der historischen Landschaft Wolynien. Es war eine Vielvölkerregion und Lutzk war multikulturell geprägt und wirtschaftlich bedeutsam. Die Eltern wohnten in einem nur von Deutschen bewohnten Dorf und nannten sich Kolonisten. Man kann davon ausgehen, dass die Vorfahren dem Aufruf von Katharina II. gefolgt sind und dort steuerfrei Land erhielten.

Die Westukraine war häufig Zankapfel zwischen Polen und Russland. Es lebten dort fast genauso viele Polen wie auch Ukrainer, die aber untereinander kaum Probleme hatten. Nach dem 1. Weltkrieg gehörte das Gebiet erneut zu Polen.

Vor dem 1. Weltkrieg gab es bei vielen in der Westukraine lebenden Deutschen das Bestreben, wieder nach Deutschland, in das Land ihrer Vorfahren, zurückzukehren. Häufig waren schon gerade junge Männer nach Deutschland gegangen, um sich dem russischen Militärdienst zu entziehen, der bekanntlich kein Spaziergang war und mehrere Jahre dauerte.

Meine Großeltern väterliche Seite sind 1906 mit der gesamten Familie bzw. 5 Kindern nach Westpreußen gezogen und haben ein Grundstück im Raum Bromberg erworben. Der Verkauf des Grundstücks in der Westukraine im Ort Gregoruwka reichte finanziell aus, dass das erworbene Grundstück sofort bezahlt und die Kinder anteilig ausgezahlt werden konnten.

Die Familie meiner Mutter siedelte 1912 nach Deutschland über, aber direkt nach Ostpreußen. 1924 verließen sie Deutschland und suchten ihr Glück in Argentinien. Es gab zu dieser Zeit eine ausgeprägte Auswanderungseuphorie, die für viele in einer großen Enttäuschung endete. Auch Mutters Familie brachte es in Argentinien weder zu Vermögen noch Reichtum. Entweder war das Land zu teuer oder unfruchtbar.

An einem Beispiel will ich das erhärten, greife aber zeitlich etwas vor. Als wir 1947 aus Ostpreußen nach Mitteldeutschland kamen, versuchte ich Briefkontakt mit unseren Argentinern herzustellen. Die Adresse hatten wir über die kritische Zeit 1945/46 gerettet. Nach mehr als einem Jahr kam der Brief als unzustellbar zurück. Es gab keinen Quadratzentimeter freie Fläche mehr auf dem Umschlag, weder vorn noch hinten. Gründlich wie die Post ist, hat man sie in Argentinien gesucht. Jede neue Poststelle drückte einen Stempel drauf mit einem Vermerk. Für einen Sammler wäre das ein einmaliges Wertstück gewesen. Wir hatten zu der Zeit andere Sorgen. Irgendwann wurde der Umschlag weggeworfen.

Später kam doch eine Verbindung zustande und bald danach bekamen wir auch ein Paket mit einigen Lebensmitteln und einem Mantel für Mutter drin. Mutter erkannte den Mantel als den, den ihre Schwester bei der Auswanderung nach Argentinien noch hier in Deutschland getragen hatte. Wahrscheinlich war es der einzige, den sie überhaupt besessen hatte.

Mutter, jung verheiratet, es waren bereits zwei Kinder geboren, war die Einzige, die nach der Auswanderung der Familie in Deutschland zurückblieb. Es gab nur noch entfernte Verwandte.

Zu den vier Brüdern und meiner Schwester gibt es sehr Unterschiedliches zu erzählen. Das liegt vor allem daran, dass die Kinder zum Teil mit 14 Jahren das elterliche Haus und die Familie verlassen haben und der Kontakt zu meinem ältesten Bruder durch den Altersunterschied sehr begrenzt war.



Der älteste Bruder, Walter, Jahrgang 1920, hatte in der Schule seine Grenzen, aber alle Voraussetzungen einen Beruf zu erlernen. Er war ausgeprägt naturverbunden, suchte seinen Freiraum und war ein lebensbejahender, hilfsbereiter und positiv eingestellter Mensch. Und unter solchen Voraussetzungen sollte er den Beruf eines Schneiders erlernen. Seine kinderliebende Art führte u. a. dazu, dass die Kinder des Schneidermeisters ihn sehr mochten, ihm seine Frühstücks- und Mittagsschnitten abbettelten und Mutter ihm die doppelte Menge mitgeben musste. Er hatte wohl selbst seine Freude an den Kindern. Für ihn bedeutete die Lehrzeit aber den ganzen Tag eingesperrt zu sein, keine Freiheiten mehr zu haben. Lange hielt er das nicht aus. Er warf bald „das Handtuch!“

Vater besorgte ihm kurz danach eine Lehre bei einem Schmied. Das hätte eigentlich besser zu seinen körperlich athletischen Voraussetzungen gepasst. Aber auch diese Lehre hatte keinen langen Bestand. Eines Tages flog ein Hammer durch die Luft. Wer wen treffen wollte, habe ich nie erfahren können. Er wollte in die Landwirtschaft, evtl. später einmal selbstständiger Bauer werden. „Da hätte ich immer frische Luft und meine ersehnte Freiheit“, meinte er. Angst vor der Arbeit hatte er nie.

Es muss erwähnt werden, dass er zu dieser Zeit kaum älter als 15 Jahre war. In diesem Alter musste man schon zupacken und z.B. 1 ½ Zentner schwere Säcke ohne Schwierigkeiten tragen können.

Ansonsten galt für ihn: In jedem Jahr zu Martini (11. November) wird die Stelle gewechselt. Dieser Termin hatte Tradition in der Landwirtschaft. Sein Leitspruch war: „Een Joahr hältstet ut, oak wenns biem Diewel is!“ (Ein Jahr hältst du es aus, auch wenn es beim Teufel ist.) Diesbezüglich war er konsequent. U. a. arbeitete er bei einer Bäuerin, deren Mann verstorben war. Im Prinzip führte er Regie und für die Frau war es fast eine Existenzfrage. Die Bäuerin bettelte bei unseren Eltern um Einflussnahme, als er gehen wollte. Er blieb seinem Prinzip treu. Martini hat er sich verabschiedet.

Dann kam die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst (RAD). In der Zeit des Dritten Reiches war das für alle älteren Jugendlichen Pflicht. Diese Einheiten waren eine Art vormilitärische Organisation und wurden dort wirksam, wo vorwiegend Spatenarbeiten erforderlich waren, so z.B. beim Entwässern von nassen Flurstücken, Verlegen von Drainagen oder ähnlichen Aufgaben. In diesen Einheiten galten militärische Grundsätze, eine direkte Vorbereitung auf den aktiven Wehrdienst.

Bald nach der Zeit beim RAD wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Nach der Kapitulation Frankreichs 1940 war er u. a. dort im besetzten Gebiet. Diese Zeit war eigentlich die Vorbereitung bzw. Ausbildung auf den Krieg gegen die Sowjetunion.

Im April 1941 wurden diese Einheiten nach Ostpreußen verlegt. Er besuchte uns unangemeldet bei einem Wochenendurlaub neu eingekleidet. In seiner lockeren Art meinte er: „Wir haben jetzt unser Sterbehemd bekommen“. Die jungen Menschen ahnten wohl, was sie in der nächsten Zeit erwartete.

Am 22. Juni 1941 begann der Überfall auf die Sowjetunion und am 31. Juli fiel er bereits südwestwärts von Leningrad, gerade 21 Jahre alt geworden.

In meinem Besitz befindet sich noch das Original des Briefes oder besser gesagt „der Todesbescheid“. Geschrieben vom Kompanieführer, Unterschrift: „Schoen!“ Es klingt wie eine Ironie wenn im Brief zum Ausdruck gebracht wird: ... „vielleicht mag es ein Trost für Sie sein, wenn ich Ihnen mitteile, dass ihr Sohn nicht lange hat leiden müssen. Er ist durch Kopfschuss gefallen!“ Und das natürlich für „Führer, Volk und Vaterland“. In Erinnerung geblieben ist mir noch seine Feldpostnummer. Sie lautete 17331B.

Eigentlich habe ich meinen ältesten Bruder Walter nur wenig in seinem kurzen Leben gesehen. Er ging aus dem Haus, als ich 3 Jahre alt war. Es gab nur wenige kurzzeitige Besuche im Elternhaus in der Zeit, als er Knecht beim Bauern war. Diese kurze Zeit konnte nur zwischen dem Füttern der Tiere eingetaktet werden und das war kaum länger als eine Stunde. Öffentliche Verkehrsmittel konnte man allgemein ausschließen und das Fahrrad galt auch als einzige Möglichkeit selbst bei größeren Entfernungen. Es war aber in der damaligen Zeit gewollt, dass die Kinder früh aus dem Haus gingen. Der Platz in den frei gewordenen Betten bei einer kinderreichen Familie wurde für die Nächstgeborenen benötigt.

In der Reihenfolge kam nun die einzige Schwester Gertrud, geboren 1921. Gertrud war eine fleißige Schülerin. Nach dem Schulabschluss absolvierte sie ihr Pflichtjahr, u.a. auch bei einem Dentisten in unserer Stadt. Der Dentist ist ein Zahnarzt mit verkürzter Ausbildung, aber der wurde allgemein hinsichtlich seines Könnens gleichgesetzt mit dem Zahnarzt höherer Ausbildung. Das Pflichtjahr war für Mädchen in dieser Zeit ebenfalls eine Grundforderung des Staates und schloss sich zeitlich meist nach dem Schulabschluss an.

Danach begann sie eine Lehre als Verkäuferin in der 11Kilometer entfernten Kreisstadt. Bald nach der Lehre wurde ihr die Verantwortung für eine Lebensmittelfiliale übertragen und ich war froh, als sie dann auszog und auch dort wohnte. Ich durfte nachrücken und ihre Liege übernehmen. Bis dahin musste ich das Bett mit Vater teilen. Zu der Zeit war ich etwa 11 Jahre alt.

Gertrud hatte ausgeprägte Privilegien in der Großfamilie, und was sie sagte, war meist richtig und unantastbar. Die Ursache dafür lag bei Vater, der sie vergötterte, Mutter war darüber nicht glücklich. Sie empfand stets die Ungerechtigkeit gegenüber den Jungen. Aus dieser Situation entwickelte sich eine Bevormundung gegenüber uns Geschwistern, für die sie sicher gar nichts konnte.

In ihrem Berufsleben suchte und fand Gertrud stets Anerkennung. Sie war eine zielstrebige, fleißige junge Frau, der wiederholt bereits in jungen Jahren in verschiedenen Städten Ostpreußens Filialen anvertraut wurden. Die letzte Filiale war in Posen. Von dort ging es im Januar 1945 auf die noch einigermaßen organisierte Flucht ins Reich, mit Ziel Rathenow/Havel. Dort erlebte sie das Kriegsende und es blieb ihr künftiger Wohnort.

Der nächste war Erwin, geboren 1927. Er hatte, wie auch ich, gute handwerkliche Anlagen geerbt. Die Schule fiel ihm nicht leicht. Ich sehe ihn noch, als wäre es gestern gewesen, einen großen Umweg über die Felder machen, als er sich mit seinem „Durchfallerzeugnis“ nicht nach Hause traute. Er wusste, was ihn zu Hause erwartete, denn Vater war ja schnell beim Prügeln. Aber irgendwie ging das diesmal glimpflich ab.

Vater besorgte ihm eine Lehre in der größten Tischlerei der Stadt. Es war sogar der Betrieb des Obermeisters, was unter den Handwerksbetrieben schon bedeutsam war. Erwin ist im Juni geboren, die Lehre begann im Frühjahr 1941. Somit war er noch nicht 14 Jahre alt. Durch seine Anlagen entwickelte er sich zu einem guten Handwerker, was im späteren beruflichen Leben von seinen Arbeitgebern stets ausgenutzt wurde.

Auch hier ein Beispiel, wie grundsätzlich sich Dinge verändert haben. Wenn jemand gestorben war, gehörte das Einsargen des Toten zur Aufgabe der Tischlerei, die den Sarg gestellt hat. Früher starb die Mehrzahl der Menschen im eigenen Bett bzw. zu Hause. Also erfolgte auch das Einsargen vor Ort. Der Abtransport in die Leichenhalle gehörte dazu. Es fragte keiner nach dem Alter des Lehrlings, er musste früh begreifen, dass der Tod etwas Normales ist. Auch das Einsargen von Unfalltoten gehörte dazu.

Charakterlich bedeutete ihm die Familie viel. Auch wenn wir Kinder alle zumutbare Pflichten im Haushalt hatten, eignete er sich viele zusätzliche Dinge an und übernahm sogar das Kochen, wenn Mutter auf dem Feld war. Ich hatte zu ihm eine besondere Beziehung. Wir hatten beide richtig rote Haare und ähnelten einander unverkennbar. Somit waren wir beide geschmähte Rotköpfe und wurden oft gehänselt.

Erwin war in seiner Art sehr offen und kritisch, manchmal zu seinem Nachteil. Er hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden. Vielleicht war die Ursache dafür darin begründet, dass er von Vater zu oft und ungerechtfertigt verprügelt wurde.

Im Dezember 1944 wurde er 17jährig zur Wehrmacht einberufen. Nach einer kurzen Ausbildung und zum Glück ohne wesentlichen Einsatz beendete er den Kriegsdienst mit einer Panzerfaust auf der Schulter. Für andere Waffen reichte es zum Kriegsende 1945 wohl nicht mehr. Nach englischer Gefangenschaft und baldiger Entlassung landete er im Raum Hamburg. Er verstarb 1989, schwer an Krebs erkrankt. Es war sicher eine Langzeitwirkung durch seinen Beruf.

Zu meinem nächst älteren Bruder Helmut und seinen Kapriolen ließe sich fast ein eigenes Buch schreiben. Er war ein sehr verträglicher Junge, der nie jemandem körperlich wehtun konnte. Allerdings ersann er immer wieder Neues, um aus dem Normalen auszubrechen. Seine sanfte Überzeugungsart war für ihn meist von Erfolg gekrönt. Bei seinen Mitschülern war er beliebt, zumal er für Überraschungen immer gut war.

Helmut ist im Januar 1929 geboren, wir liegen somit  $1\frac{3}{4}$  Jahre auseinander. Wie oft wir untereinander den Beweis anstellen wollten, wer der Stärkere ist, lässt sich kaum zählen. Es waren keine Schlägereien damit verbunden, sondern vielmehr eine Art Ringkampf mit dem Ziel, den anderen auf dem Rücken unter sich zu kriegen und mit Muskelreiten den Kampf als Sieger zu beenden. Muskelreiten hieß, den anderen mit den eigenen Knien die Oberarmmuskeln so lange zu walken, bis er sich als Verlierer bekannte. Es tat durchaus weh und provozierte einen baldigen neuen Beweiskampf. Meist endete das Ganze mit den Worten: „Siehst du nun, wer der Stärkere ist!“. Für mich als häufigen Gewinner war das immer eine Genugtuung.

Hier eine typische Kostprobe seiner Einfälle: Eines Tages hatte er keine Lust in die Schule zu gehen. Natürlich verließ er wie immer früh mit seinem Schulranzen und den Frühstücksbroten das Haus. Aber statt in die Schule zu gehen, begab er sich auf direktem Weg zu unserem Stall, stieg auf den Stallboden, so eine Art 2. Etage, und versteckte sich dort in einem Fass mit Spreu. Das ist Schweinefutter und eine Art Abfallprodukt beim Getreidedrusch. Nicht unbedingt angenehm, denn es kann sehr stacheln. Lieber saß er stundenlang im geschlossenen Fass, als in die Schule zu gehen. Dabei war er kein schlechter Schüler. Und nun passierte es, dass Mutter Holz vom Stallboden holen wollte. Er erstarrte fast vor Schreck in seinem Fass. Er ging gedanklich davon aus, dass Mutter Spreu holen wollte, denn Holzholen war eine Pflichtaufgabe von uns Jungs. Das Schulschwänzen ging über mehrere Tage, bis uns dann sein Klassenlehrer einen Hausbesuch abstattete. Ich erinnere mich noch daran, weil der Lehrer nur einen Arm hatte, Ziemann hieß er.

Eine andere Schulepisode war folgende: Helmut hatte wieder mal keine Lust in die Schule zu gehen. Am nächsten Tag wurde er von seinem Lehrer wegen des Fehlens befragt. Er erzählte fantasievoll, dass er dringend mit dem Vater zum Onkel nach Gumbinnen fahren musste. Es klang alles sehr glaubwürdig. Der Lehrer fragte dann, ob es der Mittagszug gegen 11.45 Uhr war und ob der Vater einen großen Koffer bei sich hatte. Das wurde natürlich bejaht. In aller Ruhe meinte sein Lehrer: „Ich war auch auf dem Bahnhof und bin auch mit demselben Zug weggefahren, dich habe ich aber nicht gesehen! Da warst du wohl in dem großen Koffer?“ Seitdem war Helmut der „Mann im Koffer“. Die Stimmung in der Klasse war so lustig, dass die Stunde geschmissen war.

Eines Tages war ein Rummel in der Stadt. Der Rummelplatz war direkt am Stadtrand in der Nähe unseres Markplatzes, in einem Bogen des Grenzflusses Lepone. Unter anderem war ein Karussell dabei, das von einem Pferd bewegt wurde. Es war so ein typisches Karussell, wie es sie heute noch gibt mit Pferdchen, Feuerwehrgewagen, Autos u. ä. Auch war es damals üblich, dass innerhalb des Karussells ein Pferd richtig dahintrottete und als Antrieb diente. Helmut war wieder erfinderrisch, suchte im Umfeld einen leeren Karton, ging auf die angrenzende Wiese und pflückte Gras. Er ging unauffällig in den Innenraum, setzte dem Pferd das Gras vor und setzte sich daneben. Dabei sortierte er die Gräser nach gut und weniger gut. Der Karussellbesitzer kam hinzu und beobachtete das Ganze. Helmut ging gleich in die Offensive und meinte, dass er aus Tierliebe das schlechte Gras aussortiert. Der Karussellbesitzer schmunzelte und nickte zustimmend. Und dafür bekam er noch einige Freikarten, die er eigentlich gar nicht benötigte. Er hatte ja dort sitzend beliebig lang „seine Freifahrten“. Wir mussten damals etwa 15 Pfennig für eine Fahrt bezahlen.

Aber da Helmut einfallreich war, ging die Aktion noch weiter. Er beauftragte andere umherstehende Jungs auch Gras zu pflücken und versprach ihnen Freikarten. Die meinten es besonders gut mit Helmut und dem Pferd und holten Klee von einem Nachbarfeld. Die Jungs wurden auf frischer Tat vom Bauern erwischt und mit Prügel belohnt. Helmut war wieder einmal der große Gewinner.

Da Helmut immer geschäftstüchtig war, kam ihm die Idee, Zeitungen auszutragen. Das klappte auch bald, weil ein Anderer sein Revier aufgeben wollte. Das bot sich für uns besonders an, weil es zufällig unser Wohngebiet war. Die meisten Leute hatten den „Ostdeutschen Grenzboten“, eine Regionalzeitung, abonniert. Die kostete im Monat zwei Reichsmark, darin zehn Pfennig Zustellgebühr für den Austräger. Man musste schon einen großen Posten haben, damit sich das Austragen auch finanziell lohnte. Die Zeitungen wurden von der Buchhandlung Klutke aus der Kreisstadt geholt. Sie wurden von einem Boten als großes Rückenpack transportiert. Ich schätze, dass es mehr als ein Zentner Gewicht war. Da der Bote immer erst mit dem Mittagszug kam, blieb auch nicht mehr viel Zeit für das Austragen. Um überhaupt Zeitungen austragen zu dürfen, musste man ein bestimmtes Alter haben und die Schule musste leistungsabhängig zustimmen. Diese Bedingungen wurden von Helmut erfüllt.

Nicht lange und Helmut merkte, dass seine Freizeit extrem beschnitten war. Andererseits musste man die Zeitungen gleich am frühen Nachmittag austragen, die Abonnenten warteten schon darauf. Eines Tages bat er mich in seiner überzeugenden Art, dass ich das doch ausnahmsweise mal für ihn übernehmen möchte. Natürlich nur als Ausnahme, besonders betont. Es wurde allerdings eine Dauerangelegenheit. Er kassierte aber weiterhin das Honorar und meinte, ich bekäme ja angemessenes Trinkgeld beim Kassieren. Andererseits würde ich ja altersbedingt sowieso keine Ge-

nehmung von der Schule bekommen, da hätte ich ja gar keine Einnahmen. Das klang überzeugend.

Zu erwähnen wäre noch, dass wir Kinder von den Eltern kein Taschengeld bekamen. In Ausnahmen konnten wir einige Pfennige erbetteln. Ich stibitzte gelegentlich mal 10 oder 20 Pfennige aus einer Tasse im Küchenschrank, das fiel nie auf. Das Kleingeld in der Tasse war so eine Art Reserve für einen schnellen Zugriff für Mutter. Und so gehörte das Zeitungsaustragen zu meinem täglichen Tagesablauf, obwohl ich auch stets Zeitnot hatte.

Eines Tages kam Helmut mit der erfreulichen Botschaft, dass ein Bekannter die „Preußische Zeitung“ abgeben wollte und jemand für die Übernahme suche. Damit verbunden war ein höheres Honorar. Es gab 30 Pfennig je Zeitung und Monat. Diese Zeitung war überregional, kam aus Königsberg und wurde vorwiegend von Beamten und Besserverdienenden abonniert. Bei weniger Zeitungen konnte man mehr verdienen, meinte mein cleverer Bruder. Allerdings blieb es dabei, ich trug die Zeitungen aus, er bekam das Honorar, ich das Trinkgeld. Das Argument, ich würde altersbedingt ohnehin keine Genehmigung von der Schule bekommen, galt immer noch. Es gab auch einen positiven Aspekt, ich konnte die Zeitungen gleich beim Heimweg von der Schule in einem anliegenden Haus abholen. Aber irgendwann wurde das Ganze von mir beendet. Ich fühlte mich in meiner Freizeit zu sehr beschnitten.

Helmut war tierlieb, besser gesagt, er hatte die Fähigkeiten auf Tiere so Einfluss zu nehmen, dass sie sich sofort unterordneten und er immer in der „Rangliste“ obenauf war. Er war so eine Art „Tierflüsterer“, und das nutzte er zur Genüge aus. So brachte er oft Hunde mit nach Hause, die einen festen Besitzer hatten und wir diese Besitzer auch kannten. Die Tiere folgten ihm einfach, ohne besondere Köder. Allerdings waren das immer nur kurzzeitige Episoden, denn es gab sofort den Protest der Eltern und er musste die Tiere umgehend laufen lassen.

Eines Tages kam ein Zugeständnis unseres Vaters. In Sichtweite und in angemessener Distanz zu den Menschen streunte immer ein großer Hund durch die Felder. Wir meinten, es wäre ein Wolfshund, das war die übliche Bezeichnung für einen Schäferhund. Vater sagte: „Wenn du diesen fängst, den kannst du mit nach Hause bringen!“ Er hatte leider Helmut's Fähigkeiten als Hundeflüsterer unterschätzt.

Der Hund hatte in einem nicht mehr gepflegten Garten, so eine Art kleiner Park, in einem großen Komposthaufen seine Höhle. Zu dieser Zeit war auch noch ein Wurf Welpen dabei, die so ca. 6 Wochen alt waren. Es dauerte nicht lange, da stand Helmut mit der Hündin in der Wohnung, das Tier ängstlich, unterwürfig und scheu. Die Welpen wurden selbstverständlich auch vereinnahmt und in der Nachbarschaft unter anderen Jungs verteilt. Er selbst hatte für sich auch schon einen ausgesucht. Unter unseren Wohnbedingungen konnte Vater sein Versprechen nicht einhalten, der Hund musste wieder weg. Danach war Vater vorsichtiger mit Zugeständnissen.



Unsere Häuser in der so genannten Kolonie, der Besitzer war die Reichsbahn, hatten in jedem Hauseingang 6 Wohnungen in 3 Etagen. Die meisten Wohnungen bestanden aus einer großen Wohnküche und einem großen Schlaf/Wohnraum. Im Dachbereich gab es noch in jedem Eingang ein kleines Zimmer mit einer Schrägen, von uns „Stübchen“ genannt. Dieser Raum wurde uns als kinderreiche Familie zugesprochen. Unter anderem stand darin ein 1 ½ -Schläferbett. Erwin und Helmut schliefen dort. Zwischen ihnen gab es immer Querelen. Die Ursache dürfte meist bei Helmut gelegen haben. Andererseits war Erwin als der Ältere für Ordnung und Einhaltung von Verhaltensregeln verantwortlich. Sein Einfluss endete aber stets, wenn er früh das Stübchen verließ, und das war sehr früh. Er musste, als er Lehrling war, als erster in der Werkstatt sein, den Werkstattofen anheizen und alle Gebäude öffnen und mit dem Weg dorthin bedeutete das schon einen beträchtlichen Zeitvorlauf. Eines Morgens, Helmut war ja schon allein im Zimmer, drückte ihn seine Blase. Ein Nachtgeschirr wurde kaum ins Zimmer mitgenommen, es hätte ja früh entleert werden müssen. Und das im Plumpsklo, unten auf dem Hof. Wir wohnten in der 3. Etage; das Stübchen war noch darüber.

Helmut fand für jede Situation eine Lösung. Im besagten Stübchen stand eine große Truhe bzw. Kiste, in der Vater seine Pelze im Sommer eingemottet hatte. Er hatte mehrere Pelze, denn die ostpreußischen Winter waren kalt und es gab Pelze für die Arbeit, den normalen Alltag und für besondere Anlässe. Zum Einmotten wurde Naphthalin verwendet. Das Zeug stank fürchterlich, verlor sich aber durch das Lüften der Kleidungsstücke und hielt tatsächlich die Motten ab. Das Lüften erfolgte immer kurz vor dem Wintereinbruch. Und nun kommt's! Helmut öffnete die Truhe, hob den oberen Pelz an und entleerte alles, was in der Blase war. Pelz rein, Deckel zu. So löste er immer öfter sein morgendliches Problem. Oben roch es weiter nach Naphthalin, der innere „chemische Prozess“ schritt nach und nach voran, so dass der strenge Naphthalingeruch letztlich in Richtung Ammoniak umkippte. Als Vater im Spätherbst seine Pelze herausnahm, folgte die Ernüchterung und Abrechnung mit einer gehörigen Tracht Prügel. Diesmal aber gerechtfertigt. Helmut konnte sich an nichts erinnern!

Wenn man meint es gibt keine Steigerungen, dann sollte man sich gehörig irren. Mit dem „kleinen Geschäft“ und der Truhe war wieder Ordnung eingekehrt. Eines Tages, am späten Abend, drückte es an anderer Stelle und Helmut hätte für das „große Geschäft“ runter auf das Plumpsklo gehen müssen. Dazu hatte er absolut keine Lust und brachte dem Erwin bei, dass er dann mitkommen müsse, es wäre ja draußen dunkel. Sie entschieden sich dann für folgende Lösung: Helmut hielt seinen Hintern zum Fenster raus, Erwin hielt ihn fest und so wurde unkompliziert ein menschliches Bedürfnis erfolgreich abgewickelt. Fenster zu, beide hatten ihre Ruhe. Allerdings hatten sie unbedacht ihren Steckbrief hinterlassen. Zum Abwischen des Hinterns wurden aus einem Schulheft herausgerissene Blätter benutzt. Dass sich so eine Masse nicht in Luft auflösen kann, sollte man eigentlich wissen. Und so waren die Folgen vorprogrammiert und es gab Riesenärger.

Die Nachbarn unter uns hatten Besuch aus Berlin. Es war einer der Söhne, der sich auch weit weg eine Existenz aufbauen musste, aber ständigen Kontakt zum Elternhaus pflegte. Der junge Mann wollte früh seine gymnastischen Übungen machen und da bot sich die Klopfstange an, die an der Stirnseite des Hauses direkt unterhalb des Fensters des Stübchens stand. Normal dient ja so eine Klopfstange zum Ausklopfen von Läufern, Teppichen u. ä. Auch wir Jungs benutzen sie häufig für Klimmzüge und zum Balancieren. Jedenfalls ergriff der junge Mann die Stange und wollte Klimmzüge machen. Er rutschte ein wenig und begünstigt durch die braune Masse mit den Händen ab, roch, fluchte nach oben und nahm die braunen Kleckse an der Erde wahr. Jeder weitere Kommentar ist überflüssig. Mutter schämte sich, Helmut hakte das schnell ab und fiel wieder einmal auf, ohne negativ nachhaltige Wirkung. Sicher musste er wirklich sehr schnell seinen Darm entleeren, denn das Darminnere hatte eine auffallend flächendeckende Wirkung.

Und so könnte man noch vieles mehr von ihm erzählen. Übelnehmen konnte man ihm selten etwas. Helmut begann 1943 eine Lehre bei der Deutschen Reichsbahn. Sie endete im Prinzip im Herbst 1944, als die Rote Armee am 16. Oktober mit einem Großangriff die deutsche Grenze überschritt und unsere Stadt Eydtkau in Feindeshand fiel. Bei diesem Angriff wurde die Stadt kaum zerstört. Helmut wohnt heute im Rheinland, wo sich auch seine berufliche Entwicklung vollzog.

Nun ist Werner, der Jüngste, dran. Zu ihm habe ich etwas mehr zu erzählen, denn ihn begleitete ich bereits vor seiner Geburt. Werner wurde am 13. November 1938 geboren, es war ein Sonntag. Mit ihm verbindet mich die gesamte Kindheit, die Zeit der Kampfhandlungen und der Einmarsch der Roten Armee im Landsberger Raum in Ostpreußen im Februar 1945 und unser anschließende Überlebenskampf. Es folgte 1946/47 die Umsiedlung nach Mitteldeutschland und alles, was sich in den nächsten Jahren danach vollzog. Und das in einer Vater-Ersatzrolle. Ihm gegenüber fühlte ich mich besonders verpflichtet, nachdem die Russen unseren Vater mitgenommen hatten. Eigentlich war ich ja mit 13 Jahren auch noch ein Kind, aber die Situation ließ uns scheinbar schneller reifen.

Aber nun zurück zu unserem Nachzügler, den Mutter sicher nicht mehr wollte und für den sie Vater verantwortlich machte. Aber mit 39 Jahren noch einmal ein Kind zu bekommen war damals normal, selbst wenn es bereits das sechste war. Werner war wörtlich genommen ein „Sonntagskind“! Bei seiner unmittelbaren Geburt wurde ich 7-jährig zu Nachbars gesteckt. Schon das war außergewöhnlich und passierte sonst kaum. Es musste sicher schnell gehen. Übrigens: Alle Geschwister waren Hausgeburten, auch das war damals normal. Als der Zuwachs Nr. 6 da war, durfte ich zurück in die Wohnung und mir wurde mein lang erwartetes Brüderchen gezeigt. Es lag am Fußende in Vaters Bett. Ein Körbchen gab es nicht und der Kinderwagen kam erst später, natürlich gebraucht gekauft.

Eigentlich war ich ja selber daran schuld, dass Werner noch kam, ich hatte einen vorbeifliegenden Storch lauthals darum gebeten. Das ganze lief so ab: Vater und ich waren gerade im Garten unterwegs. Ein Storch flog zufällig vorbei, den ich vorerst trotz Hinweis gar nicht sah und sehr lange den Himmel absuchte, bis ich ihn mit Vaters Hilfe dann doch noch erwischte. Nun durfte oder musste ich rufen: „Storch, Storch Nester, bring mir eine Schwester!“ Aus Sicherheitsgründen folgte noch ein zweiter Bettelruf: „Storch, Storch Luder, bring mir einen Bruder!“ Den zweiten Ruf muss der Storch gehört haben, denn mit dem Bruder hat es ja tatsächlich geklappt.

Und nun habe ich versucht mir vorzustellen, wie der Storch das so anstellt, das Kind unbeschadet zur richtigen Familie zu bringen. Der Blick zum gegenüberliegenden Haus brachte die bildliche Lösung: „Das Baby ist eingewickelt in einer Decke, da sind über kreuz Schnüre dran, die hält der Storch im Schnabel fest, er fliegt das richtige Fenster an und legt das Bündel auf dem Fensterbrett behutsam ab.“ Noch einfacher geht's nicht. Bei uns ist es sicher anders gewesen, aber der Storch war es ganz sicher, auch wenn es schon Mitte November war.

Nach nur wenigen Tagen erwarb dann Vater einen gebrauchten preiswerten Kinderwagen, der dann tüchtig geschrubbt wurde. Er schien noch gut erhalten und jetzt hatte der Kleinste ein eigenes Bett. Bis auf Gertrud mit ihrer Liege hatten alle Betten eine Doppelbelegung. Werner entwickelte sich prächtig, dank der scheinbar unerschöpflichen Milchproduktion unserer Mutter. Er war schon

gut zu Fuß und wenn es ihm so war, lief er zu Mutter, öffnete die Bluse und alles weitere Erforderliche und versorgte sich gekonnt mit dem köstlichen Etwas.

Aber irgendwann musste damit Schluss sein. Ich glaube, es war im Winter 1940 und Werner war bereits 2 Jahre alt. Wir ersannen für das Vorhaben folgendes: Ich holte die Kleiderbürste, die hatte relativ harte Borsten, und Mutter legte sie vor ihre Brust. Werner haute bei seinem nächsten Bedarf voll mit seinem kleinen Schnäuzchen drauf und erschrak. Dieser Schreck zeigte dauerhafte Wirkung, allerdings unterstützt durch eine angsteinflößende Begründung. Ein böser Wolf hatte seine Pfoten im Spiel. Da es schon halbdunkel in der Wohnung war und häufig bei solchen äußeren Bedingungen Gruselgeschichten erzählt wurden, hat er nach der eigentlichen Ursache auch nicht weiter gesucht und die Bürste nicht entdeckt. Das Ganze erschien ihm scheinbar glaubwürdig. Ich kann mich deshalb noch so gut an diese Situation erinnern, da in sichtbarer Entfernung ein Haus brannte und in diesem Halbdunkel alles gespenstisch wirkte. Man sagte später, jemand hatte versucht mit einer Lötlampe eine zugefrorene Wasserleitung aufzutauen. Dadurch wurde der Brand ausgelöst.

Mit Werners Größerwerden wuchsen auch meine Pflichten ihm gegenüber. So musste ich ihn u. a. im Kinderwagen ausfahren, was mir als Junge doch irgendwie peinlich war und das Hänselein durch Andere blieb nicht aus. Aber oft wurde ich davon entlastet, da ein junges Mädchen aus einem der Nachbarhäuser das sehr gerne machte. Einen niedlichen Jungen ausfahren zu dürfen, war für ältere Mädchen was ganz Besonderes.

Aber später kam es anders. Der Kinderwagen war in der Zwischenzeit wieder verkauft und das nächste Gefährt war kein Kindersportwagen, sondern unser ganz einfacher kleiner Handwagen, ein so genannter Sprossenwagen. Ein Kissen reichte für den Komfort aus. Den Wagen normal zu ziehen, führte genauso zu Hänseleien durch Gleichaltrige wie früher beim Kinderwagen. Aus der Not wurde eine Tugend. Zwei Jungs übernahmen die Funktion von Kutschpferden und zogen das Gefährt, aber richtig mit Leine. Jeder bekam auf den Außenarm ein Ende der Leine befestigt. Ich machte den Geschirrführer. Entweder nebenher oder hinterher laufend dirigierte ich das Geschehen. Die Fahrgeschwindigkeit bewegte sich zwischen „Trab und Galopp“, im Prinzip wurde aber immer gelaufen.

Davon abhängig passierte es recht oft, dass die Richtung zu schnell geändert wurde und das kleine Kerlchen wie eine Rakete in hohem Bogen durch die Luft flog. Es begann das große Heulen und Schreien. Aber das ließ sich ganz einfach abstellen. Wir rasten noch schneller und übertönten mit dem Wagengeräusch das kleinemenschliche Leiden. Der Grad der Verletzungen, Hautabschürfungen oder mehr, war immer von den örtlichen Bedingungen abhängig. So war z.B. unser Hinterhof mit „Gruschel“ aufgefüllt, einer groben Schlacke, die für das Barfußlaufen schon eine Überwindung bedeutete.

Andererseits waren wir nicht verwöhnt, denn wir liefen den ganzen Sommer über barfuß, selbst über einen Stoppelacker. Schuhe wurden nur auf dem Weg zur Schule und während des Schulunterrichts getragen. Schon auf dem Nachhauseweg wurden die Schuhe ausgezogen und an den Schulranzen gehängt. Bei der kälteren Jahreszeit waren es „Holzschlorren“ die getragen wurden. Bei uns waren die Holzpantoffeln eben die Schlorren, die Vater stets selbst angefertigt hat und immer in altersangerechter Größe.

Zur Herkunft des „Gruschels“: Alle Feuerloks bzw. Dampfloks hatten unter dem Rost des Feuer-raums eine Art großen Aschekasten, in dem alle Verbrennungsrückstände aufgefangen wurden. Das war erforderlich, damit nichts zwischen die Gleise auf die Bahnschwellen fiel, die früher alle aus Holz waren. Die Rückstände wurden an Bahnmitarbeiter verkauft. Auch wir waren jährlich daran interessiert, denn durch den Rost fielen auch noch halbverbrannte Kohlereste bis zur Größe von Haselnüssen, die ein Art „Krümelkoks“ waren und zum Heizen des Kachelofens genutzt wurden. Beim Sieben wurde die Schlacke herausgelesen; das war unser „Gruschel“, der auf dem Hinterhof verfüllt wurde. Durch die Drainagewirkung war unser Hinterhof allgemein ohne Regenpfützen.

Ich verhalf dem Werner, als er dann schon größer war, zu einer noch heute sichtbaren Narbe auf seiner Hand. Das Unheil lief wie folgt ab: Mit Hilfe einer Stange wollte ich gemeinsam mit einem anderen Jungen aus unserem Haus Spatzen auf dessen Stallboden fangen. Dafür schob ich eine Stange durch ein Loch in einem kleinen Fenster. Ein weiteres Stück Scheibe brach dabei ab und fiel etwa 4 Meter in die Tiefe. Werner wollte zeitgleich unbedingt über die aufgestellte Leiter zu uns hoch auf den Stallboden. Wiederholt hatte ich ihn aufgefordert, da unten wegzugehen. Aber wie das so bei den Kleinen ist, sie wollen unbedingt dorthin, wo die Großen sind. Wir hatten Glück im Unglück, denn die Scheibe traf hochkant nur die Hand. Nur wenige Zentimeter weiter und es hätte ein Stück Nase fehlen können oder die Schädeldecke wäre durchschlagen. Das Stück Glas war sehr dick und entsprechend schwer. So fehlte nur herausgeschlagenes Fleisch, aber nicht wenig! Der kleine Trost war, so etwas heilt ja von selbst, auch wenn es ein Weilchen dauert. Es blutete fürchterlich. Ich holte eine Art Hansaplast und versuchte das Blut zu stillen. Dann wollte ich die Wunde in der Sonne trocknen, aber das klappte auch nicht, die Wunde war zu groß.

Zu dem Hansaplast im Krieg noch eine Anmerkung: Im zivilen Bereich gab es nur Ersatzpflaster. Eine Art Krepppapier, wie es heute die Maler verwenden. In der Mitte war ein Stückchen Mull befestigt. Diese Pflaster waren so steif, dass sie nie an der Wunde anlagen und das Blut sich seinen Weg weiterhin nach außen suchte.

Werner wurde zunehmend blasser und hatte das Bedürfnis sich hinzulegen. Mutter war auf dem Acker und kam erst abends zurück. Irgendwie hatte sie Verdacht geschöpft. Beim Hochgehen in die Wohnung hatte sie auf den Treppenstufen eine Menge Blutropfen entdeckt, also musste etwas passiert sein. Sie fragte dann nach dem Pflaster und Werners Verletzung. Ich bagatellierte das Ganze. Mutter legte die Wunde frei und war nicht wenig erschrocken. Werner bekam sogar Wundfieber und ich glücklicherweise keine Prügel.

In seinem späteren Leben, meist noch als Kind, gab es immer wieder Versuche, sich durch Leichtsinns selbst zu verstümmeln. Einmal spielte er mit einer Forke, sprich Mistgabel, auf einem unserer Äcker am Torbruch. Er warf die Forke immer wieder in die Luft; sie sollte in der Erde stecken bleiben. Mit seiner eingeschränkten kindlichen Kraft, er war erst reichlich 4 Jahre alt, klappte das nicht. Aber geklappt hat, dass er auf eine Zinke der liegenden Forke trat, natürlich barfuß. Die durchstach den Fuß und guckte oben wieder raus. Wegen solcher „Kleinigkeiten“ wurde früher kein Arzt aufgesucht und das Wort „Tetanus“ war unbekannt. Das heilt ja auch so, aber ausgewaschen wurde die Wunde schon. Mutter hat diese Spielerei gar nicht mitbekommen, sparte dann aber nicht mit Worten. Mit Sicherheit beschleunigte sie aber damit den Heilungsprozess.

Später, beim Rodeln, riss er sich ein beachtliches Stück Fleisch aus der Wade. Ein Zaunpfahl stand genau dort, wo der Schlitten mit ihm lang fahren wollte. Ich glaube, es kam auch zu Wundfieber. Im Herbst 1946, noch in Ostpreußen, kürzte er seinen linken Daumen so um knapp ein halbes Glied. Das war wohl das Nachhaltigste an Verletzungen mit bleibenden Folgen.

Aber einem Sonntagskind kann ja nicht viel passieren, heißt es wohl. Er versuchte es aber trotzdem immer wieder sich zu „verstümmeln“, oder anders gesagt, „die Versuchung kam immer wieder“. Eines Tages, schon im fortgeschrittenen Kindesalter, wir wohnten bereits in Bad Lauchstädt, fand er mit anderen Jungs eine Blechkapsel auf der Straße. Sie hatte etwa die Größe einer kleinen Kinderhand. Es gab ein Oberteil und ein Unterteil, das Oberteil schön rot lackiert. Man wollte schon wissen, was da drin war! Gewaltfrei ließ sich das Ding nicht öffnen. Es wurde schnell ein Stein gesucht als feste Unterlage. Ein zweiter Stein diente als Hammer, vergleichbar mit dem Faustkeil unserer ältesten Vorfahren. Im Schneidersitz, Unterlage zwischen den Beinen, wurde auf die Kapsel eingehauen. Und dann krachte es! Es handelte sich um eine Sprengkapsel der Deutschen Reichsbahn und durch die Explosion mit der entsprechenden Sprengwirkung schlug der feinkörnige Sand und Dreck in die Beinoberflächen, so dass nach dem Abheilen alles wie eine großflächige Schwarz Tätowierung aussah, natürlich dauerhaft.

Da es heute solche Sprengkapsel nicht mehr gibt, einige Erläuterungen dazu. Bei der Reichsbahn gab es früher so genannte Streckenläufer. Sie kontrollierten täglich die Schienen, ihre Befestigung und den allgemeinen Zustand einer vorgegebenen Strecke. Bei uns waren es 11 Kilometer bis zur nächsten Stadt. Meist war es so, dass beim Hingang die eine Schiene, beim Rückweg die andere

Schiene in Augenschein genommen wurde. Stellte der Streckenläufer einen Schienenbruch oder anderen Schaden fest, der zu einer Havarie hätte führen können, musste der nächstfolgende Zug bzw. Lokführer gewarnt werden. Ein Funktelefon oder Handy gab es zu jener Zeit nicht. Es musste auch schnell gehandelt werden, denn die Zugfolge war auf den Hauptstrecken damals schon erheblich. In einer solchen Situation befestigte der Streckenläufer in genügender Entfernung zur Gefahrenstelle solche Sprengkapseln auf der Schiene, die beim Überfahren durch die Lok mit unüberhörbarem Knall explodierten. Es wurden in angemessenem Abstand mehrere solcher Kapseln befestigt, so dass der Lokführer gewarnt war und eine Notbremsung eingeleitet werden konnte.

So, nun noch ein letztes größeres Ereignis bzw. eine Versuchung, die größere Folgen hätte haben können. Im Fach Chemie gibt es oft Anregungen, die direkt das Abenteuer herauf beschwören. Mit relativ einfachen Chemikalien, z.B. Unkrautvernichtungsmitteln, lassen sich Sprengmittel herstellen, deren Wirkung oft unterschätzt wird oder man geht das Risiko einfach ein. Und so hatten Werner und einige andere Jungs Verschiedenes gemixt für Sprengversuche, ein wenig abseits von Wohngebieten in der offenen Flur. Werner war als letzter dran, die zusammen gemischten Reste als eine Art geballte Ladung zu zünden. In Deckung gegangen tat sich vorerst nichts. Nach angemessener Zeit kam man aus der Deckung, vom Fehlversuch überzeugt, hervor. Und dann krachte es doch noch und ein größerer Stein traf Werner kurz unter dem rechten Knie an das Schienbein. Die Wunde war groß, es war eine klaffende Fleischwunde mit direkter Sicht zum Knochen.

Bei dieser Aktion war auch der befreundete Sohn unseres Arztes dabei. Er lud ihn auf sein Fahrrad und ab ging's: „Vater muss helfen!“ Der klammerte das Fleisch wieder fest und es wurde „Still-schweigen“ vereinbart. Aber irgendwie war es dann doch Schul- und Stadtgespräch, aber ohne Konsequenzen. Es bestätigte sich erneut, dass Werner ein Sonntagskind ist. Werner erwarb erfolgreich das Abitur und ging nach einem Lehrerstudium nach Stralsund, wo er heute noch wohnt.

## Meine Kindheit und Jugend in Ostpreußen

So fing immer mein geschriebener Lebenslauf an: Ich, Hans-Siegfried Marks, wurde am 23.10.1931 in Eydtkuhnen als 5. Kind des Eisenbahnarbeiters Reinhold Marks und seiner Ehefrau Hulda, geborene Schmidt, geboren. Insgesamt waren wir 6 Geschwister... und so weiter und so fort.



Ich bin wohl an einem Freitag geboren. Die erste Feststellung meiner Mutter war: der wird mal Boxer! Scheinbar habe ich vorher schon viel im Bauch gestrampelt, um ans Tageslicht zu gelangen, denn irgendwoher müssen ja die Muskeln hergekommen sein, die ich bereits bei der Geburt hatte. Bei den Muskeln blieb es auch, aber sicher nicht nur angeboren, sondern durch spätere Aktivitäten und Belastungen.

Heute ist für die Meisten die eigene Kindheit durch alte Fotos, vielleicht auch Filme, präsent. Manchmal glaubt man so auch nur, sich an sehr frühe Erlebnisse erinnern zu können. Dies trifft für mich nicht zu. Für einen Fotoapparat hatten meine Eltern kein Geld. Sechs Kinder wollten versorgt werden und wir waren immer ordentlich gekleidet und wurden auch immer satt. Vater war viele Jahre arbeitslos. Er brachte auch nur wenig Geld nach Hause, denn seine Tätigkeiten, meist im Tiefbau, wurden sehr schlecht bezahlt.

Ich bin zeitweilig in den Kindergarten gegangen. Es war eine Einrichtung der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV), nicht weit von unse-

rem Haus entfernt. Und für diese Zeit hilft ein Foto nach. Eines Tages bekam ich einen Umschlag vom Leiter der Einrichtung, den ich meinen Eltern geben sollte. Darin war eine kleine Zeitung mit einem Bild von mir, dazu noch ein richtiges Foto, was ich natürlich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste. Ich gab das Ganze zu Hause meiner Mutter, so richtig mit Stolz. Sie öffnete den Umschlag und schien irgendwie erschreckt. Das Bild in der Zeitung hatte den Untertitel: „Ein kleiner Trotzkopf muss auch darunter sein.“ Es war wirklich ein gelungenes Foto! Ich saß auf dem Rasen, guckte so von unten nach oben, wie echt beleidigt.

Meine Frisur war zu dieser Zeit ein so genannter Bubikopf, ähnlich wie später bei den Beatles. Die Augen waren halb verdeckt, man konnte sich fast dahinter verstecken. Ich muss sicher lange getrotzt haben, denn der Leiter der Einrichtung hatte genügend Zeit seinen Fotoapparat zu holen, eine damals typische billige Box, um mich zu verewigen. Irgendjemand wird mich wohl geärgert oder beleidigt haben, denn ich war allgemein folgsam, eher schüchtern und ängstlich. Meine Eltern haben sich sicher nicht darüber gefreut, aber ich wurde durch dieses Foto stadtbekannt. Übrigens bekam ich noch einen großen Strauß Flieder mit, nur ich, andere nicht!

Aus der Kindergartenzeit habe ich eigentlich nur noch in Erinnerung, dass ich wiederholt durch ein Loch in der Hecke zur „großen Schule“, der Volksschule, schaute, in der Hoffnung auch bald dort in die Schule gehen zu dürfen. Damit verbunden war auch ein Ereignis, das für mein späteres Leben eine besondere Bedeutung hatte.

Mein Vorname Hans-Siegfried mit Bindestrich war für meine Eltern kein Hinderungsgrund, mich nur Siegfried zu rufen. Als ich dann in die „große Schule“ kam, also dem Kindergarten auf „Nimmerwiedersehen“ sagte, wollte ich Hans heißen. Siegfried war mir zu kindlich. Das hat auch geklappt. Und seitdem heiße ich mit Rufnamen Hans.

Nun begann ein neuer Lebensabschnitt. 1938 wurde ich eingeschult. Das war damals etwa Ostern, auf jeden Fall immer im Frühjahr. An eine Zuckertüte oder ähnliches kann ich mich nicht erinnern. Ich glaube, das war bei uns nicht üblich und hatte auch keine Tradition. Andererseits wäre aber auch nicht viel drin gewesen, möglicherweise etwas „Praktisches“.

Der Schulranzen, aus echtem Leder, war der abgelegte meines nächst älteren Bruders Helmut. Der Inhalt beschränkte sich auf die Schiefertafel, den Schiefergriffel in einem hölzernen Kästchen und eine Fibel. Die Fibel war natürlich billig abgekauft von einer bekannten Familie mit einem Kind des Vorgängerjahrgangs. Der Weiterverkauf oder Wiederverkauf von Schulbüchern war üblich und nichts Abwertendes.

Später kam noch eine „Rechenmaschine“ dazu. Das ist das Ding, wo in einer Vielzahl von Reihen auf Drähten jeweils zehn Perlen aufgefädelt sind, die sich seitlich verschieben lassen. Es war eine Rechenstütze, wo man nach dem Zehnerprinzip die Grundlagen der Addition und Subtraktion anschaulich erlernen konnte. Die Reihen unterschieden sich farblich. Somit begann das mit der 1. Reihe= Einer, 2. Reihe= Zehner, 3. Reihe= Hunderter usw. Übrigens waren die Begriffe „Addition“ und „Subtraktion“ damals unbekannt. Auch Plus und Minus waren ungeläufig. Man sagte einfach bei der Addition „und“ und bei der Subtraktion „weniger“. Jedenfalls war so eine „Rechenmaschine“ ein sehr praktisches Hilfsmittel zum Erlernen des dekadischen Systems.

Auch hierzu wieder eine Anmerkung: Diese Rechenhilfsmittel sind später fast in Vergessenheit geraten und von Lehrern kaum genutzt worden. Wiederentdeckt haben wir sie dann bei Urlaubsreisen in der früheren Sowjetunion. Sie standen in jeder Verkaufseinrichtung und das Bedienen durch die Kassiererinnen erfolgte in sehenswerter Perfektion. Nun die Ironie dazu: In großen Warenhäusern gab es natürlich in jüngeren Jahren moderne elektronische Kassen. Aber daneben stand die altbewährte „Rechenmaschine“. Und die zentrale Erfassung der Tageseinnahmen der einzelnen elektronischen Kassen erfolgte mit der ausgesprochen zuverlässigen „Rechenmaschine“. Da kam bei uns schon eine Schmunzeln auf.

Aber nun weiter zu unserer materiellen Grundlage beim Schulanfang. Die Schiefertafel war das unentbehrliche Hauptinstrument zum Erlernen des Schreibens und Rechnens. Praktisch war das schon. Wenn man einen Fehler gemacht hat, ließ sich das einfach wegwischen und es ging ordent-

lich weiter. Die Schiefertafel hatte auf der einen Seite eingeritzte Karos, sichtbar rot ausgefüllt, und auf der anderen Seite jeweils vier Linien als eine komplette Zeile für das Schreiben. Es könnten so etwa sechs Zeilen auf der Tafel gewesen sein. Die Schiefertafel hatte einen Holzrahmen, der am Wochenende geschrubbt werden musste, und das wurde grundsätzlich am Montag in der Schule kontrolliert. Übrigens waren am Rahmen ein nasser Gummischwamm und ein trockener Lappen befestigt. Auch das Anfeuchten des Schwamms wurde kontrolliert. Einmal hatte ich vergessen am Wochenende den Rahmen zu waschen. Da ich immer sehr zeitig in der Schule war und nicht auffallen wollte, hatte ich noch genügend Zeit, den Rahmen mit Spucke anzufeuchten und mit dem Taschenmesser abzukratzen. Das klappte hervorragend und die Schiefertafel sah insgesamt wie neu aus.

Das Schreiben begann mit der Schriftform „Sütterlin“, wir nannten sie allgemein „deutsche Schrift“. Ich bin heute noch von dieser sehr ästhetisch wirkenden Schrift angetan und freue mich immer wieder, wenn ich sie in historischen Aufzeichnungen sehe. Etwa 1941 wurde die lateinische Schriftform eingeführt. Später wurde sie „Normalschrift“ genannt. Kleine Veränderungen einzelner Buchstaben gab es bei der Einführung schon, das sollte den Schreibfluss begünstigen. Ich hatte bei der Umstellung keine Probleme, denn ich hatte sie nebenbei schon von Vater gelernt, der eine gute fehlerfreie Handschrift hatte.

### **Erlebnisse aus meiner Schulzeit**

Insgesamt dauerte meine Schulzeit kriegsendebedingt nur sechs Jahre. Trotzdem habe ich in dieser Zeit viel gelernt und ich erwarb ein recht gutes anwendungsbereites Wissen. Es klingt wie ein Widerspruch, wenn ich sage, ich meinte immer nur für den Lehrer zu lernen und nicht für mich. Die harte Forderung der Lehrer und deren Autorität, verbunden mit der eigenen Disziplin, reichten aus, um die schulischen Forderungen zu erfüllen. Dass man für sich und sein späteres Leben lernt, begriff ich erst, als es um die berufliche Entwicklung bzw. die eigene Zukunft nach der Umsiedlung nach Mitteldeutschland ging.

Meine Schulzeit will ich am besten chronologisch beschreiben. Ich erwähnte bereits, dass ich im Frühjahr 1938, so mit etwa 6 ½ Jahren, eingeschult wurde und dass das nicht mit irgendwelchen emotionalen Höhepunkten verbunden war. Die Volksschule war am Ende unserer Straße, der Wiesenstraße, nicht weiter als fünf Minuten von unserer Wohnung entfernt. Von unserem Küchenfenster konnte man den gesamten Schulkomplex beobachten und es war manchmal recht interessant, was sich so alles auf dem Schulhof abspielte.

Wir hatten eine relativ neue Schule, es war sogar eine große Turnhalle dabei. Die alte Schule war im 1. Weltkrieg abgebrannt. Sie stand in der Nähe der Kirche und man sah noch Mauerreste, die mit einem anderen Gebäude verbunden waren.

Ich war ein sehr ruhiger Schüler, der grundsätzlich nicht auffallen wollte. Mündliche Prüfungen oder das Abfragen durch den Lehrer waren für mich ein Grauen. Das hatte wohl seine Ursache darin, dass ich ausgeprägt gehemmt war. Schriftlich hingegen war ich gut und zählte immer zum positiven Drittel. Da ich ja der Meinung war für den Lehrer zu lernen, fehlte mir auch die Zielstrebigkeit freiwillig mir möglichst viel Wissen anzueignen.

Für mich galt es nur die Forderung der Lehrer zu erfüllen und dabei nicht aufzufallen. Vom Elternhaus her gab es auch keinen Antreiber. Vater war in den ersten Schuljahren kaum zu Hause, Mutter hatte in ihrem Leben gar keine Schule besucht und nur wenige Monate in ihrer frühen Kindheit bei ihrem Großvater dürftig lesen und schreiben gelernt. Der war wohl selbst Lehrer und Bürgermeister im damaligen Dorf in der Ukraine. Aber so war das früher! Die Kinder waren zum Arbeiten da, alles andere war unwichtig. Unter diesen Voraussetzungen kam eigentlich von Mutter immer nur die Frage: „Hast Du schon Schularbeiten gemacht?“ Diese Frage wurde natürlich immer bejaht oder es hieß „wir haben keine auf“.

Wo und wie Mutter rechnen gelernt hat, haben wir in ihrem 97-jährigen Leben nie ergründet. Sie konnte für mehrere Nachbarn im Haus mit einkaufen und auf den Pfennig genau ihre Auslagen ab-

rechnen. Wir haben niemals erlebt, dass sie etwas schriftlich nach den Rechenregeln gemacht hat. Gestimmt hat es aber immer. Im Schreiben hatte sie sich so entwickelt, dass sie mit einem heutigen durchschnittlichen Hauptschüler Schritt halten könnte. Schwierigkeiten gab es meist nur bei der Groß- und Kleinschreibung. Ihre Briefe lasen sich immer schnell, sie schrieb ausgesprochen groß, allerdings in Sütterlin.

Früher müssen unsere Lehrer in der Stoffvermittlung besondere Fähigkeiten gehabt haben. Ich bin noch im Besitz eines Klassenfotos, es könnte das 2. Schuljahr sein. Beim Durchzählen der Schülerzahl komme ich auf über 50 Schüler. Und da sollte tiefgründiges und anwendbares Wissen vermittelt werden?

Der Klassenlehrer auf dem Foto, er hieß Greschat, wurde von uns nur „Grischelarsch“ genannt. Das hätte er wissen müssen, dann hätte er noch einen höheren Verbrauch an Rohrstöcken gehabt. Seine besondere Methode uns den Stoff beizubringen, war das „Einbläuen“, wörtlich genommen. Er schlug bei jeder Gelegenheit kompromisslos zu. Entweder wollte er auf diese Art seinen familiären Frust loswerden, oder es war ihm ein sadistisches Bedürfnis. Sein Rohrstockverbrauch war erheblich. Aber die Prügelstrafe war ja zu jener Zeit gesetzlich sanktioniert und wurde einfach so hingegenommen.

Ein Beispiel seiner Praktik: Wir hatten so eine Art Schulwandertag, man sollte eigentlich von Wanderstunden sprechen. Heute würde ich sagen: Der Greschat wollte wieder einmal an die frische Luft und den Frühling genießen. Angetreten in 3er Reihen und auf Tuchfühlung zueinander ging es in Richtung Nickelsfelde, dem nächsten kleinen Ort. „Grischelarsch“ passte nur auf, dass wir ruhig waren, wir trotteten so dahin wie der Leichenzug beim Begräbnis. Als dann doch mal jemand in der Nebenreihe etwas lauter bemerkte, vielleicht hatte er etwas besonderes in der Natur gesehen und wollte es einem anderen Schüler mitteilen, da rasselte auch schon der Rohrstock gezielt auf den Kopf. Greschat verfehlte sein Ziel nie! Heute glaube ich, er war tatsächlich ein „richtiger Sadist“. Andererseits kann man auch sagen; er war ein vorausschauender, einfallreicher Lehrer. Den Rohrstock hatte er, im Ärmel versteckt, mitgenommen.

Noch einige nachhaltige Erlebnisse, die in die Zeit der niederen Klassen fallen und in Erinnerung blieben. Wir schrieben ein Diktat, so etwa 2 Seiten Umfang. Im Text kam auch ein „Fisch“ vor. Und ich als einziger in der Klasse schreibe „Fisch“ mit „V“. Die Lacher waren alle auf meiner Seite. Ich schäme mich fast heute noch. Aber seitdem weiß ich, wie Fisch geschrieben wird. Allerdings hatten die meisten Lehrer auch ihre Freude daran, mit beleidigendem oder erniedrigendem Kommentar den Schüler bloßzustellen.

Aber es gab auch lustige Schulstunden. Einmal war unsere Klasse ausgewählt für eine Hospitation durch den Kreisschulrat. So eine Hospitation hatte einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert und passierte nicht oft. Die Vorbereitung mit allem Drum und Dran war damals schon mindestens so gut wie heute. Welch ein Klassenlehrer und Schuldirektor wollte sich schon bei einem solchen Jahresereignis blamieren. Auf dem Plan stand „Lesen“. Eine Kurzgeschichte aus dem Lesebuch. Das Stück war überschrieben: „Die Weihnachtsgans“. Alles lief recht gut ab und zur Zufriedenheit des Lehrers. Während des Vorlesens wechselten die Schüler, die, wie sollte es auch anders sein, schon vorher festgelegt waren. Beim Inhalt des Lesestücks ging es u. a. darum, dass eine Gans außen am Fenster bei Frost aufgehängt war, man nannte das „Abhängen“, und sich eine Kohlmeise daran zu schaffen machte. Sie wollte aber nichts von der Gans abhaben, sondern hatte es auf eine Raupe abgesehen, die sich im „Gespenst“ verborgen hatte. So stand es wörtlich im Lesebuch. Der vortragende Schüler, auch aufgeregt, las: „und da hatte sich doch eine Raupe im „Gespenst“ verborgen.“ Ich muss nicht näher beschreiben, wie der Rest der Stunde verlaufen ist. Selbst der Schulrat schmunzelte. Es war eine gelungene Hospitation!

Aber zu den Schulepisoden. Es soll sich in einer ostpreußischen Dorfschule tatsächlich so zugehen haben. In Dorfschulen tolerierte man meist, wenn auch „Plattdeutsch“ gesprochen wurde, das war hinsichtlich Aussprache und Grammatik einfacher und diffizile Worte wurden durch die Aussprache meist gemildert. Auch hier ging es um eine Hospitation durch den Schulrat und die Stunde war wieder ordentlich vorbereitet. Mittendrin meldete sich Fritzchen und trampelte immer von einem Bein auf das andere. „Was hast Du denn?“ fragte der Lehrer. „Herr Lehrer, mie schie-

tert.“ „Fritzchen, sag das doch mal anständig“, so die Reaktion des Lehrers. „Joa Herr Lehrer, da hebbe se recht, mie schietert anständig!“ (Ja Herr Lehrer, da haben sie Recht, mich scheißert anständig.)

Um den Schülern den Lehrstoff beizubringen, war früher das „Nachsitzen“ eine ständige Praxis. Die Lehrer gingen wohl davon aus, dass man zu Hause zu wenig geübt hat. Andererseits sollte es eine moralische Wirkung zeigen. Die Großzügigkeit einer meiner Lehrer ging sogar so weit, dass wir nach Schulschluss erst nach Hause gehen durften, dann aber zu vorgegebener Zeit wieder antanzen mussten. Einmal hat es mich auch erwischt. Das kleine „Einmaleins“ wurde mir zum Verhängnis. Es wurde früher so eingetrichtert, dass man es im Schlaf hätte aufsagen können, vorwärts wie rückwärts musste man die Reihen aufsagen können. Es wurde mir einmal zum Verhängnis, dass ich bei einer Reihe rückwärts ins Stolpern kam. Das reichte für das Nachsitzen aus. Der Lehrer korrigierte in dieser Zeit irgendwelche Klassenarbeiten. Uns gab er etwas auf, was mit unseren Fehlleistungen in der Schule gar nichts oder nur wenig zu tun hatte. Auch wurde am Ende der Nachsitzzeit kaum etwas abgefragt. Wir durften dann kommentarlos nach Hause, wenn der Lehrer seine Korrektur erledigt hatte. Wie erginge es heute einem Schüler ohne Taschenrechner. Er würde wohl oft seine Freizeit beim Nachsitzen in der Schule verbringen.

Eine weitere Begebenheit, die das autoritäre Schulsystem und die Privilegien von Lehrerkindern seinerzeit veranschaulicht: Es war das 4. Schuljahr, ich war reichlich elf Jahre alt, wir hatten einen kalten Winter mit viel Schnee. Ein Schulfreund und ich kamen am Nachmittag vom Friseur und näherten uns beim Heimweg der Schule, die auf halbem Wege lag. Uns entgegen kam der Sohn des früheren Direktors, der zu der Zeit als Offizier in der Wehrmacht diente. Die Familie hatte ihre Wohnung im Schulgebäude.

Der Junge, kaum älter als wir, selbstbewusst und mit dem bereits anezogenen Selbstwertgefühl, stand irgendwie in Fehde mit meinem Schulfreund. Er kam auf uns zu, stellt sich in den Weg und sagte an den Schulfreund gewandt: „Jetzt habe ich Dich!“. Wir waren uns aber einig, dass er mit Schnee eingeseift wird und seine Grenzen aufgezeigt bekommt. Ich ging weiter, kniete mich kurz hinter ihm nieder, er bekam von meinem Schulfreund einen Schubs und fiel rücklings hin. Wir stürzten uns auf ihn, seiften ihn richtig mit Schnee ein und gingen gemächlich nach Hause. Schläge gab es nicht. Mit irgendwelchen Folgen hatten wir natürlich nicht gerechnet. Diese Schmach des wohlbehüteten Kindes konnte von Mutter und Söhnchen nicht so hingenommen werden. Ein Gespräch der Mutter mit dem amtierenden Rektor am Folgetag brachte die Rache und Genugtuung für Mutter und Kind. Und das musste umgehend sein und Wirkung zeigen. Mitten in einer laufenden Stunde erschien der Rektor in unserer Klasse. Er ließ sich vom anwesenden Lehrer den Stoff des Vortages sagen, nannte unsere Namen und wir mussten vor die Klasse treten. Wir wurden unmittelbar zu diesem Stoff von ihm geprüft. Das ging so lange, bis der Punkt erreicht war, dass uns inhaltlich die Puste ausging. Mit dem Argument wir hätten am Vortag den Nachmittag nicht zum Lernen genutzt, wurden wir mit dem Rohrstock durchgeprügelt. So etwas war nicht die Ausnahme für Willkür und Ungerechtigkeit. Der Rektor war bestimmt überzeugt, richtig gehandelt zu haben.

Noch so eine Ungerechtigkeit von damaligen Lehrern, die man nicht vergessen kann und zu meinem heutigen sehr kritischen Rechtsempfinden beigetragen hat. Es war in der 4. Klasse beim Lehrer Brand im Fach Zeichnen. Ich konnte eigentlich recht gut zeichnen bzw. malen und hatte auch ein gutes Gefühl für Ästhetik, Proportionen und Farben. Die Vorgabe in der Stunde war, eine Rose zu zeichnen. Es gab aber weder eine Rose zur Anschauung oder sonstige Hinweise zu dieser Blume. Ich hatte insofern Pech, dass wir keine Rosen im Garten hatten und ich nicht wusste, wie viele Blattpaare ein Rosenblatt hat. Die heutigen Züchtungen haben verschieden viele Blattpaare, das war damals nicht der Fall. Die Rose war mir eigentlich gelungen und zum Ende der Stunde marschierten wir alle zum Lehrerpult, um unsere Note abzuholen. Ich legte mein Zeichenblatt vor, der liebe Herr Brand fängt laut an zu lachen und sein Kommentar: „Der malt ein Rosenblatt mit vier Blattpaaren, das ist wirklich zum Lachen - Note 5“. Mehr Noten gab es in diesem Schulhalbjahr nicht. Er war aber lieb zu mir, ins Zeugnis trug er eine „4“ ein, ausreichend. Es war das Zeugnis vom Übergang zur Mittelschule.

Aber es gab auch lustige Erlebnisse, über die ich noch heute schmunzeln muss. Im Krieg, als viele Lehrer zur Wehrmacht eingezogen worden sind, verpflichtete man viele ältere pensionierte Lehrer

wieder zum Schuldienst. Weibliche Lehrer gab es damals nur wenig, so dass der Lehrermangel offensichtlich war. Diese älteren Pensionäre waren nach ihren vielen Dienstjahren nervlich verbraucht und nur noch wenig belastbar. Wir bekamen so einen alten Herrn in den Fächern Deutsch und Musik. Ich gebe ihm mal den Namen Raguczat, so ähnlich hieß er wohl auch. Er unterrichtete früher in einer Dorfschule und war dort bestimmt eine Autorität.

In Musik versuchte er in guter Absicht oft den Unterricht mit seiner Geige zu unterstützen. Er meinte es gut, hatte aber noch nicht erkannt, dass er mit leicht gichtverkrümmten Fingern die Saiten nicht mehr so richtig und oft an der falschen Stelle erwischte. Für musikalisch veranlagte Menschen, selbst für Kinder, war das kein Hochgenuss seiner Spielkunst. So freuten wir uns schon immer auf die Musikstunde. Unser unterdrücktes Lachen muss ihm aufgefallen sein, denn oft musste der Geigenstock als Rohrstockersatz herhalten. Eigentlich ist der Geigenstock bei einem Musiker etwas ganz besonderes und wird entsprechend behütet. Aber das Verhalten spiegelte seine nervliche Belastbarkeit wider und Kinder zeigen da kaum Einfühlungsvermögen und Mitleid.

Einmal ging es um die Schuljahresnote Musik für das Zeugnis. Ganz rationell durften immer 3 Schüler vor die Klasse treten und gemeinsam ein Lied eigener Wahl singen. Da wir im „Jungvolk“, der nationalsozialistischen Jugendorganisation für die 10 bis 14-jährigen, ständig Marschlieder lernten und sangen, lag es nahe, so ein Lied zu singen. Wir drei entschieden uns für das Lied: „Wir sind die Panzersoldaten und immer schwer auf Zack, wir jagen, wir fliegen, wir fahren, mit Teufel und Tod um die Wett...“ Diese Marschlieder waren so verinnerlicht, dass man sie heute noch abrufen könnte. Jedenfalls erhielten wir 3 vortragenden „Sänger“ die Einheitsnote „3“, die dann auch auf dem Zeugnis stand.

Auch in der Deutschstunde ging es bei unserem Herrn Raguczat einmal sehr lustig zu. Wir schrieben ein Diktat. Der alte Herr ging ständig durch die Reihen und schaute dabei meist in die Hefte. An unserer Reihe angekommen, hat's meinen Nachbarn, rechts von mir sitzend, voll erwischt. Er hatte etwas unverzeihlich falsch geschrieben. Das war für unseren nervlich verbrauchten alten Herrn zu viel und er verlor die Beherrschung. Mit den Worten „Du erbärmlicher Wicht“ zog er ihn kräftig an den Haaren, die Spucke lief ihm dabei aus dem Mund und direkt auf das mit Tinte beschriebene Heft bzw. Blatt. Zur Wiedergutmachung zog er den Ärmel seines Jacketts über die Hand nach unten und versuchte mit dem Ärmel die Spucke abzuwischen. Das ist ihm nicht so richtig gelungen. Die Seite sah dann aus wie ein expressionistisches Gemälde im Kleinformat. Ob es bei der Benotung mildernde Umstände gab oder ob er erneut die Nerven verlor, ließ sich an der gegebenen Note nicht feststellen.

Das war ausgerechnet der Lehrer, mit dem mein Vater dann ausgehandelt hat, dass ich zur Mittelschule gehen sollte. Der alte Herr war davon angetan und unterstützte das Anliegen. Mir gegenüber war er seitdem besonders nett. Die Mittelschule begann mit dem fünften Schuljahr und es musste Schulgeld gezahlt werden. Es war eine „höhere Bildungseinrichtung“, in der man die „Mittlere Reife“ erwerben konnte, ein Privileg für die Kinder von Beamten und des Mittelstandes. Kinder aus ärmeren Verhältnissen waren die Ausnahme. Aber bei Kindern aus kinderreichen Familien musste man Zugeständnisse machen, für die gab es sogar einen Schulgelderlass. Und zu denen gehörte ich ja.

Mein Vater ging bei seiner Entscheidung vermutlich davon aus, ich sollte mal Lehrer werden. Vor längerer Zeit, als es so nebenbei mal um mögliche Berufe ging, meinte er einmal: „Du wirst Arschkeitscher“. Normal sprach Vater nie Plattdeutsch, das galt grundsätzlich für unseren Umgang in der Familie, aber hier war das angebracht, er hätte sonst „Arschpeitscher“ sagen müssen und in platt wirkt das nicht so ordinär, denn das war die volkstümliche Bezeichnung für einen Lehrer.

Dass ich Lehrer werden sollte traf mich damals so hart, dass ich zu Heulen anfang. So ein Beruf war für mich, zumindest in diesem Alter, fast eine Beleidigung. Vater muss aber sehr frühzeitig erkannt haben, dass ich entsprechende Anlagen besaß. Und so kam es dann auch. Nach der 4. Klasse wechselte ich in die „Bismarckschule“, der einzigen höheren Schule in der Stadt. Zum Gymnasium musste man in die Kreisstadt Ebenrode fahren. Zu diesem Zeitpunkt hatte das für mich aber keine Bedeutung.

Die Bismarckschule war am entgegengesetzten Ende der Stadt, eigentlich das letzte Gebäude in der Hindenburgstraße, ein typischer Backsteinbau. Mit dieser Straße begann die heutige Bundesstraße 1, die über Königsberg, Berlin bis nach Aachen führte. Ich erinnere mich noch, dass auf dem Wegweiser die Entfernung nach Königsberg mit 150 Kilometer und nach Berlin mit 750 Kilometer angegeben war.

Bald nach Beginn des Schuljahres wurden alle Mittelschulen zu Hauptschulen erklärt und damit schulgeldfrei. Als Kind einer kinderreichen Familie bekamen wir nun als Ausgleich Büchergeld. Mit diesem neuen Status der Mittelschule sollte formal, zumindest in Ansätzen, das Bildungsprivileg aufgebrochen werden. Diese gut gedachte Entscheidung scheiterte aber an der konservativen Haltung des Lehrerkollegiums. Es gab Nachdelegierungen von etwa fünf Schülern, die kaum schlechter waren als der Leistungsdurchschnitt unserer Klasse. Es dauerte aber nicht lange, da haben die Lehrer den Beweis erbracht, dass diese Schüler den „Bildungsanforderungen“ nicht gewachsen waren. Bis auf eine Schülerin, Ursula Kaiser hieß sie, wurden alle anderen wieder zurückdelegiert. Ursula war auf Anhieb die leistungsstärkste Schülerin, die immer alles wusste und in allen Fächern die Note 1 bekam. Sie konnte man nicht zurückdelegieren. Soweit ich mich erinnern kann, wohnte sie bei den Großeltern oder sogar Pflegeeltern. Das war damals recht ungewöhnlich.

Auch in diesem Alter und bereits in der Mittelschule glaubte ich immer noch, zwar pflichtbewusst, aber wie bisher für den Lehrer und nicht für mich zu lernen. Ich wollte nicht mehr als nötig auffallen und unterwarf mich eigentlich nur den Forderungen des jeweiligen Lehrers. Andererseits waren die Lehrer der Mittelschule wirklich umfassend bemüht, uns Wissen zu vermitteln. Ganz anders als vorher in der Volksschule. Es gab auch mehr weibliche Lehrer.

Da ich am Nachmittag immer irgendetwas vorhatte, und wie bisher Hausaufgaben als notwendiges Übel betrachtete, beschränkte sich die Erledigung der Hausaufgaben meist auf schriftliche Forderungen. Texte lesen o.ä. kamen immer zu kurz. Somit waren meine Noten in Lernfächern wie Geschichte und Erdkunde Schwankungen unterworfen. Aber negative Noten erhielt ich nie. Ich hatte allgemein ein gutes Aufnahmevermögen und mir reichte die Aufmerksamkeit in der Stunde für die Wissensaneignung aus. Kam ich bei Lernfächern erst in vorgerückter Stunde nach anderen Schülern dran, die z. B. im Wechsel Gedichte aufgesagt hatten, dann brachte ich es auch auf gute Noten. Wehe, ich kam gleich zum Stundenbeginn dran, dann war das nur ein Gestotter.

Hinsichtlich der Grammatik kann ich heute noch alle Verhältniswörter in allen Fällen. Die wurden damals alle auswendig gelernt, ich lernte sie natürlich durch das Aufsagen der anderen. Wenn in meinem späteren Berufsleben eine Sekretärin gelegentlich Probleme mit dem Genitiv bzw. Dativ hatte, konnte ich mittels der Verhältniswörter alle Zweifel ausräumen. Übrigens: die lateinischen Begriffe wurden damals nicht gelehrt. Das hatte vermutlich mit der Aufwertung des „Deutschen“ zu tun.

Im Fach „Deutsch“ war ich allgemein gut, aber Aufsätze mit viel Schmus drum herum zu schreiben, das lag mir nicht. Es galt immer und auch im späteren Berufsleben „was ist das Ziel“, und dann ging's ohne Umwege dorthin. Ein Nachteil, wenn ich heute ein Buch lese mit viel „dichterischem Nebenbei“, dann wirkt es auf mich meist langweilig.

Einmal war ein Aufsatz dran mit dem Titel: „Der Blick aus unserem Fenster“. Da die Häuser der Kolonie relativ hoch waren und unser Haus das letzte der Häuserreihe war, hatten wir einen offenen guten Fernblick über die Stadt hinweg. Aus dem Fenster unseres Stübchens, das war das Fenster, wo unser Bruder Helmut mal seinen Darm entleerte, hatte man einen Weitblick tief nach Litauen hinein. Im Gegensatz zu unserer ebenen Landschaft ohne Wald und größere Seen, flach wie ein Brett, war dort alles hügelig, mit einer Vielzahl von Windmühlen auf den Bergrücken. Ich habe oft diesen Blick genossen, zumal unsere Eltern mit uns nie verreist sind. Die Ausnahmen waren Verwandtenbesuche in geringer Entfernung, aber da war auch keine hügelige Landschaft dabei. Auch konnte man von hier oben bis in die 11 Kilometer entfernte Kreisstadt sehen mit Kirche und anderen hohen Gebäuden. All das reichte für einen poetisch ausgeschmückten Aufsatz trotzdem nicht aus.

Meine Lehrerin war vom Inhalt des Aufsatzes so fasziniert, was ich alles aus dem Fenster sehen konnte, dass sie meinte: „Da muss ich euch einmal besuchen, um diesen Ausblick genießen zu können, ich kann mir das gar nicht so richtig vorstellen.“ Für mich galt nur eins, das musst du verhindern. Die Lehrerin in unser nicht gerade wohnliches Stübchen lassen, das darf nicht sein! Aber so schön wie der Ausblick aus dem Fenster war die Benotung des Aufsatzes tatsächlich nicht. Die Kritik war allerdings auch berechtigt: „Aus so einer Sache hättest Du viel mehr machen können“, meinte sie. Für mich galt auch bei diesem Stoff: kein Drumherum, wenig Umschreibung, nur eine sachliche Aussage.

In „Englisch“ hatten wir ein besonders, didaktisch gut gestaltetes Lehrbuch. Die Texte waren bildlich untermalt, so dass ich mit meinem fotografisch ausgeprägten Gedächtnis die Texte häufig noch abrufen kann und die dazugehörigen Bilder noch malen könnte. Und das, obwohl ich über 60 Jahre kein Englisch gesprochen habe. In der Zeit der DDR gab es dafür keinen Bedarf. Wenn ich heute bei einem Auslandsaufenthalt für die Verständigung Englisch benötige, dann zerlege ich diese Texte hinsichtlich Vokabeln und bin meist in der Lage, sie anzuwenden.

Ich muss aber auch unserer damaligen Englischlehrerin, Fräulein Sinnhöfer, ein berechtigtes Lob aussprechen. Sie hat sich viel Mühe gegeben, uns diese Fremdsprache schmackhaft zu machen, uns aber auch zu fordern. Sie verkörperte auch äußerlich eine richtige englische „Miss“, groß, schlank und immer gepflegt.

Diese Fremdsprache zu erlernen, fiel mir nicht schwer, weil es eine große Sprachverwandtschaft mit unserem „Plattdeutsch“ gab. Aber wie auch in den anderen Fächern fehlte mir die Zeit zum Vokabellernen. Eigentlich die erste Bedingung zum Erlernen einer anderen Sprache. Ich setzte leider andere Prioritäten. Nicht selten schrieb ich Vokabeln in mein spezielles Vokabelheft abends unter der Zudecke, die Taschenlampe zwischen die Knie geklemmt. Wenn ich dann wirklich mal aus eigenem Antrieb zu Hause in ein Buch geschaut habe, konnte ich mich auch bedenkenlos in der Stunde melden und ein Lob war mir gewiss.

Ich erinnere mich noch daran, dass ich einmal einen von nur 4 Taschenkalendern bekam, weil ich so viel über die Germanen erzählen konnte. Die interessierten mich aber tatsächlich. Übrigens waren die Germanen ein unerschöpfliches Thema in Geschichte. Sie nutzte man politisch, um Heldenmut, Kampf bis zum Tod und Siegeswillen uns anzuerziehen. Vielleicht war ich doch besser in der Schule, als ich mich selbst gesehen habe.

Erlebnisreich war das Fach Physik. Besonders interessant war der Unterricht deshalb, weil unser Lehrer, Dr. Jordan, viele Versuche machte und der Stoff dadurch sehr anschaulich vermittelt wurde. Aber erst einmal zu seiner Person. Dr. Jordan war der Rektor der Bismarckschule. Ein kleiner unteretzter Mann mit kaum Haaren auf dem Kopf. Aber irgendwie passte das zu ihm. Im sichtbaren Bereich seines Gebisses glänzte irgendwie eine Goldkrone, die seine allgemein freundliche Erscheinung noch betonte. Als Lehrer war er ein wirklicher Sympathieträger, der auch immer sachlich und ruhig in Erscheinung trat. Besonders lustig war er anzusehen, wenn es irgendwo eine politische Veranstaltung gab und er in Marschformation in einer Offiziersuniform mit einem langen Säbel, meist hinten, wegen seiner kleinen Körpergröße, mitlief. Man hatte irgendwie das Gefühl, dass er immer den Säbel etwas an hob, damit er nicht an der Erde schleift. Aber vielleicht war das auch nur unsere kindliche Phantasie oder ein Wunsch in unserer Beobachtung.

Drei Dinge habe ich in besonderer Erinnerung im Fach Physik. In einer Stunde ging es um den Luftdruck, den Dr. Jordan besonders anschaulich darstellen wollte. Er brachte einen Bunsenbrenner mit, eine Glasröhre so ca. 8 mm Durchmesser, und eine Flasche Quecksilber. Seine Zielstellung war es, in eine einseitig verschlossene Röhre Quecksilber hineinzugießen, die Röhre umzudrehen und in eine Tasse zu stellen. Die Quecksilbersäule bzw. die Röhre sollte sich soweit entleeren, bis sie bei einer Höhe von etwa 76 cm stehen blieb. Das war das Gleichgewicht zum Luftdruck.

Das Ganze begann damit, dass er den Bunsenbrenner zündete und in der Flamme die Glasröhre so erhitzen wollte, dass er sie wie ein Glasbläser annähernd am Ende zuschmelzen konnte. Aber wenn man das vorher nicht probiert hat, klappt es manchmal nicht so wie gewollt. Es klappte leider

nicht. Vermutlich erreichte er nicht die erforderliche Schmelztemperatur. Unser Dr. Jordan löste das Problem ganz einfach. Er steckte einen passend geschnittenen Korken in die Röhre, setzte die Röhre in die Tasse und goss das Quecksilber mittels Trichter in die Röhre hinein, mit einer Sicherheitshöhe merkbar über 76 cm. Er hob die Röhre hoch und wollte sie umdrehen, damit die verschlossene Seite nach oben kommt. Er diktierte bereits: „Der Luftdruck ist imstande, einer Quecksilbersäule von 76 cm das Gleichgewicht zu halten!“ Dieser Satz sitzt heute noch. Und nun begann das Unheil. Er hatte scheinbar das Gewicht des Quecksilbers unterschätzt, das ja zu den schwersten Metallen zählt. Solange die Röhre mit dem Korken in der Tasse eine Auflage hatte, lief ja alles nach seinen Vorstellungen. Als er sie aber umdrehen wollte, wurde der Korken sofort herausgedrückt und das Quecksilber verteilte sich auf dem Fußboden im vorderen Teil des Klassenraums. Aus einer Fallhöhe von etwa 80 cm wirkte das wie bei einer Explosion, überall spritzten kleine Silberkugeln in den Raum. Es sah richtig lustig aus.

Wir stürzten uns freudig auf den Fußboden, um die kleinen Kugeln auf Papierblätter zu schieben und dann aufzusammeln. Begünstigt war das Ganze dadurch, dass der Fußboden aus gewölbten Dielen bestand und sich alles schön in die Rinnen schieben ließ. Es gab auch so eine Art Löffelzange, mit der man Quecksilber aufheben konnte. Aber die eignete sich nur für die großen Pfützen. Anschließend wurde das Quecksilber durch ein Löschblatt gegossen und auf diese Art gereinigt. Ein Rest blieb liegen. Damals galt Quecksilber kaum als gefährlich hinsichtlich Folgewirkung durch verdampfen. Der Unterricht ging für den Rest der Stunde weiter. Für uns war es eine gelungene Stunde mit bleibender Erinnerung. Heute würde man den Klassenraum sofort sperren und den Fußboden erneuern.

Und noch einmal Dr. Jordan und Physik. Es ging im Wesentlichen um den Auftrieb im Wasser. Den Merksatz vorweg: „Ein Körper verliert scheinbar so viel an Gewicht, wie die Körpermenge wiegt, die er verdrängt“. Dr. Jordan hatte ein Gefäß für Wasser mit kontrollfähigem Überlauf. Er füllte das Gefäß mit Wasser bis leicht über den Überlaufstutzen. Nachdem das Wasser bis zum Überlauf entleert war, stellte er einen Auffangbehälter unter den Überlaufstutzen und wollte nun einen Körper in das Wasser legen. Kurz entschlossen nahm er sein Schlüsselbund mit vielerlei verschiedenen Schlüsseln. Er fing das überlaufende Wasser auf und nun begann das wechselseitige Wiegen. Die Rechnung ging aber irgendwie nicht auf. Die Gewichte ergänzten sich nicht. Natürlich hatte er den Versuch vorher auch nicht ausprobiert.

Und dann kam nach längerem Überlegen die Begründung. „Am Schlüsselbund gibt es eine Vielzahl Hohlschlüssel, dort steht die Luft und die Hohlräume können sich nicht mit Wasser füllen. Das ist die Gewichts Differenz!“ Aber die Gesetzmäßigkeit stimmt, erhärtete er. Wir mussten es ja glauben. So ist das mit dem Experimentalunterricht, wenn man seine Versuche vorher nicht übt oder ausprobiert.

Nun noch eine Begebenheit mit unserem Dr. Jordan, die böse hätte ausgehen können. Wir hatten wieder einmal eine Stunde bei ihm. Eigentlich hätte er schon lange in der Klasse sein müssen. Auf einmal hörten wir ein mächtiges Gepolter im Flur, wir öffneten die Tür vom Klassenzimmer und sahen Dr. Jordan am Boden liegen mit einer starken Blutung am Kopf. Was war passiert? Dr. Jordan kam die Treppe runter und wollte in unser Klassenzimmer. Er blieb so ca. 4 Stufen vor dem Treppeneende an einer Stufe mit Blechkante hängen und stürzte mit entsprechender Beschleunigung und voller Wucht gegen eine Vitrinenkante. Dabei zog er sich eine größere Platzwunde an seinem glänzend kahlen Kopf zu. Es war dann doch nicht so schlimm, zumindest gab es keine Probleme mit der Pflasterbefestigung. Ein glatter kahler Kopf hat manchmal auch seine Vorteile. Das Ganze hätte aber wesentlich schlimmer ausgehen können.

Eine peinliche Begebenheit gab es auch einmal im Unterrichtsfach „Deutsch“. Wir hatten ein Diktat geschrieben, die Hefte waren eingesammelt. Am Ende der Stunde war unsere Deutschlehrerin noch auf besondere Fehler eingegangen, die sie vermutlich während der Niederschrift gesehen hatte. Sie bat zum Schulschluss einige Schüler, die in ihrer Nähe wohnten, die Hefte mitzunehmen und in ihrer Wohnung abzugeben. Das war eigentlich nicht üblich, aber vielleicht hatte sie unterwegs noch etwas zu erledigen. Die Schüler gingen ja ohnehin an ihrer Wohnung vorbei. Da ja die Mehrzahl der Schüler wohlgezogen aus gesitteten Familien kamen, sollte auch keine Gefahr mit diesem Anliegen verbunden sein. Aber es sollte anders kommen.

Die beauftragten Jungs hatten festgestellt, dass sie mit Sicherheit die angesprochenen Fehler in ihren Diktaten hatten. Sie gingen zu einem der Jungs in dessen Wohnung, korrigierten ihre Hefte und meinten, das merkt die Lehrerin nicht. Aber es fiel auf und kam zum großen Krach. Es waren Kinder von bekannten Stadtpersönlichkeiten und so einen Makel konnte es ja nicht geben, allerdings verschweigen konnte das unsere Lehrerin auch nicht. Letztlich sprach es sich doch herum.

In einer Musikstunde ereignete sich einmal Folgendes: Wir hatten eine sehr nette jüngere Musiklehrerin, die auch oft bei der Auswahl von Musikstücken auf Wünsche von uns einging. Sie spielte Klavier, so dass der Unterricht immer interessant war. Nur Noten schreiben mochten wir nicht besonders gern. Mitten in einer Stunde ging die Tür auf. Ein junges Mädchen, gut gekleidet, so etwa 16 Jahre alt, trat ein. Sie kniete nieder, senkte den Kopf, bekreuzigte sich und verharnte wortlos. Mäuschenstill warteten wir, was nun passiert. Unsere Lehrerin sprach sie an. Sie verstand vermutlich kein Wort und könnte eine Litauerin gewesen ein. Von uns sprach keiner litauisch, obwohl wir unmittelbar an der Grenze wohnten. Wir meinten letztendlich, dass das Mädchen die Klaviermusik als eine Art Kirchenmusik von der Straße her wahrgenommen hat und wohl meinte, vor einem Gemeindehaus zu stehen. Sie verließ dann genau so unauffällig und wortlos den Klassenraum und die Schule und ging in Richtung Stadt bzw. Grenze.

Für uns war sie mit Sicherheit eine Spionin. Der nationalsozialistische Erziehungseinfluss wirkte bereits so, dass wir bei allen Fremden, die sich irgendwie anders verhielten, einen Spion sahen und sogar Kontakt mit der Stadtkommandantur aufnahmen. In diesem Fall endete das so, dass wir im Zusammenhang mit dem unmittelbaren Schulschluss das Mädchen in mäßigem Abstand verfolgten. Sie ging tatsächlich zur Grenze und nach Litauen.

Nun eine Anmerkung zum Musikunterricht bzw. zum unangenehmen Notenschreiben. Eines Nachmittags hörten wir Feueralarm. Das waren lange sich wiederholende Töne auf einem Horn. Sirenen durften nur noch bei Fliegeralarm eingesetzt werden. Wir entdeckten auch bald den aufsteigenden Rauch. Nichts wie hin! Die Feuerwehr war schon aktiv, es gab aber keine Motorspritze. Vier Feuerwehrmänner quälten sich an einer Handhebelpumpe, später sah ich diese Technik nur noch in Museen. Es war ein Dachstuhlbrand im Haus, in dem unsere Musiklehrerin wohnte. Unser sehnlichster Wunsch war, dass doch unsere Notenhefte verbrennen möchten. In kindlicher Denkweise meinten wir, dass dann das Notenschreiben erledigt sei. Wir sollten uns aber gehörig irren.

Was macht man so in den Schulpausen. Man möchte sich nach dem Ruhigsitzen doch entspannen bzw. ein wenig austoben. Eine Zeitlang war Reiterkampf angesagt. Ich war der kleinste in der Klasse, hatte aber für meine Größe überdurchschnittliche Kraft. Natürlich konnte ich nur Reiter sein. Mein Pferd war groß, kräftig und ein Jahr älter. Der Mitschüler, Kurt Dombrowski, hatte schon seinen Platz in unserem Klassenraum eingesessen und hat uns „Neue“ begrüßt. Er war der Sohn eines bekannten Fuhrunternehmers der Stadt. Sitzenbleiben war für ihn kein Makel. Wenn wir uns in der großen Pause zum Reiterkampf formierten, dann sah das bei mir aus wie „Jockey auf Brauerpferd“. Mein Pferd Kurt brachte bereits in diesem Alter fast 2 Zentner auf die Waage und diese Masse war nicht umzuhauen. Er hielt mich auf seinem Rücken so fest, dass mir eher ein Ohrläppchen fehlte, als dass mich jemand runter riss. Erstaunlich war, dass unsere Lehrer bzw. die Hofaufsicht das tolerierte. Vielleicht hatten sie selbst ihre Freude daran und betrachteten das als eine Art „Wehrtüchtigung“, oder man ließ uns einfach austoben.

Für uns Schüler gab es in den letzten Kriegsjahren besondere Pflichten. Wir mussten u. a. fast täglich irgendwelche Heilkräuter, meist getrocknet, in die Schule mitbringen. Dadurch, dass wir auch vieles für den Eigenbedarf sammelten, kannten wir die meisten Kräuter bzw. Pflanzen und wildwachsenden Teesorten. Was so gesammelt wurde, war aber häufig abhängig von Blüte- und Reifezeiten. Einige Beispiele für das was gesammelt wurde, heutigen Kindern und der jungen Generation allgemein aber kaum bekannt ist: Kamille, Hirtentäschel, Gänsefingerkraut, Frauenmantel, Huflattich, Brennessel, Spitzwegerich u.v.m. Nur weiße Taubnesseln wurden nicht in die Schule mitgenommen. Die haben wir zur Apotheke gebracht. Sie wurden angemessen gut bezahlt.

Dann mussten wir auch eine Zeitlang „Rohkost“ in die Schule mitnehmen, die aber vor dem Verzehr untereinander getauscht wurde. Das war für mich kein Problem, denn unser Garten lieferte immer etwas. Möhren und Kohlrabi hatten den Vorzug.

Als 1943/44 die Bombenangriffe auf deutsche Städte immer heftiger wurden, war Berlin besonders betroffen. Schüler der etwas älteren Jahrgänge bzw. Klassen wurden zeitweilig in ländliche Regionen evakuiert. So erhielt auch unsere Schule bzw. Klasse Zugänge durch etwa fünf Schüler. Anpassungsprobleme hinsichtlich des Lehrstoffs gab es kaum, aber es gab andere Probleme. Die Schüler waren sehr anfällig für Erkältungskrankheiten und andere Infekte. Das ging einmal soweit, dass ein Schüler durch einen Mückenstich eine Blutvergiftung bekam. So lautete zumindest die schriftliche Entschuldigung für das Fehlen. Durch die vielen Feuchtwiesen gab es auch viele Mücken, an die wir uns aber gewöhnt hatten.

Etwas Positives war für diese Schüler mit dem Aufenthalt in Ostpreußen offensichtlich verbunden. Die Versorgung war trotz Lebensmittelkarten in keiner Weise so prekär wie in den Großstädten des Reiches. Und die klimatischen Bedingungen waren durch die fehlende Industrie ganz anders als in den industriellen Ballungsgebieten. Mit dem Näherkommen der Front 1944 wurden diese Schüler wieder in ihre Heimatorte rückgeführt.

Mit den Sommerferien 1944 endet meine Schulzeit. Sechs Jahre mussten reichen. Vielen anderen in den deutschen Ostgebieten ging es ähnlich. Ich habe nie wieder einen Mitschüler aus dieser Zeit in meinem späteren Leben gesehen.

### **Mein Alltag als Kind und meine Freizeitbeschäftigungen**

Da ich wiederholt zum Ausdruck brachte, dass ich bereits als Kind Zeitprobleme hatte und immer irgendwie beschäftigt war, will ich einige typische Beschäftigungen aufzeigen. Grundsätzlich gab es für jeden von uns Jungs zunehmend häusliche Pflichten. Zum Beispiel hatte ich dafür zu sorgen, dass immer genügend Feuerholz in der Küche war, denn der Kohleherd war auch im Sommer die einzige Grundlage für das Kochen. Hatte ich es mal verpasst bei Tageslicht das Holz hoch zu holen, dann musste ich im Dunkeln mit der Petroleumlampe über eine Leiter auf den Stallboden klettern. Durch die vielen Spukgeschichten, die hauptsächlich Vater erzählte, hatte ich stets Angst. Daher schaute ich bei Dunkelheit möglichst nicht nach links und nicht nach rechts, aus Furcht, es könnte irgendetwas, ggf. ein Gespenst, auftauchen. Auf unserem Stallboden waren u. a. die Ratten zu Hause und es gab viele. Es wurde zwar oft Gift gelegt, aber man hat kaum einen zahlenmäßigen Rückgang verspürt. Häufig lag da eine „Rattenmumie“ zwischen dem gehackten und gestapelten Holz, die man dann bei dem schwachen Laternenlicht wie ein Stück Holz in der Hand hatte. Scheußlich!

Die älteren Geschwister waren z.B. dafür verantwortlich, dass immer genügend Wasser in der Küche vorhanden war. Es wurde von einer Schwengelpumpe auf dem zentralen Hof geholt. Ein anderer war für die Kohle zuständig, die im Keller gelagert war.

Ich hatte auch eine längere Zeit die Kaninchen zu versorgen, und wir hatten nicht wenige. Die Kaninchen dienten der zusätzlichen Fleischversorgung. Es war der typische Sonntagsbraten. Kaninchenfutter gab es im näheren Umfeld ausreichend. Gras wuchs überall, z.B. auf der sogenannten „Bleiche“, den Feldrändern usw. Die „Bleiche“ war eine Art kleine Wiese, wo die Weißwäsche nach dem Waschen ausgelegt wurde und über eine längere Zeit feucht gehalten wurde. Sie sollte durch die Sonne ausbleichen und besonders weiß werden. Aber zurück zu den Kaninchen. Es sind bekanntlich Nagetiere, die möglichst ständig was zwischen den Zähnen haben möchten. Weiterhin gehörte auch das Ausmisten der Ställe zu meinen Aufgaben. Zu der Zeit war ich noch keine 12 Jahre alt. Ich übernahm auch das Schlachten der Tiere, Fell abziehen und Kaninchen ausnehmen. Die Felle wurden zum Trocknen auf Bügel gespannt und mussten abgeliefert werden.

Wir hatten weiterhin ein Schwein, Hühner und ab 1941 Tauben. Die Tauben waren in meiner Obhut. Mit dem Schwein wollte ich nichts zu tun haben. Wenn z.B. der Stall von Vater oder Mutter ausgemistet wurde, ließ man das Schwein frei auf dem großen Hof rumlaufen. Das Schwein ge-

noss seine ungewohnte Freiheit und raste wie angestochen umher und rannte dabei alles um, was im Wege stand. Meine Rettung und Lebensversicherung war immer die sogenannte Mistkaule. Für 12 Wohnungen, aber abgeteilt, gab es so eine Art abgedeckte, gemauerte Buchten für den Mist, dort kam das Schwein nicht hinauf. Schweinen gehe ich auch heute noch aus dem Weg.

Auch wurde ich noch ständig in die Gartenarbeit einbezogen. Dies bedeutete vor allem Mistfahren oder andere Transporte mit dem Handwagen. Das gehörte einfach dazu und es gab kein Murren.

Und dann gab es für mich gelegentlich besondere Aufgaben, die ich ausgeprägt widerwillig erledigte. Ein Beispiel: Ich musste absichern, dass der Nachttopf von Werner immer gesäubert zur Verfügung stand. Er brauchte ihn noch ständig für sein „großes Geschäft“. Unser Nachttopf war aus Glas, ein Kriegserzeugnis. Metalle wurden für die Waffen- und Munitionsherstellung benötigt und da gab es stets einfallsreiche Lösungen. Abgesehen vom Anblick eines durchsichtigen gefüllten Topfes, war das immer eine zum Erbrechen anregende Angelegenheit. Ich musste ja den Topf aus der 3. Etage über den Hof und in unser Plumpsklo entleeren. Und das häufig, wenn es schon dunkel war.

Eines Tages gab es für mich eine bis heute unvergessliche Katastrophe. Es war schon dunkel. Im Krieg, wo grundsätzlich alle Fenster verdunkelt waren, hatte man im Flur alle normalen Glühlampen durch blau eingefärbte ausgetauscht. Es war fast so eine Geisterbeleuchtung, die das Umfeld nur wenig ausleuchtete. Ich ging mit meinem unappetitlichen Topf die Treppe runter, kurz vor der unter uns liegenden Etage blieb ich mit meiner Trainingshose am gusseisernen verschnörkelten Geländer hängen und schoss etwa vier Stufen kopfüber nach vorn. Den Topf konnte ich retten, den Inhalt aber nicht. Obwohl ich schon sehr viele natürliche Sommersprossen hatte, kam eine Unmenge hinzu. Nachbars Wohnungstür, Wände und das gesamte Treppenhausplateau der Etage sahen umfassend dekoriert aus. Über den Geruch will ich mich nicht auslassen, ich rieche ihn immer noch.

Und Strafe muss auch noch sein! Mutter drückte mir den Scheuerlappen in die Hand und ich durfte mein Missgeschick auch selbst wieder gutmachen. Der Geruch war aber ausgesprochen nachhaltig, wobei ich bei der Geisterbeleuchtung sowieso vieles nicht erwischt hatte. Wir hatten keine Dusche oder Bad. Es gab nur eine Waschschiüssel. Man hatte so das Gefühl, beim Waschen nicht alles beseitigt zu haben.

Das waren die hauptsächlichen Pflichten so im Alter zwischen 10 und 12 Jahren. Es gab aber auch die Kür, in der ich dann doch sehr umfangreich eigenen Interessen nachgehen konnte. Die hatte ich von beiden elterlichen Seiten geerbt. Vater fand sich in allen Gewerken zurecht und konnte eigentlich alles. Aber Mutter stand ihm mit ihrem Improvisationstalent kaum nach und sie schneiderte auch viele Kleidungsstücke für uns Kinder selbst.

Da ich den kleinen Bruder Werner kaum noch betreuen musste und er sich selbst altersangemessene Abenteuer suchte, konnte ich meine Zeit selber planen. Spielzeuge hatten wir kaum, da war für den Kauf kein Geld da. Also bastelte man sich selbst etwas. Das förderte handwerkliche Fähigkeiten und Fertigkeiten. So schnitzte ich einmal eine Vielzahl von Köpfen für ein „Kasperletheater“, schneiderte die Kleidung dazu und machte für die kleineren Kinder Vorstellungen. Wenn ich daran denke, dass das alles mit primitivstem Werkzeug entstand, dann bin ich fast heute noch stolz darauf, was man alles so fertig brachte. Für Werner baute ich einen Roller, aus Mitleid, weil Gleichaltrige einen hatten und er nur zuschauen konnte, wenn sie rollerten. Das klappte auch, nur als ich ihn auch ausprobieren wollte, hat er mein Gewicht nicht verkraftet.

Entsprechend dem Zeitgeist und der politischen Erziehung und Einflussnahme standen Kriegs- bzw. Geländespiele meist an erster Stelle. Dafür mussten Waffen her. Sie wurden für die Mehrzahl der Jungen aus dem Umfeld von mir gefertigt. Dazu gehörten Säbel, Gewehre, Pfeil und Bogen, eine Armbrust, Pistolen mit Gummizug zum Schießen für kurze Entfernungen u.v.m.

Ein Katapult bzw. eine Steinschleuder hatten wir immer bei uns und dazu die größtmäßig erforderlichen Steine in der Hosentasche. Auch so ein Instrument kann gefährlich sein. Wir haben das als Kinder nie so gesehen. Ein Katapult zählt heute offiziell zu den Waffen. Einmal hatte ein uns

bekannter älterer Junge einen anderen als Zielscheibe ausgewählt. Er war ein treffsicherer Schütze. Sein Stein oder eine Schraubenmutter durchschlug die Wange und ein Zahn musste auch noch dran glauben. Bei unseren Kriegs- und Geländespielen wurden sie grundsätzlich eingesetzt. Allgemein gab es aber keine großen Verletzungen. Zur Treffsicherheit gilt bei allem: Übung macht den Meister! Lebendziele waren Spatzen und Krähen, aber zum Üben gab es andere Möglichkeiten:

Heinz Kablitzki war etwas älter als ich und wohnte auch in unserem Haus. Wir waren viel zusammen. Als Einzelkind hatte er viele Freiheiten und es wurde ihm fast alles verziehen, insbesondere von der Mutter. So passierte es nicht selten, dass ich mit einbezogen wurde, wenn er wieder einmal blöde Einfälle hatte. Heinz wurde von uns Jungs nur „Schullek“ gerufen. Das war wohl ein Schimpfname der aus dem Litauischen stammte. Ich benutzte den Namen nur, wenn ich ihn ärgern wollte. Wir waren in Kablitzkis Garten und Heinz stachen die großen Knospen der Pfingstrosen in die Augen. Kurz überlegt zog er sein Katapult aus der Tasche, die Steine waren ja vorrätig in der Hosentasche vorhanden, und aus einer Entfernung von etwa 4 m begann das Zielschießen. Ich warnte ihn zwar und hielt mich heraus, aber er hatte Blut geleckt und suchte den Erfolg. Die Trefferquote war zu Beginn erwartungsgemäß gering. Die Entfernung wurde stetig verkürzt, die letzten Knospen mussten dann in Nahdistanz dran glauben. Er war jedenfalls erfolgreich. Kurz danach entdeckte seine Mutter den kahlen unansehnlichen Rosenbusch, nur noch Stängel, sie war schockiert.

In der Gartenlaube saßen mehrere Frauen aus dem Hause beim üblichen Tratsch und rätselten darüber, wer die Knospen wohl abgerissen hat. Unser Werner, damals um die 4 Jahre alt, kann das nur gewesen sein. Frau Kablitzki biss sich an diesem Gedanken so fest, dass es gar nicht anders sein konnte. Ich bekam das mit und sagte wiederholt und bestimmend: „Werner war das nicht, ich weiß, wer es war, möchte es aber nicht sagen!“ Sie ließ nicht locker. Ich wollte wirklich nicht sagen, dass es ihr Heinz war. Sie provozierte immer wieder, bis ich dann sagte, dass es Heinz war, der die Knospen abgeschossen hatte. Sie war dann ernüchtert, blamiert und ruhig. Später fragte sie mich dann: „Musstest du das denn sagen, dass es Heinz war?“ Sie hatte es heraufbeschworen, aber so sind eben Mütter von „Goldkindern“. Aber Heinz trug es mir nicht nach. Für ihn war es ein Erfolgserlebnis, es gab sowieso keine Konsequenzen.

Ich erwähnte vorhin, wenn ich Heinz ärgern wollte, rief ich auch „Schullek“. Aber das in gesteigerter Variante. Kablitzkis wohnten Parterre, wir in der 3. Etage. Wenn wir zeitgleich in unsere Wohnungen gingen, gab es meist folgendes Ritual: Wenn ich meinte genügend Vorsprung beim Treppehochgehen zu haben, kam folgender provozierender Ruf von mir: „Schulle, Schulle Portemann, kläft die Hack ant Orschloch an!“ (...klebt die Hack am Arschloch an). Ich versuchte mit Doppelstufen unsere Wohnung zu erreichen, er raste hinterher. Er war ein guter Sportler und erreichte mich meist kurz vor unserer Wohnungstür. Der Tritt in den Hintern war mir gewiss, aber damit war alles abgetan. Letztlich war er der Sieger.

Womit beschäftigte ich mich sonst noch? Beim Soldatenspielen wollte ich auch äußerlich wer sein. Obwohl ich fast der Kleinste in unserer Altersgruppe war, wurde ich aber in eine Art Kommandeursposition gehoben. In dieser Stellung musste ich unbedingt Schulterstücke tragen. Wenn Mutter nicht zu Hause war, ging ich an die Nähmaschine und nähte mir welche. Für das Bedienen der Maschine reichte das Zusehen, wenn sie sich daran zu schaffen machte. Nur eines fiel mir schwer, einen gleichmäßigen Rundlauf zu erzielen. Die Nähmaschinen hatten früher keinen Elektromotor. Es gab eine Fußwippe und eine große Riemenscheibe, die gleichzeitig die Funktion eines Schwungrades hatte. Man musste schon eine richtige Bedientechnik entwickeln, damit die gleichmäßige Drehbewegung zum Nähen gesichert war. Mutter merkte manchmal, dass ich an der Maschine war. Ursache war, wenn ich eine Nadel abgebrochen hatte und eine neue nicht so richtig justiert hatte.

Bei unseren Kriegsspielen, die eben ein Ausdruck jener Zeit waren, gab es häufig Steigerungen in Härte und Umfang. Es blieb nicht bei den relativ zahmen Kämpfen unter uns Jungs unserer „Reihe“, sondern es ging schon mal „Reihe gegen Reihe“. Die Reihe war ja ein fester Begriff in unserer sogenannten Kolonie. Drei Häuser mit einem gemeinsamen angeschlossenen Hof waren eine Rei-

he. Auch für die allgemeine Orientierung in der Stadt war es die 1. oder 3. Reihe, wo jemand wohnte.

Unser Hauptgegner war meist die 1. Reihe und da kam schon eine beträchtliche Anzahl von Jungs zusammen. Wir wohnten in der 2. Reihe. Bei so einer gewollten Auseinandersetzung war der Sieg meist abhängig von wenigen „Draufgängern“, die keine Angst hatten, auch mal einen Stockhieb zu verkraften. Solche Fehden waren häufig. Aber es war auch nicht die Ausnahme, dass sich die Reihen bzw. die ganze „Kolonie“ zusammenschloss und gegen ein anderes Stadtviertel kämpfte. Das war ja alles im Sinne des Erziehungszieles dieser Gesellschaft.

Die sehr häufigen Auseinandersetzungen mit der 1. Reihe wurden stets diplomatisch gelöst. Ich war während meiner gesamten Schulzeit mit Heinz Felgendreher von der 1. Reihe befreundet. Der Vater war Beamter bei der Bahn und mit weniger Kindern war die finanzielle Basis eine bessere. Heinz besaß bereits sehr früh ein Fahrrad. Er war mindestens einen Kopf größer als ich und ich passte durch meine Größe bequem auf die Querstange seines Rades. Wir unternahmen viel gemeinsam. Bei den Auseinandersetzungen hatten wir beide die Gabe, Einfluss auf die Jungs der eigenen Reihe zu nehmen. Die Fehden wurden auf diese Art meist friedlich beendet, so dass sich keiner als Verlierer fühlte.

Nun wieder zurück zu meiner Entwicklung im Sinne handwerklicher Fähigkeiten. Oft habe ich Vater über die Schulter geschaut, wenn er Schuhe besohlte, Holzpantoffeln anfertigte oder ähnliche Dinge machte. Mit etwa 11 Jahren versuchte auch ich meine Schuhe selbst zu besohlen. Schusterwerkzeug, ein sogenannter Dreifuß u. a. gehörten zu Vaters Ausrüstung und waren auch für mich zugänglich. In der Küche hatten wir ein Schränkchen mit Aufsatz, den wir auch Schustertisch nannten. Das war wohl mehr von der Funktion abgeleitet, als vom Äußeren. Der Aufsatz war der Bücherschrank, klein, aber wir hatten ja kaum Bücher. Mein erstes Versuchsexemplar waren meine Lederturnschuhe, die eigentlich normal genutzte Straßenschuhe waren. Die Sohle war durchgelaufen, da musste also etwas Neues drauf. Es sollte im Prinzip keiner merken, dass ich sie zu lange getragen hatte.

Früher hatten alle Schuhe eine Ledersohle und es wurde auch mit Leder besohlt. Erst in der Notzeit kamen Gummisohlen auf. Jedenfalls suchte ich mir von alten hohen Schuhen die abgeschnittenen Seitenteile heraus. Bei uns wurden alte Schuhe nicht weggeworfen, das brauchbare Leder wurde aufgehoben und fand mit Sicherheit irgendwann eine Verwertung. So auch jetzt. Wie die Täkse, es sind die speziellen Nägel für das Besohlen von Schuhen, hineingeschlagen bzw. angeordnet wurden, da hatte ich nicht genügend bei Vater aufgepasst. Jedenfalls kam Vater bei meiner Handwerkelei dazu und ich rechnete mit dem Schlimmsten. Aber es kam anders. Er nahm mir den Schuh aus der Hand, schaute sich das Werk an, gab mir in aller Ruhe Hinweise, wie ich es richtig machen musste. Es kam kein Donnerwetter. Ich hatte die Täkse über die ganze Sohle verteilt hineingeschlagen, es darf aber nur am Außenrand und in einer Reihe genagelt werden. Dieses Kenntnis sollte später für mich von Nutzen sein.

Ein anderes Mal gab Vater mir sein Taschenmesser, ich wollte damit ein Stück Holz spalten. Ich brach die Klinge ab. Für mich stand fest, dass ich mit Sicherheit eine ordentliche Tracht Prügel bekomme. Heulend gab ich Vater das nicht mehr verwendbare Messer zurück. Ich bekam keine Prügel. Er zeigte mir nur, was ich falsch gemacht hatte. So konnte er auch sein. Vielleicht hatte er sich auch durch die Ereignisse des Krieges und den belasteten Alltag verändert.

Warum diese Feststellung? Unsere Erziehung war durch Vaters „starke Hand“ geprägt. Wenn ich sage, dass in Griffnähe ein 7-Strahl und ein 3-Strahl postiert waren, dann ist ein weiterer Kommentar nicht erforderlich. Zur kurzen Erläuterung: An einem kurzen besenstieldicken Stock sind bleistiftdicke Riemen befestigt. In diesem Fall einmal 3 bzw. 7, ca. 40 cm lang. Mit diesem „Züchtigungsgerät“ wurde häufig nur wegen Nichtigkeiten der eigene Frust abgelassen. Die ältesten Brüder mussten am meisten verkraften, ich weit weniger. Der Jüngste gar nicht. Nur unsere Schwester will sich an diese Erziehungspraxis nicht mehr erinnern. Sie wurde von Vater nie angetastet, und kannte noch nicht mal eine Ohrfeige. Ihren Anteil bekamen die Jungs sicher mit!

Mutter lehnte diese körperliche Züchtigung ab. Selbst bei einer verdienten Ohrfeige bremste ihre Hand beim Zuschlagen immer ab, so dass die Hand das Ziel selten erreichte. Ich erinnere mich noch, als Vater einmal unseren Helmut brutal verprügelte. Der Weg in die Küche um den 7 Strahl zu holen war ihm zu weit. In der Nähe lag ein Schulterriemen, der hatte am Ende zwei größere Karabinerhaken. Und mit dieser Seite schlug er unkontrolliert auf Helmut ein. Nach angemessener Zeit und Einspruch ging Mutter dazwischen. Vater hörte nicht auf, diese Schläge trafen dann eben Mutter.

Zurück zu meiner produktiven Freizeitbeschäftigung. Ich war noch nicht 11 Jahre alt, da begannen wir mit einer kleinen Taubenzucht. Es waren Brieftauben, die Erwin von einem Litauer bekam, der auch in der Tischlerwerkstatt arbeitete. Im Krieg wurden viele Litauer zu Arbeiten in unserer Stadt verpflichtet. Die Brutnischen, den Taubeneinflug mit Zugmechanismus für gemeinsame zwei Klappen baute ich schöpferisch selbstständig ohne Anleitung. Über die Waghalsigkeit in diesem Alter sollte ich eigentlich nichts sagen, höchstens: zur Nachahmung nicht empfohlen! Um auf das Dach des 2-stöckigen Stalls zu kommen, klemmte ich mich an die obere Tür des Stallbodens fest, schwenkte die Tür rum und kletterte bei der sich ständig bewegenden Tür auf das Dach. Runter ging es noch schlechter. Ich hab's aber immer geschafft.

Im Zusammenhang mit den Tauben ergab sich auch, dass einmal eine auf dem Dach des Hauses sitzende Taube nicht zurück in den Schlag wollte. Ich bin durch die Dachluke des Schornsteinfegers aufs Dach und wollte die Taube vertreiben. Die Mitbewohner des Hauses sahen das und wollten mich runter holen. Ein Kind auf einem relativ hohen Haus und Dach schockiert schon! Was tun? Ich bin auf dem Dachfirst wie ein Reiter zur anderen Haushälfte gerutscht, ein Freund ist zeitgleich zur dortigen Dachluke und hat sie mir geöffnet, ich konnte ohne Hilfe durch die Erwachsenen verschwinden.

Was ist waghalsig? Ich traute es mir zum Beispiel nicht zu, mich auf dem Laufsteg stehend zu bewegen. Das Rutschen auf dem Dachfirst schien für mich gefahrlos. Aber trotzdem, wie würde man heute reagieren, wenn ein 11-jähriger Junge sich auf einem Dach in so einer Höhe aufhalten würde? Es gäbe sicher ein größeres Aufgebot durch Rettungskräfte und die Reporter hätten ihre Story.

Was konnte man sonst noch so am Nachmittag anfangen außer Zeitung austragen und wenig für die Schule tun? Vater arbeitete ja bei der Reichsbahn, war vielseitig einsetzbar und machte oft Vertretungen, wenn irgendwo jemand akut ausfiel. In diesem Fall vertrat er u .a. einen Schrankenwärter unweit vom Stadtrand. Es war die Straße nach Kinderweiden, dort sind wir auch immer zu unserem großen Kartoffelacker, mit der Bezeichnung „hinter den Tannen“, gegangen. Ich kannte mich dort gut aus. Also habe ich geplant Vater zu besuchen. Er freute sich bei meinem Erscheinen. Allerdings musste ich mich so verhalten, dass mich kein Zugführer eines vorbeifahrenden Zuges sehen konnte. Das wäre für den Zugführer meldepflichtig gewesen und da war man sehr korrekt. Jedenfalls saß ich gerade in dem Schrankenwärterhäuschen, als der dort wohnende Schrankenwärter auch erschien. Sicher wollte er nur ein kleines Schwätzchen machen. Der ältere Herr hatte im 1. Weltkrieg den rechten Arm verloren und anstelle einer Hand schaute ein großer Haken aus dem Ärmel hervor. Schon allein das war für mich angsteinflößend. Aber diese Variante Armprothese war üblich und auch praktisch. Man konnte so einen Eimer Wasser, einen Korb, oder ähnliches transportieren.

Der Schrankenwärter kam nicht allein, er hatte seinen großen Schäferhund mit, dem er so einige Tricks beigebracht hatte. Vor großen Hunden hatte ich immer schon Respekt und legte Wert auf eine angemessene Distanz. Während ich so dasitze mit meiner Schildmütze auf dem Kopf, sagte er zu seinem Hund: „Na, nimm ihm mal das Mützchen ab!“ Der Hund, folgsamer Diener seines Herrn, richtet sich auf, nimmt mir mit gefühlvollem Biss die Mütze vom Kopf und legt sie auf den Tisch. Der Schreck saß sehr tief. Und der Schäferhund war ja bei uns der Wolfshund, also nicht weit weg vom richtigen Wolf im Märchen und damit ausgeprägt ängstigend.

Vater musste wieder einmal Vertretung machen, aber diesmal auf einer Blockstelle in Altbruch. Ein Ort, der auf der halben Strecke zur Kreisstadt Ebenrode lag. Zu dieser Blockstelle gab es eine immer wieder erzählte Begebenheit. Der Ort hieß früher Peschicken und wurde 1938 in Altbruch umbenannt. In dieser Blockstelle war vor seiner Pensionierung ein Beamter mit Namen „Sturm“ tätig.

Alle Telefonapparate aller Schrankenwärter und der Blockstelle waren parallel geschaltet, so dass jeder jedes Gespräch mithören konnte. Das war praktisch und so gewollt. Wenn z.B. eine Zugmeldung oder anderes vom Ausgangsbahnhof an alle Schrankenwärter durchgegeben wurde, dann läutete es bei allen zeitgleich und alle erhielten auch zeitgleich die Meldung. Da die Gespräche manchmal privaten Inhalt hatten, wurden sie nicht registriert und ein kleiner Scherz war üblich. Es meldete sich bei einem fingierten Anruf auch die Blockstelle. „Peschicken Sturm“ hieß es. Was, in Peschicken ist Sturm? Bei uns ist es windstill und von einer Sturmwarnung ist uns nichts bekannt. Das ging so ein Weilchen und als „geborener Eisenbahner“ stand er immer stramm am Diensttelefon, sagte man ihm nach. Alle anderen Teilnehmer amüsierten sich und so etwas war dann auch bald Stadtgespräch, da sich die meisten Eisenbahner untereinander kannten. Ich lernte den alten, eigentlich gemütlichen Herrn selbst kennen. Es war aber schon nach der Evakuierung aus unserem Heimatort.

Aber zurück zur Blockstelle. Eine Blockstelle hat die Funktion eine enge Zugfolge zu ermöglichen. Hier waren es ca. 6 Kilometer zwischen zwei Bahnhöfen. Es gab eine Signalanlage für beide Richtungen. Ein Signal konnte nur geöffnet werden, wenn der durchgefahrene Zug den Folgebahnhof für diesen Abschnitt erreicht hatte und das Einfahrtsignal dort geschlossen wurde. Bis dahin war das Signal an der Blockstelle geschlossen und „blockiert“ und der Streckenabschnitt konnte nicht befahren werden. Der Folgezug musste vor dem Signal stehen bleiben. Das Ganze lief elektromechanisch ab. Wenn die Strecke freigegeben wurde, wurde das Signal von Hand betätigt, d.h. mittels Hebel, Stahlseilen, Umlenkrollen u. ä. Trotz Ausgleichsgewichten ging das relativ schwer.

Vater musste über einige Monate dort Dienst tun, da einer der dort wohnenden Blockwärter einen schweren Unfall hatte. Für Vater war das eine recht angenehme Tätigkeit in einer 12-Stunden-Schicht. Ich konnte ihn oft besuchen und fuhr mit dem Damenfahrrad meiner Schwester Gertrud dorthin. Sie fuhr ohnehin kaum mit dem Fahrrad, aber entsprechend ihrer Stellung in der Familie musste sie eins haben. Zu der Zeit war eine „Vollballonbereifung“ üblich. Die hatte zwar eine bessere Federwirkung, fuhr sich aber recht schwer. Wenn ich das Rad benutzte, musste ich über die gesamte Strecke, 6 Kilometer, stehend auf den Pedalen fahren. Ich reichte einfach nicht auf den Sattel.

Zugmeldungen auf der Blockstelle vollzogen sich damals grundsätzlich über die Morsetechnik. Das Morsealphabet basiert nur auf einem Punkt-Strich-System für alle Buchstaben und Zahlen. Die Morseapparate hatten sich wohl seit ihrer Erfindung kaum weiterentwickelt. Es waren richtige, aber störungsfrei arbeitende Monster, die auf der Basis von Stromstößen bzw. Elektromagneten arbeiteten. Es gab einen Trick wenn man mit dem Gerät schreiben wollte, ohne dass es ins Netz ging. Das habe ich ausgekostet und auf diese Art sogar das Morsealphabet erlernt. Das ging so: Man löste die Impulse nicht über den Bedienhebel aus, sondern gab sie über eine Magnetbrücke nur auf das eigene Gerät. Der individuell geschriebene Text wurde dann später aus dem beschriebenen Papierband herausgerissen und das Band ohne zu kleben wieder zusammengewickelt. So ein Band hatte die Breite von Papierschlangen, wie man sie heute zur Dekoration verwendet. Die beschriebenen Bänder der Blockstelle wurden zentral archiviert.

Es gab noch eine Besonderheit. Eine Blockstelle wurde meist an einem Straßenübergang gebaut. Dadurch konnte die Bahnschranke vom Blockwärter betätigt werden. So sparte man einen Schrankenwärter ein. Früher wurden die Schranken erst bei Sichtweite des Zuges geschlossen. Wenn ich mich auf der Blockstelle aufhielt, durfte ich die Schranke betätigen. Allerdings musste ich mich so verhalten, dass ich nicht gesehen werden konnte.

Einmal habe ich es verpasst die Schranke zu schließen und Vater in eine missliche Lage gebracht. Der Zugführer war verpflichtet, Meldung zu machen. Zum Glück war niemand auf der Straße bzw. überquerte den Bahnübergang. Allgemein waren es sowieso nur wenige Pferdefuhrwerke, die die Straße benutzten. Für den Transport von irgendwelchen Gütern gab es damals kaum Motorfahrzeuge und für die Personenbeförderung nur wenige Buslinien. Wenn man in die Stadt wollte, fuhr man meist mit dem „Milchwagen“ mit, der die frische Milch des ganzen Dorfes in die nächste Molkerei fuhr. Dem jeweiligen Kutscher war das nicht unangenehm. Er hatte jemanden, mit dem er sich unterhalten konnte.

Nun zu einigen typischen Gemeinschaftsspielen unter uns Jungs, die uns auch sportlich forderten und stets mit Erfolgserlebnissen verbunden waren. Meistens waren solche Spiele von der Jahreszeit abhängig. Im Frühjahr, gleich nach der Schneeschmelze, begann es mit dem „Kreiseln“. Ein kleiner Stock war schnell beschafft, eine Schnur von ca. 70 cm daran befestigt und es konnte losgehen. Ebene Flächen, meist Fußwege, waren überall vorhanden und einer steckte den anderen an.

Dann folgte das „Murmeln“. Tonmurmeln gab es eigentlich immer zu kaufen, selbst im Kriege. Ich versuchte auch selber welche zu formen und zu brennen, aber sie so richtig rund zu kriegen, da gab's Grenzen. Wer Glas- oder Stahlmurmeln hatte, war natürlich der besonders begehrte Murrempartner. Die Beutel für die Aufbewahrung wurden selbst genäht.

Auch hierzu gibt es ein besonderes Erlebnis. Heinz Kablitzki, also Schullek, luchste einem etwas jüngeren Jungen in der Kantstraße, gleich in der Nähe, alle Murmeln ab. Er hatte sie entsprechend den Regeln ordentlich gewonnen und war gerade dabei, seine Ausbeute in den Beutel hinein zu zählen. Der Verlierer, einer von Eitbergers Jungs, der Vater war einer der seltenen Grenzpolizisten, stand etwas abseits und versuchte sich mit dem Verlust abzufinden. Das fiel ihm scheinbar schwer. Er zog seine Holzpantoffeln aus, steckte jeweils die Hand hinein, ging unauffällig von hinten auf Heinz zu und trommelte mit den Pantoffeln auf Kopf und Nacken des Gewinners ein. Ehe Heinz die Schrecksekunde überwunden hatte und das Ganze begriff, war er schon auf Socken davon, selbst bei nassem und pfützenübersättem Boden. Normal hätte ihn Heinz nach Strich und Faden verprügelt und zu Recht „bestraft“.

Ein weiteres Spiel war „Klipp“. Ich habe dieses Spiel anderswo nie gesehen. Zur Vorbereitung der Spiels gehörten zwei Ziegelsteine, ein Stock, etwa so dick wie ein Besenstiel und reichlich einen halben Meter lang, und ein kurzes Stück Holz. Wir nahmen meist ein normal gehacktes Stück Feuerholz. Die Ziegelsteine wurden längs auf Kante hingelegt mit einem Abstand zueinander, so dass der Stock bequem hindurchging. Das Stück Holz wurde an der vorderen Kante draufgelegt und mit einer Schöpfbewegung möglichst so weit weggeschleudert, dass es außerhalb der Reichweite eines zweiten Spielers landete. War der zweite Spieler in der Lage das Stück Holz zu fangen, gab es Punkte. Die Punktzahl war abhängig von der Art des Schlagens und des Fangens, z.B. Fang einhändig, zweihändig oder Hände über Kreuz. Der zweite Schlag war, das Stück Holz lotrecht in die Hand zu nehmen und mit dem Stock weg zu schlagen. Dabei musste man möglichst in der Mitte treffen. Dieser Schlag hieß „Deikus“. Ihm folgte der „Doppeldeikus“. Das Stück Holz wurde an einem Ende mit der Hand leicht festgehalten und am anderen Ende mit dem Stock so angehoben, dass es in der Waagerechten war. Dann musste das Stück Holz mit dem Stock um seine Längsachse gedreht und gleichzeitig weg geschlagen werden. Die Fänger erhielten wieder Punkte, aber in doppelter Wertung.

So ein richtig glücklicher Mitspieler war ich nie. Ich hatte immer Angst, ich treffe meine Fingerspitzen und so ließ ich das Stück Holz meist zu zeitig los und es fiel ohne zu treffen auf die Erde. Das war immer belustigend für die anderen. Dem Namen der Schläge nach nehme ich an, dass das Spiel aus dem Litauischen kam.

Besonderen Spaß machte das Spiel „Suloch“ (Sauloch). Je mehr Teilnehmer, umso besser. Jeder Teilnehmer brauchte einen Stock, ein abgelegter Spazierstock war noch besser. Weiterhin brauchte man noch einen kleinen Ball, am besten einen Tennisball. Es wurde ein halbtiefes Loch gemacht, wo der Ball bequem drin liegen konnte. Auf einem Radius zu diesem Loch, so in ca. 4 m Abstand, wurden für jeden Teilnehmer, minus 1, in etwa gleichmäßigem Abstand zueinander, ebenfalls Löcher gemacht. Dann wurde der Ball angemessen weg geschlagen. Alle Teilnehmer steckten ein Stockende in das zentrale Mittelloch. Einer gab das Kommando „Suloch um“, und alle versuchten ein Außenloch mit dem eigenen Stock zu belegen. „Den letzten beißen die Hunde“, heißt es. Wer kein Loch erwischte hatte, musste nun versuchen, mit seinem Stock den Ball in das Mittelloch zu bringen. Alle anderen versuchten das zu verhindern und den Ball wieder wegzuschlagen. Wenn es dabei dem „Lochlosen“ gelang ein freies Loch zu belegen, gab es einen anderen Mitspieler ohne Loch und alles begann von Neuem. Das Spiel war beendet, wenn es gelang, den Ball tatsächlich ins zentrale Loch hineinzukriegen. Bei diesem Spiel gab es immer Stimmung.

Die Herbstwinde waren die Zeit des Drachensteigens. Mein Drachen war immer ein Eigenprodukt, selbst die Holme wurden mit dem Messer geschnitzt. Ich bevorzugte den „Rechteckdrachen“. Er hatte mehr Angriffsfläche für den Wind und flog ruhiger. Ich baute auch welche für andere Jungs. Geklebt wurde das Bespannpapier immer mit einer nicht mehligem Pellkartoffel. Ich hatte immer eine griffbereit auf dem Schrank in der Küche. Gelegentlich wurde sie erneuert. An Tagen, wo viele gleichzeitig ihre Drachen steigen ließen, passierte es schon, dass bei zu geringem Abstand Drachen einander verhakelten und abstürzten.

Zum Drachensteigenlassen nutzen wir die angrenzende Viehkoppel gleich in Verlängerung unserer Häuserreihe. Nicht selten passierte es, dass ein Drachen beim Absturz in die Hochspannungseitung geriet. Es wurde mit Vorsicht versucht, den Drachen abzuschneiden. Gegebenenfalls überließ man ihn seinem Schicksal. Angeblich sollte manche Schnur leitfähig sein, zumindest bei Nässe. Manchmal riss auch eine Schnur, und bei starkem Wind flog der Drachen für immer davon.

Eine ganz besondere Möglichkeit für meine handwerkliche Entwicklung bot sich beim Flugmodellbau. Dafür gab es innerhalb der Organisation NSFK (Nationalsozialistischer Fliegerkorps) eine Sektion Flugmodellbau. Für viele war diese Organisation eine Vorstufe zur Pilotenausbildung, um dann zur Luftwaffe einberufen zu werden.

Einmal in der Woche, an einem Nachmittag, konnten wir in einem früheren Geschäftsraum nach Vorlagen Flugmodelle bauen. Geleitet hat das so ein nichtkriegstauglicher älterer Herr, der stets in seiner fliegergrauen NSFK- Uniform mit einem kleinen Motorrad erschien. Der hatte so ausgeprägt starke O-Beine, dass wir immer sagten „man kann da ein Kommissbrot durch werfen“. Er beschaffte immer das erforderliche Material, aber Hinweise oder Anleitungen zum Basteln gab er nie. Was wir nicht von älteren Mitgliedern abschauen konnten, musste man sich selbst ausdenken. Im Prinzip war das recht fördernd. Insgesamt gab es für mich keine Probleme, obwohl ich zu der Zeit nur 11 bis 12 Jahre alt war. Die Flugmodelle hatten konkrete Namen, so z.B. Jungvolk, Baby, Nettelbeck und andere. Der jüngste Modelltyp mit einer großen Spannweite hieß „Rhön“. Sicher standen Rhön und Wasserkuppe Pate, denn bereits damals gab es dort schon eine der bekanntesten Segelflieferschulen Deutschlands. Leider wurde dieses Modell nicht mehr fertig, unsere Modellbaustation wurde aufgelöst. Vermutlich fehlten dann in den fortgeschrittenen Kriegsjahren die materiellen Voraussetzungen.

Was auch zu den besonderen Erlebnissen im Herbst gehörte, das waren die Kartoffelfeuer mit dem Garen von Kartoffeln. Nach der Kartoffelernte fiel eine große Menge Kartoffelkraut an, das noch lange auf den Äckern liegen blieb und richtig abtrocknete. So ein besonderes Ereignis sprach sich durch die Vorbereitung schnell herum und wir waren meist eine große Meute. Alle schleppten das Kartoffelkraut heran und es wurde ein großer Berg aufgetürmt. Die Besitzer der Äcker hatten nichts dagegen, letztlich haben wir ihnen eine Arbeit abgenommen. Manchmal klauten wir auch noch Stroh von einem Bauern in der Nähe, wenn das Kartoffelkraut zur Neige ging. Ein angebranntes Stück Papier diente als Lunte und in kurzer Zeit brannte unser Riesenfeuer. Zwischendurch wurden auf den abgeernteten Äckern Kartoffeln gesammelt, die meist beim Ausgraben in der Erde geblieben waren. Wir brauchten eine Menge, denn wir waren ja viele Jungs. Wenn das Kartoffelkraut abgebrannt war, wurden die Kartoffeln in die Glut zum Garen gelegt, das brauchte seine Zeit. Aber am Feuer zu sitzen, das strahlte immer eine Romantik aus. Anschließend fand die gerechte Verteilung der Kartoffeln statt. Außen verkrustet und schwarz wie Kohle, so sahen auch nach dem Essen unsere Hände und „Mäuler“ aus. Aber grundsätzlich schmeckten diese Kartoffeln besser als die zu Hause gekochten.

Man könnte noch vieles über die recht abenteuerliche Kindheit erzählen. Irgendwie war man körperlich immer aktiv und freiwillig, sportlich in Bewegung. Es gab auch andere Erlebnisse, die sich im Leben nie wiederholen sollten. So auch das Folgende: Wir hatten, wie damals üblich, ein Plumpsklo. Jede Wohnung natürlich ein eigenes, und so waren sechs in einer Reihe angeordnet, aber die Sammelgrube gab's gemeinsam. Für die Entleerung gab es außerhalb einen Schacht mit Deckel, der für uns auch als Start und Ziel beim Versteckspiel diente. Die Entleerung erfolgte zeitlich in einem festen Zyklus mit der von uns so bezeichneten „Scheißkanone“.

Die Scheißkanone, ein großer Kessel auf einem Fahrwerk montiert, mit einem richtigen Kutscherbock, wurde von 2 Pferden gezogen. Am hinteren Ende des Kessels war oben drauf ein so genannter Dom mit Deckel. Der wurde geöffnet und eine Art Stütze hielt den Deckel offen. In der Nähe des Kutscherbocks endete ein armdickes, seitlich angebrachtes Rohr mit einem Deckel. Irgendwie pumpte der Kutscher Gas in dieses Rohr, eventuell hat er das Gas auch nur verdichtet. Dann warf er ein brennendes Streichholz hinein und es gab einen fürchterlichen Explosionsknall. Der Deckel des Kessels flog hoch, die Stütze wirbelte durch die Luft und eine große Stichflamme aus dem Dom beendete den Prozess. Die Pferde waren an diesen Knall gewöhnt und erschreckten kaum. Nun lief folgendes ab: Durch die Verbrennung entstand ein Unterdruck im Kessel. Ein vorher an den Kessel angeschlossener und in die Grube abgesenkter Schlauch saugte dann die stinkende Brühe in den Kessel. Das wurde mehrmals wiederholt, bis der Kessel voll war. Nun kann man über die Bezeichnung dieses technischen Wunderdings diskutieren und es gab bestimmt einen ordentlichen Fachausdruck dafür, aber in meiner kindlichen Erinnerung bleibt es die „Scheißkanone“. Ich habe sie nie anderswo gesehen.

## Die Winter in Ostpreußen

Wie war denn so der Winter im östlichsten Teil Deutschlands und welche Abenteuer sind damit verbunden? Ostpreußen hatte schneereiche und frostharte Winter. Ich kann mich nicht erinnern, dass es ein Weihnachten ohne Schnee gab. Daraus ergab sich, dass viel gerodelt wurde. Da es keine höheren Berge gab, waren die kleinen Erhebungen immer stark umlagert. Mit viel Anlauf warf man sich auf den Schlitten und versuchte möglichst weit zu kommen. Es war so eine Art Vorläufer des heutigen Skeletons. Gelegentlich bauten wir uns auch eine Art Rampe aus Schnee. Das war dann immer eine Gemeinschaftsaktion.

Richtige Ski zu kaufen, dafür fehlte das Geld. Alte Tonnenbretter brachten eingeschränkt den gleichen Spaß. Allerdings waren die Dinger nicht spurtreu und man musste viel jonglieren. Eine eingearbeitete Rille sollte ein wenig Abhilfe schaffen und man meinte, es lief besser, aber das war wohl eher Selbstbetrug. Denn Tonnenbretter sind eben nach allen Seiten gerundet und das Laufen war auch weiterhin ein einziger Balanceakt. Als Bindung gab es nur eine festgenagelte Leder Schlaufe.

Viel Zeit wurde zum Burgenbauen verwendet. Damit die Burg richtig stabil wurde, haben wir die Wände mit Wasser aus der Pumpe übergossen und der Frost tat sein Übriges. Es war normal, dass wir bei Dunkelheit die Burgen anderer zerstörten. Man schwor Rache, aber größere Konflikte blieben aus.

Der Höhepunkt war in einem Winter der Bau eines richtigen Iglus. Um auf die große Menge Schnee zu kommen, wurden bei leichtem Tauwetter große Kugeln gerollt, wie beim Schneemannbau, und gestapelt. Als die Außenform fertig war, wurde alles mit viel Wasser übergossen. Der Iglu war so stabil, dass wir obendrauf rumtrampeln konnten. Dann begann das Aushöhlen. Das war zwar mit großem Zeitaufwand verbunden, aber der Erfolg zahlte sich aus. Wir hielten uns täglich bis weit in die Dunkelheit hinein darin auf und das Licht einer Petroleumlampe strahlte eine richtige Romantik aus. Der Eingang wurde mit einem Sack verhängt und man hatte das Gefühl, dass es im Iglu richtig warm war. Wenn man bedenkt, dass  $-20^{\circ}\text{C}$  keine Ausnahme bei uns waren, dann wirken Temperaturen um  $0^{\circ}\text{C}$  echt warm.

Grimmig kalt war es im Kriegswinter 1941/42. Es war der Winter, in dem viele Soldaten an der Ostfront erfroren sind oder starke Erfrierungen erlitten. Vielen mussten Glieder amputiert werden. Die Rechnung mit dem Blitzkrieg ging nicht auf und die Wehrmacht war auf solche Extrembedingungen hinsichtlich Kälteschutzkleidung zu wenig eingestellt.

Für uns Kinder waren die Temperaturen um  $-40^{\circ}\text{C}$  kein Grund in der Wohnung zu bleiben. Beim Herumtollen und immer in Bewegung empfand man diese Temperaturen kaum, es war allerdings auch ein „trockener“ Frost. Eines Tages hat es mich dann doch erwischt. Als ich abends meine Schuhe auszog, begann das große Kribbeln in dem kleinen und dem zweitkleinen Zeh und an der gesamten Außenseite. Diese Fußbereiche waren erfroren und schwellen in kürzester Zeit derma-

ßen an, dass man das Gefühl hatte, an jedem Fuß zwei große Zehen zu haben. Ein Arzt wurde wegen so einer Sache selten aufgesucht, er hätte ohnehin kaum etwas ausrichten können. Letztlich gab es dafür Hausmittel. Erste Empfehlung: mit Petroleum einstreichen. Und wenn das nicht hilft, galt Empfehlung zwei: Man besorge sich Gallflüssigkeit von einem Schwein oder Rind und bepinsele damit die erfrorenen Bereiche.

Heute lacht man sicher darüber, aber man glaubte mit Sicherheit, dass so etwas wirkt! Ob es tatsächlich geholfen hat, ist zu bezweifeln. Nach Wochen bzw. Monaten sahen die Zehen wieder normal aus; doch das Kribbeln hielt sehr lange an. Dafür gab es auch eine Begründung: Wenn eine Wunde kribbelt, ist das der Beweis, dass sie heilt!

Später hat es mich noch ein zweites Mal erwischt! Ich musste einmal bei frostigen Bedingungen aus der warmen Wohnung hinaus zum „großen Geschäft“ aufs Plumpsklo. Ich setzte natürlich für diese kurze Zeit keine Mütze auf. Als ich wieder hoch in die Wohnung kam, guckte mich Mutter erschreckt an und sagte: „Du hast Dir das linke Ohr abgefroren, fass es nicht an, sonst bricht es ab!“ Man erkennt das daran, dass das Ohr im erfrorenen Bereich schneeweiß ist. Als Hausmittel galt bei Erfrierungen immer, die Stelle sanft mit Schnee einzureiben bis alles aufgetaut ist. Für mich war dies aber zu spät. Das Ohr war zu schnell aufgetaut, Schnee war ohnehin nicht unmittelbar vorhanden, es wurde knallrot und dampfte richtig. Da das Ohr sofort anschwell, hieß es nur, jetzt hast du ein Schweinsohr, du bist selbst daran schuld.

An dieser Stelle möchte ich noch einige Wort zu unserem „Angeziehe“ bei diesen Bedingungen erzählen. Das war damals so unvorstellbar anders als heute. Lange Hosen wurden nicht getragen. Es gab auch nur die Uniformhose vom Jungvolk, eine Art Überfallhose. Mit dem Kälterwerden wurden lange Strümpfe angezogen. Farbe allgemein hellbraun, Struktur vergleichbar mit Feinripp. Die Strümpfe wurden oben mit einem Gummiband und Knopf am Rutschen gehindert. Das Gummiband war an einem „Leibchen“ befestigt. Das war so eine Art leichte Leinenweste, die noch zusätzlich etwas wärmte. Gingen die Temperaturen in die tiefen Minusgrade, gab's die dicke Unterhose, echt dick und immer flauschig. Es war eine Einheit von Hosenbein bis Oberteil mit langen Ärmeln. Für die Erledigung des „kleinen Geschäfts“ gab es vorn einen Schlitz mit Knöpfen und für das „große Geschäft“ hinten eine Klappe, die mit zwei Knöpfen oben befestigt wurde. Man hatte schon so seinen Spaß bei der Notdurft und trampelte lieber von einem Bein auf das andere, um möglichst nicht bei Kälte alles entblößen zu müssen. Wenn die dicke Unterhose getragen wurde, entfiel das Leibchen für das Gummiband, der erforderliche Knopf war an der Hose. Grundsätzlich gab es nur die kurze Hose, wie im Sommer.

Eine kleine Anmerkung zu diesen langen Unterhosen, eigentlich ja ein Ganzkörperkleidungsstück, sollte noch gemacht werden. Zugeknöpft wurde das Ganze auf dem Rücken, unpraktischer konnte es gar nicht sein. Mit akrobatischem Geschick versuchte man alle Knöpfe zu erwischen, das gelang aber nicht immer.

Da ich umfassend die Wintererlebnisse mit allen Nebeneffekten geschildert habe, will ich noch auf Weihnachten eingehen. Weihnachten wurde traditionell und christlich als Fest in Familie gefeiert. Der Heiligabend lief etwa wie folgt ab: Vater befestigte den Tannenbaum in einem Ständer. Der Baum konnte nur begrenzt hoch sein, denn er wurde auf den Tisch gestellt. Unter dem Baum auf dem Tisch stand für jeden ein kleiner Teller mit Geschenken darauf. Das waren meist zwei kleine Tiere aus Gips-Pappmaché. Daraus lässt sich schließen, dass wir keinen Weihnachtsmann brauchten. Er hätte beim Suchen der Geschenke im großen Sack gegebenenfalls die Tierchen noch zerbrochen. Übrigens durften wir erst in die festliche Stube hinein, wenn alles hergerichtet und die Kerzen angezündet waren. Aus der Bibel wurde die Weihnachtsgeschichte vorgetragen und wir sangen voller Andacht kirchliche Weihnachtslieder. Es war richtig schön; immer wieder ein Erlebnis und ich hatte nie das Gefühl, hinsichtlich der Geschenke zu kurz gekommen zu sein.

Mit weiteren Abenteuern ging der Winter vorbei und mit dem Frühjahr kam auch die Erlösung von unserem winterlichen „Angeziehe“. Lieber etwas frieren, aber das dicke Unterzeug weg; die langen Strümpfe mussten reichen. Dann gab es noch so einen Kult. Ostern, egal wann die Tage kalenderbedingt lagen, wollten wir mit Kniestrümpfen gehen. Oft erlaubte Mutter das nicht. Waren wir außer Sichtweite der Wohnung, wurden die Strümpfe runter gerollt bis eine Handbreit unters Knie. Das

sah sicher nicht schön aus, aber wir hatten unseren „Kniestrumpfersatz“ und froren lieber, manchmal sogar bei Schneegestöber.

Nun eine weniger rühmliche Verhaltensweise in diesem Alter. Ich war ein absolut schlechter Esser. Auf meine körperliche Verfassung wirkte sich das aber nicht aus. Abgesehen davon, dass ich ewig kleiner war als Gleichaltrige, aber dennoch kein Zwerg, wirkte ich immer wohlgenährt und kräftig. Wenn es Kaninchenbraten gab und z.B. etwas Soße am Fleisch oder an einer Kartoffel war, bekam ich das nicht runter. Das führte sogar zu einem ausgeprägten Brechgefühl. Es war keine Ausnahme, dass ich vom Tisch weggesetzt wurde und mir die Fensterbank, eigentlich Fensterschrank, oder der Schustertisch zugewiesen wurde. Die Fensterbank war mir nicht unangenehm. In den Sommermonaten und bei offenem Fenster war sogar mein Teller zum Essensabschluss leer, aber nicht vom tatsächlichen Abessen. Unauffällig schleuderte ich eine Kartoffel nach der anderen mit der Gabel durchs Fenster zur Freude der Hühner auf dem Hof. Die schauten nach oben und warteten schon auf den nächsten Segen. Ich wurde glücklicherweise nie erwischt.

Allerdings muss ich sagen, dass ich während der Vegetationszeit unseren Garten vereinnahmt hatte und es auch stets etwas zu ernten gab. Ob Rhabarber, Möhren, Kohlrabi, Radieschen, Mohn oder Beeren, alles wurde nur an der Pumpe abgespült und ich aß es mit viel Appetit. Wenn die Kirschen reif waren, hatte ich meinen festen Platz in einer Astgabel. Alle erreichbaren Kirschen, besonders die überreifen schwarzen, waren ein Genuss. Erdbeeren wurden für die übrigen Familienmitglieder nur in Ausnahmen reif. Sie gehörten mir. Aber dabei gibt es eine Begebenheit, die mir heute noch unter die Haut geht und mich frösteln lässt.

Wieder einmal wollte ich die reifen Erdbeeren abernten. Als Kinder gingen wir, wie schon erwähnt, barfuß. Selbst Schottersteine, Gruschel und Getreidestoppeln wurden verkräftet. Aber das jetzige Erlebnis hatte eine psychisch nachhaltige Wirkung. Bei der Annäherung an das Erdbeerbeet trat ich auf etwas glitschig Feuchtes. Es war eine große Kröte, bei uns allgemein „Schorfpogge“ genannt. („Pogge“ war die Bezeichnung für Frosch.) Obwohl ich normale und kleinere Frösche sogar in der Hosentasche und die ganz kleinen in erheblicher Anzahl in einer Streichholzschachtel bei mir haben konnte, war eine Kröte nach meiner kindlichen Meinung giftig und Furcht einflößend. So war meine Erdbeerernte vorerst beendet und ich zog von dannen. Nach einer reichlichen Stunde gab es den nächsten Anlauf. Ein Schulfreund war jetzt dabei. Vorsichtig ging ich diesmal von der anderen Furche zum Erdbeerbeet. Und es passierte erneut, dass ich auf die Kröte trat. Auch jetzt der gleiche Schreck. Das Tier war in der Zwischenzeit durch das Beet hindurch gekrabbelt und wollte sich eigentlich entfernen. Mein Freund half mit zwei kleinen Stöckchen nach und beförderte sie in Nachbars Garten. Seitdem nehme ich solche Tiere nicht mehr in die Hand, was für normale Frösche auch gilt.

Dann hatten wir Jungs wiederholt unsere Freude an folgendem Erlebnis: Auf unserem großen Hof wurden von vielen Bewohnern Hühner gehalten, darunter waren zwei prächtige Hähne, die sich im Prinzip vertrugen. Wir trieben sie unabhängig voneinander an eine Stelle, die von den Erwachsenen nicht eingesehen werden konnte. Jetzt wurden die Hähne zum „Hahnenkampf“ animiert, was grundsätzlich immer klappte. Die Federn flogen, die Kämme bluteten und es dauerte relativ lange, bis einer aufgab und das Weite suchte. Sieger war meist ein etwas kleinerer, untersetzter Hahn, der sehr mutig war. Recht oft versuchten wir uns auch am Hypnotisieren der Hühner. Egal, wem sie gehörten, sie wurden eingefangen, auf den Rücken gelegt, der Kopf wurde zur Seite gedreht und so blieben sie regungslos liegen. So hatten wir unser Erfolgserlebnis.

## **Ferien bei meinen Verwandten**

Das waren die typischen Erlebnisse der kindlichen Freiheiten, an die man sich gerne erinnert. Ebenso nachhaltig und erlebnisreich waren immer wieder die Aufenthalte bei meinen bäuerlichen Verwandten in den Schulferien. Sie hatten ihre Grundstücke in Gerwen, knapp 50 Kilometer von uns entfernt und 12 Kilometer hinter Gumbinnen. Dies war eine größere Stadt, nach der auch unser Regierungsbezirk benannt war. Nach Gumbinnen kam man mit der Bahn schnell. Aber von dort nach Gerwen, das war schon ein Problem. Ein Bus am Vormittag, ein Bus am Nachmittag, anderen Dörfern erging es noch schlechter. Es sei denn, man hatte das Abholen mit dem Pferdewagen auf

dem Postweg vorher vereinbart. Wer hatte früher schon ein Telefon auf dem Dorf? Eventuell der Bürgermeister, die Post oder die Dorfkneipe. Und gerne hat uns auch unsere Verwandtschaft nicht abgeholt. Ein Bauer hat seinen Tag straff geplant und im Prinzip nie Zeit.

Meine Zeit in Gerwen war immer aufgeteilt. Zu Beginn war ich meist bei meinem Onkel Herrmann, dem ältesten Bruder meines Vaters. Dann wechselte ich zu Onkel Rudolf, das war der nächstältere Bruder meines Vaters und als letztes war meine Kusine Lydia Brauer dran. Aber zu ihr war der Altersunterschied so groß, dass ihre Kinder z. T. schon in meinem Alter waren und ich dort eingegliedert wurde. Für mich nicht unangenehm, wenn wir abends beim Schlafengehen zu fünft in einem Zimmer für Stimmung sorgten.

Auch in den Ferien lief ich in der Regel barfuß. Es gab gegenüber zu Hause den Unterschied, dass auf einem bäuerlichen Hof das überall „Fallengelassene“ von Hühnern, Enten, Gänsen, Kühen und anderen Tieren normal ist und man ständig dort hinein tritt. Man muss sich möglichst schnell daran gewöhnen, dass das auch durch die Zehen quillt, sich aber genauso schnell abwaschen lässt. Auch Bienenstiche in die Fußsohlen waren häufig, denn die Bienen waren stets auf Honigsuche im wildwachsenden Klee oder anderen blühenden Gewächsen. Allgemein hatte ich bei meinen Aufgehalten viele Freiheiten und die Einbeziehung in Tagesaufgaben störte nicht. Zu Hause hatte ich ja auch meine Pflichten.

Nun zu meinem Aufenthalt bei Onkel Herrmann. Das Grundstück war weit außerhalb des Dorfkerns und lag direkt an einer nur durch die Bauern genutzten Straße. Interessant und abenteuerlich für mich war u. a., dass man ab 1943 einen Strohschober so gestaltete, dass er innen hohl war und als eine Art Unterstand bei einem Bombenabwurf als Schutz dienen sollte. Diese Funktion hat er tatsächlich später auch erfüllen müssen.

Mein Onkel Herrmann hatte sich im 1. Weltkrieg eine Malaria eingefangen. Bei ihm wirkte sich das so aus, dass er fast bewegungsunfähig dick wurde und gar nicht mehr alleine klar kam. Man meinte, er hätte die Fettsucht. Ärzte konnten ihm zu damaliger Zeit nicht helfen. Ob die Ursache wirklich die Malaria war, weiß ich nicht. Als er Übrigens im 1. Weltkrieg an der Front war, bewirtschaftete unser Vater den Hof. Der war im ersten Kriegsjahr 20-jährig noch bei den Ulanen, das war eine berittene Kampfdivision, die sich eigentlich historisch überlebt hatte. Irgendwie hat Vater es aber dann verstanden, gesundheitsbedingt von der kaiserlichen Armee als wehruntauglich ausgemustert zu werden. So war ich bei meinem Aufenthalt dort eine Entlastung für Tante Martha und meine Kusine Hulda, verheiratet Langel. Onkel Herrmann musste angezogen werden und beim Hinsetzen und Aufstehen musste man auch behilflich sein. Und das bei einem Körpergewicht von weit mehr als 100 kg.

Wenn der immer schmunzelnde und ausgeprägt freundliche Onkel zum Plumpsklo am Ende des Hofes wollte, musste man ihn natürlich führen. Am Ziel angekommen hieß es: Hosenträger ab, Hose öffnen und runterziehen, ihn hinsetzen und richtig positionieren, aufpassen, dass das Hemd nicht eingeklemmt und bekackt wurde, warten, ihn wieder hochheben, Hintern mit zerknülltem Zeitungspapier abwischen und dann lief die ganze Prozedur mit dem Anziehen ähnlich wie beim Ausziehen in umgekehrter Reihenfolge ab. So gerne habe ich das nicht gemacht, aber es war zu verkraften.

Lustig war es immer, wenn ich mit Onkel Herrmann einen Spaziergang machen sollte, die Bewegungstherapie war für ihn ja unerlässlich. Für ihn endete der Spaziergang unmittelbar hinter der Scheune, er war dann aus dem Sicht- und Kontrollbereich von Tante Martha. Dort angekommen fand sich immer eine Sitzgelegenheit für ihn. Er verabschiedete mich, ich sollte den Spaziergang allein weiterführen, aber so, dass das Tante Martha nicht sieht. Nach angemessener Zeit sollte ich ihn wieder abholen und es ging gemeinsam zurück ins Haus. Seine auffallend blauen Augen strahlten und er hat sich diebisch gefreut, wenn er Tante Martha eins abwischen konnte.

Wenn ich dort war, musste ich auch außer Onkel Herrmann noch die kleine Großkusine Elsbeth, die kleine etwa 2-jährige Tochter meiner Kusine Hulda, hüten. Dazu gehörte auch der „Kacktopf“, Hintern abwischen, das Ganze auf dem Misthaufen entleeren, Topf reinigen usw. Natürlich musste ich auch mit ihr spielen oder besser gesagt sie beschäftigen und aufpassen, dass sie sich nicht

gemeinsam mit dem großen Hofhund in die Hundehütte verkroch. Sie war ein ausgesprochen lebhaftes Kind.

Wenn irgendwelche Arbeiten auf dem Acker anstanden, die man Kindern zumuten konnte, war ich mit dran. Dazu gehörte z.B. das Heuwenden und Haufen machen oder das Nachharken. Einmal musste Kunstdünger von Hand an die Rüben gestreut werden. Die unteren Blätter waren meist nass, der Dünger brannte wie Feuer in den Händen. Gummihandschuhe, wie man sie heute zum Schutz verwenden würde, gab es früher nicht.

Zu Tante Martha könnte man vieles sagen. Sie war sehr gottgläubig, ausgeprägt geizig, hatte immer das Sagen und konnte jeden beschäftigen. In jüngeren Jahren konnte sie aber auch kräftig zupacken, sagte man.

Einige Beispiele zum ausgeprägten Geiz meiner Tante Martha muss ich loswerden. Sie wollte eines Tages in die 12 Kilometer entfernte Kreisstadt Gumbinnen, um etwas zu erledigen. „Nimm doch mal das Litermaß aus der Küche, es müssen noch Himbeeren an den Sträuchern im Garten sein“, meinte sie. „Sieh zu, dass du das Maß vollkriegst! Wir können sie morgen in die Stadt mitnehmen und auf dem Markt verkaufen.“ Ein Bauer rechnet auch in kleinen Dimensionen, hier ging es lediglich um Pfennige. Das mit den Himbeeren klappte auch, ich bekam mein Litermaß voll. Am nächsten Tag fuhren wir sehr früh mit der großen Kutsche los. In Gumbinnen angekommen, wurde eine Gaststätte mit einem großen Hof angefahren, wo viele Bauern an Markttagen mit ihrem Pferdewagen einkehrten. Tante Martha ging in die Wirtschaft, ich blieb beim Pferd. Nach einer Weile kam sie zurück und meinte: „Geh mal in die Gaststube, auf dem 2. Tisch von rechts habe ich in einem Bierglas noch etwas alkoholfreies Malzbier drin gelassen, das kannst du austrinken!“ Ich war noch nie in diesem Raum, suchte den beschriebenen Tisch und das Glas, es war zum Glück noch nicht vom Kneiper abgeräumt, und trank es aus. Ich meinte, es war das beschriebene Glas, denn viel war nicht mehr drin. Mit gemischten Gefühlen verließ ich wieder ganz schnell den Raum, irgendwie habe ich mich aber doch geschämt, Tantchen sicher nicht!

Tante Matha besuchte uns eines Tages in Eydtkau mit Onkel Herrmann. Hauptanliegen war wohl, einen Arzt zu konsultieren, der etwas gegen Onkels „Fettsucht“ unternehmen sollte. Vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, seinen Zustand etwas zu lindern. Tante Martha hatte natürlich ein „Mitbringsel“ dabei, wie es sich bei einem Verwandtenbesuch gehört. Aus einem Schuhkarton zauberte sie zwei kleine lebende Küken hervor. Eins hatte einen sogenannten Kreuzschnabel. D.h. das kleine Lebewesen war nicht in der Lage selbst Körner aufzunehmen, es war somit nicht lebensfähig. Mit dem Kommentar: „Ihr seid ja viele Kinder, da könnt ihr ja dem Tier die Körner in den Schnabel stecken“, meinte sie es vielleicht besonders gut mit uns! Wenn das Tier dann groß genug ist, könnt ihr es ja schlachten! Welch Gebrechen das zweite Küken hatte, weiß ich nicht, aber es hatte bestimmt auch eins. Normal hätte man auf dem Bauernhof solche Tiere unsanft getötet und an andere Tiere verfüttert. Der Bauer hat immer praktisch gedacht und auch so gehandelt.

Da Tante Martha ja tief gläubig viel betete und immer den „lieben Gott“ beauftragte ihre Probleme zu lösen, fühlte sie sich in ihrem Verhalten und den Entscheidungen immer auf dem rechten und gerechten Weg. Alles war gottgewollt. Nur das eines Tages eines ihrer Pferde erkrankte und dahinsiechte, das konnte sie nicht verstehen. Mir gegenüber bemerkte sie, dass das Pferd für sie ein so großer Verlust wird, als würden wir unser gesamtes Vermögen verlieren. Wie arm müssen wir denn in ihren Augen gewesen sein oder wie hoch hat sie den eigenen kranken Gaul noch bewertet? Was für ein Vergleich!

Wie schon erwähnt, galten Kinder der Bauern von jeher als angemessene Arbeitskraft und wurden in die Erledigung der Tagesaufgaben voll eingeplant. Bei meinem Aufenthalt dort galt das grundsätzlich auch für mich, allerdings habe ich das selbst nicht so empfunden. Für die Bearbeitung des Ackers war meist ein Pferdegespann, also zwei Pferde, erforderlich. Da das kranke Pferd nicht mehr eingespannt werden konnte, musste ein anderes her. In etwa 4 Kilometer Entfernung wohnte die älteste Tochter, meine Kusine Ella Grigull. Sie hatte in ein Grundstück eingeheiratet, war also eine gestandene Bäuerin, couragiert, wie man das auch erwartete. Der Ort hieß Tannsee und sollte für mich durch spätere Erlebnisse in besonderer Erinnerung bleiben.

Jemand hatte von dort ein Pferd geholt und nach erledigter Tagesaufgabe sollte ich es zurückbringen. Größeren Tieren gegenüber war ich etwas distanziert, aber grundsätzlich Angst hatte ich nicht. Mein Alter war damals so um reichlich 11 ½ Jahre. Dass es keinen Sattel gab, muss ich nicht besonders erwähnen. Aber da das Pferd eingeschnitten war, hatte ich die Zügel und das Pferd machte tatsächlich, was ich wollte. Ich glaube, das Pferd, eine Stute, hieß Grete. Ich durfte später noch einmal eine besondere Bekanntschaft mit ihr machen. Jedenfalls war das Pferd relativ dick und mit meinen kurzen Beinen hatte ich schon einige Mühe, das Sielengeschirr für meine Beinabstützung zu erreichen. Obwohl ich selten nach Tannsee kam, fand ich mich recht gut zum Grundstück meiner Kusine hin. Allerdings kannte das Pferd ab Ortsnähe den Weg im Prinzip allein. Es war kurz vor der Dämmerung und ich musste noch zu Fuß zurück, dicht an einem längeren Waldstück vorbei. Die Angst vor möglichen Gespenstern trieb mich schon beachtlich an, es gab aber noch ein anderes Problem.

Es war allgemein bekannt, dass sich in den Wäldern mit dem Fallschirm abgesetzte „Spione“ versteckt aufhielten. Es waren deutsche Antifaschisten, die nach 1933 in die Sowjetunion emigriert waren und nun für die „Rote Armee“ Truppenstärken der Wehrmacht u. ä. auskundschaften sollten. Man erzählte auch, dass diese Leute versucht haben, nachts Kontakt mit örtlichen Bewohnern aufzunehmen. Egal, wie hoch der Wahrheitsgehalt war, allein dieses Wissen beschleunigte mein Tempo umso mehr. Es war das Jahr 1943, durch die hohen Verluste bei der Deutschen Wehrmacht und dem ständigen Rückzug an der Ostfront war doch eine Unruhe bzw. Unsicherheit in der Bevölkerung bereits zu dieser Zeit spürbar. Aber ich kam unverseht in meinem Domizil an und fühlte mich wieder sicher.

Kurze Zeit später wollte ich aus eigenem Antrieb meine Kusine Ella in Tannsee besuchen. Ich hatte noch nicht erwähnt, dass dieser Ortsname bereits 1938 eingedeutscht war. Am Ortsrand gab es einen großen See, der auch zum Tränken des bäuerlichen Viehs genutzt wurde. Der See war auch der Namensgeber für die neue Ortsbezeichnung. Wenn ich Ella besuchte, war ich immer von einem Himmelbett beeindruckt, das sie in einem Zimmer stehen hatte. Es wurde von einer alten Oma benutzt. Es könnte die richtige Oma von Ellas Mann Erich gewesen sein.

Erich war von seiner Veranlagung her kein richtiger Bauer. Er war poetisch begabt, hatte immer verschnörkelte Gedichte und Reime parat und hatte stets einen versteckten Schalk im Nacken. Dann gab es noch einen Pflegesohn, er hieß Gerhard, etwa reichlich 16 Jahre alt. Der passte gut zu Erich und hatte nur Blödsinn im Kopf und ersann immer und überall, wie er andere sanft ärgern konnte. Ein Beispiel: Er brachte einem Jungbullen, der sich meist in der Koppel aufhielt, das Stoßen bei. Sicher liegt das ohnehin in der Natur dieser Tiere, aber man kann ja noch ein wenig nachhelfen. Eines Tages ist eine Frau Pilze suchend in der Koppel. Nach Regen gab es immer viele wild wachsende Champignons. Der Bulle entdeckt die Frau, rast auf sie zu, stößt sie um und bleibt verharrend stehen. Der Bulle schien sich als Sieger zu fühlen und ließ von weiteren Aktionen ab, aber nur so lange die Frau am Boden lag. Gerhard stand in geringer Entfernung außen am Zaun, ließ alles geschehen und freute sich diebisch über seinen Dressurerfolg.

Meine Kusine meinte am späten Nachmittag, ihr könnt die Pferde gemeinsam zur Tränke bringen. Die Pferde grasten unweit vom Dorf auf einer Wiese. Dort angekommen, wies Gerhard mir die Grete zu. Er nahm den Hans, es war ein Wallach. Er hatte auch für seine Entscheidung eine Begründung. Zwei Hansens vertragen sich nicht, meinte er. Ich kletterte mit viel Mühe auf die Grete, keine Zügel, die Mähne war das einzige zum Festhalten. Ansonsten bestimmte das Pferd, wie es weiterging. Eigentlich kannte mich die Grete ja, aber ohne Zügel hat man nur wenig Einfluss auf das Pferd. Gerhard hatte vorgesorgt und die Zügel von seinem Pferd auf der Weide versteckt, als er die Pferde dorthin brachte.

Wir ritten gemütlich los und erreichten auch bald den See. Die Pferde waren das Tränken gewohnt und über eine durch das ständige Tränken des Viehs ausgetretene Böschung ging es gleich ins Wasser. Bei knapp Beinlänge blieben die Pferde stehen und löschten ihren Durst. Etwas komisch ist das schon für einen Nichtschwimmer. So weit das Auge reicht, nur Wasser. Nachdem die Grete sich vollgesoffen hatte, fing sie mit einem Vorderbein kräftig an das Wasser zu treten bzw. zu planschen. Ganz trocken und schmunzelnd sagte dann der Gerhard: „Das macht die immer so, bevor sie sich hinlegt!“ Ich sah mich schon unter Wasser und unter dem Pferd. Mit kräftigen Schlägen am

Hals der Grete ließ sie von ihrem Planschen ab, setzte sich in Bewegung und zu meinem Glück in Richtung Ufer. Auf der Straße angekommen, entschied sie selbst, wie es weiter ging. Natürlich Richtung Stall. Sie trabte los, ich rutschte machtlos von einer Seite auf die andere und hielt mich kräftig an der Mähne fest. Auf dem halben Weg in Richtung Gehöft waren mehrere halbwüchsige Jungs auf der Straße, die uns in guter Absicht aufhalten wollten. Die Grete bäumte sich auf und nun ging's im Galopp weiter in Richtung Stall. Dort angekommen ging's weiter in ihre Kojen. Ich musste mich klein machen, um nicht am Türsturz hängen zu bleiben. Vom Pferd kletterte ich über die Wand der Kojen, ich verriegelte die Tür und blieb vorerst Luft holend im Stall. Ich war gerettet! Als ich mich von diesem Abenteuer erholt hatte, ging ich auf den Hof. Da stand meine Kusine Ella, lachte und fragte was passiert sei; die Pferde sollten doch auf der Weide bleiben. Bald darauf erschien Gerhard als stolzer Reiter und war sicher angetan von seinem Erfolg. Dann entschied meine Kusine doch die Pferde im Stall zu lassen. Auf der abgelegenen Weide ist es jetzt nachts unsicher geworden, meinte sie. Es ist vielleicht besser so!

Eine Anmerkung an dieser Stelle. Von unserer bäuerlichen Verwandtschaft waren es die einzigen, die es geschafft haben, Anfang 1945 mit einem Treck aus Ostpreußen herauszukommen, ehe die Rote Armee Ostpreußen vom Reich bei Danzig abgeschnitten hatte. Sie schafften es mit ihrem Wagen und den genannten Pferden bis nach Niedersachsen und haben noch einen Teil ihres Hausrates retten können.

Wenn ich in Gerwen war, hielt ich mich zumindest genauso lange bei Onkel Rudolf und Tante Anna auf, wie bei Onkel Herrmann und meiner nicht einfachen Tante Martha. Onkel Rudolf war der nächst ältere Bruder meines Vaters. Sie hatten ein weit größeres Grundstück mit eigenem Wald am Fluss „Pissa“ gelegen. Der Fluss war ausgesprochen fischreich. Wenn es gelegentlich frischen Fisch zum Mittag geben sollte, nahm man einen Drahtkorb, zog ihn durchs Wasser und brauchte die Fische nur nach der Größe sortieren. Für mich war das immer ein besonderes Erlebnis.

Auch dieses Grundstück war relativ weit vom Ortskern entfernt, aber nach der entgegengesetzten Seite von Onkel Herrmann. Dort war ich eigentlich lieber, denn ich wurde nur gelegentlich in eine Dienstleistung einbezogen und suchte immer eigene Abenteuer. Dazu gehörte auch ein kleiner alter Friedhof ganz in der Nähe. Er wurde nicht mehr gepflegt und war seit Jahrzehnten sich selbst überlassen. Er war fast zugewachsen mit z. T. großen Bäumen. Obwohl ich normalerweise Friedhöfe mied und sie lieber aus der Ferne betrachtete, war es hier anders. Ich empfand irgendwie eine Beziehung zum Vergänglichen und zur Vergangenheit und studierte die teilweise noch lesbaren Grabinschriften. Die Toten störten nicht, es war fast romantisch.

Aber so richtig einsam und allein war ich bei Onkel Rudolf kaum. Im Ort wohnte meine Kusine Lydia Brauer, die bereits erwähnte Tochter von Onkel Herrmann und Tante Martha, mit ihren fünf Kindern. Die zwei ältesten waren in meinem Alter bzw. nur unwesentlich jünger als ich, aber richtige Dorfjungs. Wir waren viel zusammen und ich hielt mich zeitweilig auch dort auf. Die meisten Abenteuer suchten wir in Onkel Rudolfs Wald. Unter anderem bauten wir uns eine primitive versteckte Hütte, oder wir versuchten einen Fuchsbau auszuheben. Es gab dort relativ viele Fuchs- und Dachsbauten.

Das besondere Erlebnis war, dass wir einem jungen Schafsbock das Stoßen beibrachten. Dafür brauchten wir gar nicht viel Zeit. Zum Glück war es ein Tier mit nur kurzem Hornansatz, aber das hatte vorerst kaum Bedeutung. Das Ganze lief so ab. Der junge Bock lief frei auf dem Hof herum. Einer von uns machte sich klein und startete einen Scheinangriff, zog sich aber ganz schnell zurück. Das wurde so oft wiederholt, dass sich der Bock letztlich als Sieger fühlte und uns von sich aus angriff. Das steigerte sich so weit, dass er auf jeden sich bewegendem Menschen zuraste und auf ihn einstieß. Das Tier konnte nur noch angepflockt gehalten werden. Eines Tages waren Frauen in der Nähe auf einem Acker bei der Feldarbeit. Der Bock riss sich los und raste wie ein Stier auf die Frauengruppe los. Sie versuchten sich mit ihren Arbeitsgeräten zu wehren, mussten letztlich aber die Flucht ergreifen. Das Tier hatte sich so kräftig entwickelt und war immer angriffsbereit, so dass es draußen auf der Weide nicht mehr angepflockt gehalten werden konnte. Es wurde in den Stall verbannt in einer Schweinekoje angekettet. So ein bisschen stolz waren wir schon auf unseren Dressurerfolg.

Wenn ich bei Onkel Rudolf und Tante Anna war, spürte ich ständig Spannungen zwischen den beiden. Einmal musste ich sogar erleben, wie es zu einer Prügelei kam und Tante Anna mit einem Milcheimer um sich geschlagen bzw. sich gewehrt hat. Danach sah ich sie an diesem Tag nicht mehr. Onkel Rudolf improvisierte für uns beide das Abendbrot und tat so, als wäre nichts gewesen. Ich fühlte mich wie zwischen zwei Mühlsteine geraten und wäre lieber nach Hause gefahren, aber das ging ja nicht. Die Ironie des ganzen war, dass Tante Anna das Vermögen und die Grundlagen für den Erwerb dieses Grundstückes in die Ehe eingebracht und dann nichts mehr zu sagen und zu entscheiden hatte. Sie war faktisch nur noch Magd im eigenen Haus. Wenn sie mal irgendwo hinfahren wollte und Pferd und Wagen benötigte, wurde ihr das verweigert. Sie musste die Hilfe der Nachbarn in Anspruch nehmen. Onkel Rudolf war so etwas nie peinlich.

Tante Anna war ein ganz liebenswerter, hilfsbereiter und anpassungsfähiger Mensch. Sie hatte noch sehr jung in erster Ehe ihren Mann verloren und war dadurch Alleinerbin eines ansehnlichen Grundstückes. Dann lernte sie Rudolf Marks kennen. Er war ein richtiger Grobian und ein schnell aufbrausender Mensch, der zwei Gesichter hatte. Bei der Brautwerbung zeigte er gekonnt sein schauspielerisches Talent, zumindest so lange, bis er sein Ziel erreicht hatte. Onkel Rudolfs besonderes Anliegen war Pferde zu züchten. Natürlich waren es „Trakehner“, mit denen man viel Geld verdienen konnte.

Mit unserem Vater verstand er sich gut und er hat unsere Familie stets unterstützt. Vor allem im Krieg bekamen wir den größten Teil unseres Futters für unser Schwein und das Kleinvieh von ihm. Er ist dabei ein großes Risiko eingegangen, so etwas war streng verboten, denn bis auf den Eigenbedarf musste alles abgeliefert werden. Man konnte auch Getreide nicht selbst verschrotten, obwohl die größeren Bauern oft eine eigene Mühle hatten. Solche und ähnliche Geräte wurden verplombt und es wagte sich kaum einer so eine Plombe zu entfernen. Aber irgendwie fand man Möglichkeiten, denn wir bekamen auch Schrot.

Zu Onkel Rudolfs Unterstützung uns gegenüber kann ich mich an folgendes Beispiel erinnern. Es könnte 1942 gewesen sein. Ich war wieder einmal in Gerwen. Von Onkel Rudolf bekam ich eines Tages den Auftrag eine größere Menge Äpfel zu pflücken. Es war mehr als ein halber Sack voll. „Morgen geht's nach Hause, aber nicht mit dem Zug“, meinte er. Wir fahren mit dem Pferdewagen nach Eydtkau. Aber wir fahren nur die halbe Strecke. Dein Vater kommt uns auch mit einem Pferdewagen entgegen und dann geht es für dich weiter. Vater hatte sich Pferd und Wagen von unserem bekannten Bauern Klotzbücher aus Kinderweiten geliehen. Das mussten meine Eltern natürlich wieder abarbeiten. Umsonst gibt's beim Bauern nichts. Er ist immer der Profitierende. Der Tante Anna hatte er nichts von seinem Vorhaben erzählt. Ein Ausdruck des unharmonischen Miteinanders. Onkel Rudolf hatte den Wagen schon mit mehreren Säcken Futtergetreide bzw. Schrot beladen, dazu gebündelt eine größere Menge Bretter. Er hatte schon vor längerer Zeit in seinem Wald einen Baum gefällt und in einem Sägewerk zu Brettern schneiden lassen. Vater hatte vor einen winterfesten Schuppen für unsere Kaninchen zu bauen. Der sollte so groß sein, dass auch der Wintervorrat Heu darin untergebracht werden konnte.

Am nächsten Tag ging's schon sehr früh los und wir trafen uns etwa zur Mittagszeit. Jeder hatte eine Strecke von etwa 25 Kilometer zurückzulegen. Etwas abseits der Straße wurde an sichtgeschützter Stelle umgeladen und nun ging's in Richtung Eydtkau, also nach Hause. Onkel Rudolf fuhr zurück. Um dieses verbotene Vorhaben abzusprechen und vorzubereiten, ist Vater extra mit entsprechendem Zeitvorlauf mit dem Fahrrad zu Onkel Rudolf nach Gerwen gefahren. Für mich war das unvorstellbar, eine solche Strecke mit dem Fahrrad zu bewältigen. Doch so eine verbotene Sache konnte man zu jener Zeit nicht schriftlich fixieren.

Ein letztes Beispiel, das repräsentativ für den Charakter des schnell aufbrausenden Onkels war: Wir waren gerade in Gerwen zur Übernachtung, als er im Oktober 1944 den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht bekam. Er war damals schon über 50 Jahre alt, es gab kaum noch jüngere Jahrgänge, die einberufen werden konnten. Als der Brief kam mit der Anschrift „Unteroffizier“ Rudolf Marks, spielte er mal wieder verrückt. Letztlich war er im 1. Weltkrieg als Unterfeldwebel von der kaiserlichen Armee entlassen worden und nun eine solche Anrede! Das kam fast einer Degradierung gleich. Und das hatte ja auch der Briefträger gelesen. Anzumerken ist, dass der Dienstgrad „Unterfeldwebel“ bei der Wehrmacht nicht üblich war. Es ging immer vom Unteroffizier zum Feld-

webel. Wer den Rang Unterfeldwebel aus dem 1. Weltkrieg mitgebracht hatte, konnte ihn natürlich behalten.

Onkel Rudolf überlebte den Krieg, und er und Tante Anna fanden sich in Schleswig-Holstein wieder. Die Ehe wurde so fortgeführt, wie sie früher war. Sie hatten sich nichts mehr zu sagen, höchstens Beleidigendes. Jeder hatte seinen Rückzugsbereich und sie versorgten sich getrennt. Onkel Rudolf hatte seine Essware z. T. unter Verschluss und so endete auch beider Leben.

In der Ehe gab es drei Kinder. Der älteste Sohn Gerhard konnte ohne Uniform nicht leben. Er war der typische Berufssoldat. Erst in der Wehrmacht und nach dem Krieg wurde nur die Uniform gewechselt. Seine Haltungen und inneren Werte wechselten wohl kaum. Die Tochter Hetel war vom Charakter her Tante Anna noch einmal. Sie war auch ein ganz liebenswerter und hilfsbereiter Mensch. Dazu passte auch ihre Tätigkeit als Krankenschwester. Besser gesagt: Für sie war die Tätigkeit die Versorgung von Verwundeten und verstümmelten Soldaten. Sie dürfte in dieser Zeit viel Elend gesehen haben. Und dann kam der Jüngste, Herbert. Den lernte ich noch kurz vor seiner Einberufung zur Wehrmacht kennen. Den Einberufungsbefehl hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits in der Tasche. Er war ein lebensfroher, immer lebensbejahender offener Typ. Ich habe ihn direkt mit unserem Walter verglichen. Bereits auf der Fahrt zur Front, er war zur Flak eingezogen worden, wurde der Zug durch sowjetische Flugzeuge bombardiert und er kam dabei ums Leben. So schnell konnte ein junges Leben enden.

Das waren im Wesentlichen meine kindlichen Ferienerlebnisse und das Aufzeigen des Großteils meiner väterlichen Verwandtschaft. Aber es gab noch den zweitältesten Bruder meines Vaters, Onkel Gustav, der in Westpreußen wohnte und das väterliche Grundstück übernommen hatte. Es war das Grundstück meiner mir unbekanntem Großeltern, das sie nach der Ansiedlung aus der Ukraine erworben hatten.

### **Ein wenig Geschichte - der Krieg rückt näher**

Das ist nötig, um territoriale Zusammenhänge richtig einordnen zu können. Bis zum Ende des 1. Weltkriegs war Deutschland eine territorial geschlossene Einheit bis zur litauischen Staatsgrenze im Osten. Wenn man vom heutigen Mecklenburg-Vorpommern ausgeht, schlossen sich Hinterpommern, Westpreußen und Ostpreußen an. Darin eingelagert war auch Danzig. Polen hatte keinen Zugang zur Ostsee. Nachdem die Siegermächte des 1. Weltkriegs Deutschland zum Schuldigen des Krieges erklärten, wurde im Versailler Vertrag, in Deutschland wurde er als „Versailler Diktat“ bezeichnet, im Prinzip ein neues Unrecht geboren. Polen erhielt Westpreußen/Posen, Danzig wurde Freie Stadt und unter den Schutz des Völkerbundes gestellt. Zu Danzig gehörte auch das territoriale Umfeld Kaschuben. Kaschuben war ähnlich wie Masuren zweisprachig, man sprach kassubisch. Die Grundsprache war polnisch, aber man hatte viele deutsche Wörter integriert, die Aussprache aber slawisiert. Und nun war Ostpreußen vom Reich getrennt und nur noch eine Exklave. Die Zugfahrt ging jetzt durch polnisches Hoheitsgebiet und war im Versailler Vertrag geregelt. Allgemein sprach man vom „Korridor“. Das Memelland, der nördlichste Streifen von Ostpreußen, wurde etwa 1920 von Litauen besetzt, obwohl Frankreich dort militärische Schutzmacht war, das aber geduldet hat.

Welche Folgen ergaben sich nun für die Deutsche Bevölkerung dieser nun polnischen Gebiete? 1920 gab es durch Polen folgende Entscheidung: Die Deutschen, die dort lebten, mussten für Polen „optieren“, andernfalls wurden sie ausgewiesen. Die Ausweisung erfolgte aber organisiert. Die Deutschen durften ihren beweglichen Besitz mitnehmen. Es passierte aber auch, dass alles ordentlich in einen Waggon verladen und verplombt wurde, aber beim Öffnen des Waggons am Zielort in Deutschland alles leer war.

Das väterliche Grundstück lag in der Nähe von Bromberg, also Westpreußen. Onkel Gustav wollte den Besitz retten und optierte für Polen. Die jüngste Schwester meines Vaters, Tante Hulda, wohnte verheiratet im gleichen Ort. Sie wollten nicht unter Polen leben und mussten raus. Sie siedelten nach Ostpreußen über, von dort gingen sie später nach Berlin.

Viele ausgewiesene Deutsche suchten ihre neue Heimat in Ostpreußen, andere gingen nach Mitteldeutschland. Der Landerwerb in Ostpreußen war durch die zeitgleiche Auflösung von Staatsgütern begünstigt, in Mitteldeutschland aber kaum möglich. Die gesamte Verwandtschaft meiner Frau Bärbel, mütterlicherseits, stammt auch aus der Region Bromberg und Mitteldeutschland wurde ihre neue Heimat.

Die Polen waren eigentlich tolerant gegenüber den dort verbliebenen Deutschen. Mein Onkel mit Familie hatte keine Probleme, selbst zu der Zeit nicht, als die Wehrmacht 1939 Polen bereits angegriffen hatte. Nach dem sogenannten Polenfeldzug, also der Okkupation Polens, wurden die alten deutschen Gebiete wieder ins Reich eingegliedert und die dort vorher verbliebenen Deutschen wurden „Volksdeutsche“ genannt. Alle im Reich lebenden Deutschen waren „Reichsdeutsche“. 1945 wurde mit den dort verbliebenen „Volksdeutschen“ hart ins Gericht gegangen. Sie wurden für das bestraft, was das faschistische Deutschland den Polen von 1939 bis 1945 angetan hatte. Das betraf auch meine Verwandten.

Aber noch einmal zeitlich zurück. Es war im Herbst 1943, Vater wollte seinen Bruder Gustav besuchen, den er viele Jahre, eigentlich über 20 Jahre, nicht mehr gesehen hatte. Ich durfte mit. Für mich war das eine gar nicht erfassbare Entfernung vom Heimatort.

Wir hatten in Thorn einen Umsteigeaufenthalt. Im Wartesaal setzte sich ein etwas älterer Wehrmichtsangehöriger zu uns an den Tisch. Er wollte sicher nicht allein sein oder suchte eine Unterhaltung. Es dauerte nicht lange, da kam ein Angehöriger der Militärpolizei und forderte ihn auf sich dorthin zu begeben, wo Wehrmichtsangehörige sich aufzuhalten haben. Da die Bahnhöfe damals immer verschiedene Aufenthalt- bzw. Warteräume entsprechend den Zugklassen hatten, war es einfach, Zivilreisende und Wehrmichtsangehörige zu trennen. Es gab objektive Gründe dafür. Man witterte ja überall Spione. Wenn auch meist übertrieben, so gab es sie doch, auch in Wehrmichtsuniform. So wollte man vermeiden, dass über Zivilisten Informationen weiter getragen wurden.

Aus Eydtkau kann ich mich an einen Fall erinnern, der Stadtgespräch war. Ein Feldwebel der Luftwaffe unterhielt sich im Wartesaal mit anderen Fronturlaubern, ebenfalls Angehörige der Luftwaffe, über die eigene Einheit und Einsatzgebiete. Er hatte Pech. Die Anwesenden waren aus der genannten Einheit, aber nichts stimmte überein und er wurde verhaftet. Für ihn war es das Todesurteil.

Der Zielort unseres Verwandtenbesuches, Lindenthal, polnisch Iwno, war nur wenige Kilometer von der Stadt Exin entfernt. Wir fuhren mit einem Bauern auf dem Pferdewagen mit, den Vater ausfindig gemacht hatte. Kurz vor dem Dorf war der Friedhof und Vater wollte als erstes die Gräber der Eltern aufsuchen. So etwas hatte früher einen hohen Stellenwert. Und wie der Zufall es will, auf dem Friedhof trafen wir den Onkel Gustav, der sich gerade mit den Gräbern beschäftigte. Ob es einen Zusammenhang mit unserem Besuch gab, weiß ich nicht. Für mich war es zwar ein fremder Mann, sehr direkt in seinem Ton und dem Auftreten, ich meinte aber Ähnlichkeiten mit meinem Onkel Rudolf, dem Grobian, festzustellen.

Das Dorf Lindenthal war noch so, wie Vater es aus der Vergangenheit kannte. Es gab kein elektrisches Licht, nur Petroleumlampen und jedes Grundstück hatte seinen eigenen Brunnen. Die Grundstücke wurden von Deutschen bewirtschaftet, man hatte die Polen enteignet. Sie waren jetzt Knecht und Magd, also billige Arbeitskräfte.

Auch meine Tante Hulda war mit ihrer Familie nach Lindenthal zurückgekommen. Onkel Richard arbeitete bis dahin in Berlin bei Siemens, hatte ein Häuschen in Berlin gebaut und hatte ein sicheres Auskommen, allerdings eine körperlich sehr belastende Tätigkeit. Er wollte unbedingt zurück, trotz zu erwartender Entbehrungen und Niveauverlust. Heute würde ich sagen, ihn muss wohl der Teufel geritten haben. Aber so ist das manchmal mit subjektiven Entscheidungen. Die Familie wurde nicht gefragt, ihr gegenüber eine Zumutung. „Er war jedenfalls wieder Bauer auf eigenem Grund und eigener Scholle“. Es wäre noch zu erwähnen, dass sie das Grundstück vom Deutschen Staat über einen Kredit zurückkaufen mussten.

Aber zu meinem Aufenthalt bei Onkel Gustav. Im Haus waren zu der Zeit noch die Tante Bertha und zwei Kusinen von insgesamt 6 Kindern. Die jüngste, Ruth, war etwa in meinem Alter. Das Grundstück bzw. der Hofkomplex wirkte für mich, im Vergleich zu anderen, relativ groß. Vollkommen fremd war für mich, dass der Stall mit dem Wohnhaus eine Einheit bildete und auch eine direkte Verbindung hatte. Im Wohnhaus roch es gar nicht nach Tier, auch das konnte ich nicht so richtig verstehen. Eine typische Denkweise als Kind der Stadt.

Wie das bei den Bauern üblich ist, werden die Kinder in die Tagesaufgaben voll einbezogen. Da gibt es auch keinen Unterschied beim Besuch. Gleich am nächsten Tag durfte ich mit meiner Kusine raus Kühe hüten. Es war auf einem Luzernefeld, ein Stück vom Dorf entfernt. Als Zeitorientierung gab es das Glockengeläut der Kirche. Wir hatten einen Hund mit, rotbraun, ziemlich groß. Er verstand sich aufs Kühe hüten und hielt die etwa neun Kühe gut in Schach. Am nächsten Tag war Ruth nicht da, aber ich, keine zwölf Jahre alt. Die Kühe und der Hund waren meine. Den Acker hatte ich mir zum Glück gemerkt, allerdings fanden die Kühe den Weg auch selbst. Mit Halbdistanz zu den Kühen und dem Hund an der Leine versuchte ich mein Tagesglück. Allerdings glaubte ich, dass der Hund nicht auf mich hört, wenn ich ihn losließ. Und so rasten wir gemeinsam um die Herde, damit sie nicht auf Nachbars Feld gingen. Dessen Luzerne war nämlich merkbar höher und das lockt. Der Nachmittag schien endlos lang für mich zu sein. Ich hörte zwar keine Kirchenglocken, meinte aber die Zeit wäre da, um die Kühe nach Hause zu treiben. Ein wenig erstaunt war meine Tante, als die Kühe auf einmal auf den Hof kamen. Für mich war es aber eine wirkliche Erlösung. Nach wenigen Tagen ging es wieder nach Hause, es war die weiteste Entfernung und Bahnfahrt, die ich bis dahin erleben durfte.

Was gab es noch in meinem damaligen frühen kindlichen Alltag, was in besonderer Erinnerung blieb? Ich war mit Mutter in die Stadt gegangen. Sie wollte sehen, ob der Kohlenhändler, das Geschäft war direkt am Markt, Kohlen vorrätig hatte. Das war erforderlich, weil wir unsere gesamte Kohle mit dem Handwagen holten und wir sicher sein wollten, dass sich der Weg auch lohnt. Warum wir die Kohle nicht von unserem Händler in unmittelbarer Nähe holten, war mir unverständlich. Natürlich war ich wie immer barfuß unterwegs. So durchwatete ich die Kohlenboxen mit mehrere Zentimeter dickem Kohlenstaub, entsprechend sahen die Füße und Beine aus. Und dann ging's ab zum Friseur zum Haare schneiden. Normal schnitt Vater immer die Haare, aber er muss scheinbar außerhalb gewesen sein. Ich setzte mich auf den Kinderdrehstuhl ohne an meine schwarzen Füße zu denken. Der Friseur, ein jüngerer Mann, schraubte mich in seine Arbeitshöhe und dann ging's los.

Mutter kam erst später mich abholen. Während des Haarschneidens schliffen meine zappelnden schwarzen Füße ständig am weißen Kittel des Friseurs. In dieser Höhe war der Kittel schwarz wie die Hose eines Schornsteinfegers. Peinlich! Aber Mutter hätte mich vor dem Kohlenhändlerbesuch zum Friseur schicken können. Wir gingen direkt am Geschäft vorbei. Mit der Entschuldigung war es dann abgetan. Das Waschen des Kittels war möglicherweise teurer als das Haare schneiden, denn dieses dürfte kaum mehr als 35 Pfennig gekostet haben.

Ein anderes Erlebnis, das meine kleine Seele tief belastete, war folgendes. Zu der Zeit war ich knapp 8 Jahre alt. Ich erwähnte schon, dass wir vor dem Krieg ständig nach Litauen einkaufen gingen. Unser Geschäft, unweit hinter der Grenze, eine Art Tante-Emma-Laden, gehörte einer Familie Feinsilber. Der Name verrät schon, dass es Juden waren. Sie waren immer nett und hatten oft ein besonders preiswertes Angebot für uns.

Im Geschäft angekommen, war es fast ein Ritual, dass ich ein aufgeschnittenes übergroßes Brötchen mit Butter bestrichen und Wurst belegt bekam. Dazu ein Glas Milch. Während ich an einem Tisch sitzend das Brötchen verspeiste, ging Mutter zwischendurch irgendwohin, einen Auftrag erledigen. Sie sollte für unsere „Christliche Freikirchliche Gemeinschaft“ von einer mitgegebenen Adresse Äpfel holen. Es musste irgendwie auf Weihnachten zugegangen sein. Schnee gab es noch nicht, aber die Litauer trugen schon alle Pelzmützen. Mir war unverständlich, dass es zu dieser Zeit noch Äpfel geben sollte. Für mich gab's die nur, wenn sie noch auf dem Baum waren. Schon allein das schien schon unnormale und verdächtig.

Mir schien Mutters Abwesenheit fürchterlich lang. Mehrmals ging ich vor die Tür um Ausschau nach ihr zu halten. Nichts tat sich. Der Anblick der Litauer in diesem Geschäft, sie tranken ihren

traditionellen Schnaps, war für mich Angst einflößend. Einen richtigen Grund gab es dafür nicht, vielleicht reichte die für mich fremde Sprache aus. Dann stand für mich fest: Mutter hat mich ausgesetzt! Sie nutzte dafür die Gelegenheit im Litauischen. Heulend setzte ich mich in Bewegung, Richtung Grenze. Meine kleine Seele heulte sicher mit. Ich lief auf Straßenmitte, da hatte ich nach beiden Seiten die günstigste Fluchtdistanz, im Falle jemand will mich auffangen. Bald kam der Schlagbaum auf der litauischen Seite. Ich drunter durch. Auf der anderen Seite der Holzbrücke war der deutsche Schlagbaum. Auch hier drunter durch und weiter über den Markt laufend in Richtung Wohnung. Natürlich immer noch heulend. Die Grenzposten konnten gar nicht so schnell reagieren, wie ich mich absetzte. Unterwegs traf ich meinen älteren Bruder Erwin, der sich über das Geschehene köstlich amüsierte. Später kam dann auch Mutter nach Hause mit ihrem Einkauf und den Äpfeln. Sie fragte warum ich nicht gewartet habe.

Auch hier eine kleine Ergänzung. Ich erwähnte, dass Feinsilbers eine jüdische Familie waren, bei denen man gerne einkaufen ging. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Russland bzw. Litauen will jemand Feinsilbers in einer zusammengetriebenen Gruppe Juden bei einem Abtransport in Eydkau gesehen haben. Im Zusammenhang mit der Judenverfolgung wäre das wahrscheinlich gewesen.

Mir ist immer noch der 9. November 1938, die sogenannte „Kristallnacht“, in Erinnerung. Einen Anblick, den ich noch vor Augen habe, ist die Schändung des jüdischen Gotteshauses, der Synagoge, durch die Nazis bzw. die örtliche SA. Die Synagoge war nur wenig mehr als 100 Meter von unserer Schule entfernt. In der großen Pause sind alle hin, um das Ereignis der Nacht zu sehen. Überall lagen Blätter und Gebetsbücher mit einer uns unbekanntem Schrift auf der Straße. Alles, was zerschlagen und vernichtet werden konnte, lag verstreut auf der Straße herum. Ein Mitschüler zeigte mir einen Einschuss in einer goldenen Kugel auf dem Dach. Er wusste wohl auch, wer da hineingeschossen hatte. Ich war gerade 7 Jahre alt und konnte keine Erklärung für dieses Ereignis finden, zumal zu Hause keine abwertenden Gespräche über die Juden zu hören waren. Allerdings gehörten Hetzkampagnen gegen die jüdische Bevölkerung seit langem zum Alltag, so dass man das Ganze als Kind nicht überbewertet hat.

Die Synagoge wurde abgerissen. Wegen ihres Standortes direkt zwischen zwei Häusern konnte sie in der Kristallnacht nicht abgebrannt werden. An dieser jetzt frei gewordenen Stelle entstand eine Art Bauhof der Stadt. Ein Bretterzaun mit Tor verschloss die Baulücke.

Ähnliches geschah mit dem jüdischen Friedhof. Wir konnten ihn von unserem Küchenfenster gut sehen. Er war durch eine große Mauer eingefriedet und es gab im Inneren viele große Bäume. Die Gräber wurden geschleift bzw. geschändet. Ein Hausnachbar, der bei der Stadt arbeitete und ein Dreirad-Kleintransporter fuhr, brachte einen Teil der gusseisernen Grabsteineinfassungen bzw. Zaunelemente für sich zur Eigenverwendung nach Hause. Sie standen sehr lange hinter der Mistkaule. Eine richtige Verwendung hatte er eigentlich nicht. Ein moralischer Zweifel kam in dieser Familie ohnehin nicht auf. So war einer der Söhne bei der „Schwarzen SS“. Später soll er sogar Aufseher in einem Konzentrationslager gewesen sein. Der jüdische Friedhof bzw. das Gelände wurde dann ebenfalls als Lagerplatz genutzt.

In unserer Familie wurde kaum über Politik gesprochen. Man war allgemein vorsichtig. Es gab überall nazitreue Nachbarn, die nichts für sich behielten. Unser direkter Flurnachbar war bei der SA. Er hatte sich kurz vor dem Krieg in der eigenen Wohnung erhängt, weil er wohl Geld aus der SA-Kasse entwendet hatte. Wenn ich an der Wohnungstür vorbeiging, hatte ich jahrelang ein komisches Gefühl. Überhaupt war die Distanz zu Toten ausgeprägt groß. Aber irgendwann sollte sich das ändern.

Die Nachbarn unter uns waren sich in ihren politischen Positionen uneins. Sie waren beide Rentner und damit immer in der Wohnung mit stets offenen Ohren. Sie war in der Frauenschaft, einer politischen Organisation des Dritten Reiches und Hitler war für sie der Größte, er dagegen war wohl nicht so ganz mit der herrschenden Politik und den Geschehnissen einverstanden. Ein Beispiel dafür: Solange die Deutsche Wehrmacht im Vormarsch war, gab es täglich zu den offiziellen Nachrichten auch noch zusätzlich Sondermeldungen im Radio. Natürlich über immer wieder ein-

genommene Städte und andere besondere Siege. Wiederholt sagte er dann in Plattdeutsch: „dä ware sich nochmal dodsieje“ (die werden sich noch mal totsiegen), aber das war schon fast zuviel.

Einmal passierte Folgendes: Mutter hatte aus der Zeit erzählt, als sich SA-Verbände und Kommunisten mit Aufmärschen gegenseitig anfeindeten, also aus der Zeit vor der Machtergreifung Hitlers 1933. Wenn die Kommunisten durch unsere Straße marschierten, riefen sie immer mit gehobenem Arm und geballter Faust „Heil Moskau“. Ich nahm das zur Kenntnis, ohne das zu begreifen. Als ich dann später einmal aus der Schule nach Hause kam und die Tür öffnete, begrüßte ich sie mit „Heil Moskau“ und geballter Faust, sicher ein wenig zu laut. Sie hielt mir gleich den Mund zu und sagte nur: „Wenn das die Frau Czeprenat gehört hat, dann wird sie das bestimmt melden“. Das war die vorhin erwähnte Nachbarin. Sie hatte es zum Glück nicht gehört. So war das damals!

Abgesehen davon, dass die Mehrzahl der Lehrer, insbesondere in der Volksschule, auf den Staat eingeschworen war oder es zumindest so schien, war die nationalsozialistische Einflussnahme immer und überall spürbar. Bei den Lehrern der Mittelschule war das nicht so erkennbar. Da war wirklich die Bildungsarbeit Schwerpunkt.

Die politische Haupteinflussnahme erfolgte über die Mitgliedschaft in der Organisation „Deutsches Jungvolk“ für die 10 - 14jährigen. Dann schloss sich die Mitgliedschaft in der „Hitlerjugend“ an. Abkürzungen DJ und HJ. Für die Mädchen gab es die vergleichbaren Organisationen. Abgesehen davon, dass man es als selbstverständlich empfand in diesen Organisationen zu sein, wurde es aber auch nicht von den Eltern verhindert.

Dafür hätte man sie für politische Gegner des 3. Reiches gehalten und dies Risiko wollte keiner eingehen, die eigene Sicherheit und die der Familie hatten Priorität. Ein Beispiel: Vater brauchte mich einmal zum Holz sägen und wollte mich nicht zum „Dienst“ lassen. Kurz bevor die Zeit ran war los zu gehen, stellte er die Säge zur Seite und sagte nur: „Geh zum Dienst“. Er verzichtete lieber auf das Weitersägen und wollte sich bzw. mich nicht belasten.

Grundsätzlich kann gesagt werden, dass die jahrelange ideologische Einflussnahme des Regimes so gefruchtet hatte, dass wir den Zeitpunkt selbst ersehnt haben, um die Uniform tragen zu dürfen. In Uniform fühlte man sich aufgewertet. Ich hatte die Altersgrenze von 10 Jahren noch nicht erreicht, da wollte ich mich schon einmal in Uniform sehen. Dazu benötigte ich außer kurzer schwarzer Kniehose und braunem Hemd noch als Zubehör ein schwarzes Halstuch, einen geflochtenen Lederknoten, Schulterstücke mit verschiedenen Angaben, ein Dreieck mit Aussagen zur Region für den linken Oberarm und einen Blitz bzw. der germanischen Rune für das „S“ auf einem Stück rundem Stoff. Dieses Zubehör wollte ich mir vorher schon kaufen. Ich borgte mir von einem etwas älteren Jungen, mit dem ich in die Stadt gegangen war, dessen Mitgliedsausweis, betrat das Geschäft und äußerte meine Wünsche. Der Verkäufer zweifelte mein Alter an, ich war ja sehr klein, fragte nach dem Geburtsdatum und dann kam die Blamage. Außer dem Namen wusste ich nichts. Warum der andere die Artikel nicht für mich gekauft hat, lag wohl außerhalb unserer kindlichen Vorstellungskraft.

Wir hatten am Mittwoch und am Samstagnachmittag Dienst. Die Ausbildung verlief meist in der Formation „Zug“, die Steigerung war das „Fähnlein“. Der Zug bestand aus mehreren „Jungenschaften“. Die Jungenschaftsführer waren nur unwesentlich älter als wir. Hauptinhalt der Ausbildung waren das Exerzieren, das Lernen von Marschliedern, Geländespiele und weitere Aspekte der Wehertüchtigung. Es war eine reine vormilitärische Ausbildung nach dem Prinzip des „Kadavergehorsams“. Es gab nur Befehle, die widerspruchlos hingenommen und ausgeführt werden mussten. Waren wir irgendwo in Uniform unterwegs, musste jeder der uns in Uniform von DJ und HJ begegnete und durch eine Kordel in einer Führerfunktion erkennbar war, mit dem sogenannten „Deutschen Gruß“ begrüßt werden. Drei Schritte vorher und zwei Schritte nachher, neben dem ausgestreckten rechten Arm und der flachen Hand in Augenhöhe. Das wurde als erstes genügend geübt. Dazu mussten wir den Betreffenden in die Augen sehen. Es konnte passieren, wenn man das nicht tat, dass man auf offener Straße eine „gefeuert“ bekam. Und das von einem evtl. nur ein Jahr älteren, meist bekannten Jugendlichen.

Wenn die großen Ferien begannen, war die erste Woche Wehrtüchtigung Pflicht. Außer den militärischen Übungen war noch umfassend Leichtathletik dabei. Grundsätzlich galt auch hier widerspruchsloser Gehorsam. Es war nicht selten demütigend, wenn ein fast Gleichaltriger seine Willkür und Macht ausspielte und man sich allem unterwerfen musste.

Einmal erging es mir wie folgt: Am Anfang einer Wehrtüchtigungswoche standen Eintragungen in eine Ausbildungskladde zu jeder Person. Unter anderem musste das Körpergewicht eingetragen werden. Die Frage: „Wie schwer bist du?“ konnte ich natürlich nicht beantworten. Der Jungenschaftsführer legte das Heft aus der Hand, griff unter meine Arme und wollte mich hochheben um mein Gewicht zu ermitteln. Ich unterstelle ihm heute, dass er das als 13jähriger nie hätte bewerten können. Jedenfalls schaffte er es nicht, mich anzuheben. Ich bekam eine tüchtige ins Gesicht, mehr als eine normale Ohrfeige, mit der Anmerkung: „Du Schwein machst dich schwer!“ Das war's. Einmal passierte es, dass ich mit einem Schulfreund auf dem Weg nach Hause war. Die Dämmerung hatte eingesetzt. Ein älterer Jugendlicher in HJ-Uniform begegnete uns. Er sagte nur anklagend: „Während der Verdunkelungszeit habt ihr euch nicht auf der Straße aufzuhalten“. Es folgte auch dafür eine nicht sanft geschlagene Ohrfeige. So war auch die sadistische Erziehung eine gewollte Methode im damaligen Alltag. Der Stärkere konnte seine Macht demonstrieren, überall wo es sich anbot, der Schwächere wurde gedemütigt!

Eine Anmerkung zur Verdunklungszeit. Grundsätzlich mussten alle Wohnräume und anderes verdunkelt werden. Es durfte kein Lichtschein nach außen gelangen. Es gab keine brennende Straßenbeleuchtung oder ähnliches. Fahrräder mussten eine Blende vor der Lampe haben mit einem ganz kleinen Schlitz. Es hieß sogar, ein feindliches Flugzeug könne eine glimmende Zigarette noch aus 3 Kilometer Entfernung sichten. Da wurde nichts toleriert, sondern gleich bestraft.

## **Der Kriegsbeginn in Eydkau**

Allgemein ist zu sagen, dass wir während der gesamten Kriegsjahre nie hungern mussten, obwohl alles rationiert war und Lebensmittelkarten Grundlage für die Versorgung waren. Für den Kauf von Kleidung, Schuhen u. ä. musste man einen sogenannten Bezugsschein haben. Den erhielt man auf Antrag von der Stadtverwaltung, aber die Häufigkeit war sehr eingeschränkt und es wurde alles registriert. Da gab es auch für uns als kinderreiche Familie keine Zugeständnisse. Durch unser Kleinvieh und das Schwein hatten wir stets eine Zusatzversorgung. Getreide zum Füttern und gelegentlich auch Schrot u. ä. bekamen wir, wie schon erwähnt, von unserer bäuerlichen Verwandtschaft. Das war zwar verboten, aber man fand schon eine Lösung.

Es war von jeher in Deutschland gefordert, dass ein geschlachtetes Schwein vom „Fleischbeschauer“ durch Augenschein begutachtet wird und mittels Mikroskop auf den Befehl von Trichinen untersucht wird. Trichinen sind Fadenwürmer, die sich vorzugsweise im Muskelfleisch einkapseln und auch beim Menschen zum Tode führen können. Die Übertragung erfolgt allgemein beim Verzehr von Rohfleisch.

Unser Fleischbeschauer, er hieß May, hatte im 1. Weltkrieg ein Bein verloren und lief mit Unterarmkrücken in großen Sätzen jedem davon. Er musste auch außer der Fleischschau das Gewicht des Schweins schätzen und dieses Gewicht wurde auf die Fleischzuteilung der Lebensmittelkarten angerechnet. Daraus ergab sich, dass wir über viele Monate keine Fleischwaren kaufen konnten. Um aber doch etwas frische Wurst zu haben, ließen wir eine Lebensmittelkarte nicht anrechnen, mit der Konsequenz, dass sich der Entzug insgesamt verlängerte. Unser Fleischbeschauer war bei uns in der Gewichtsbestimmung immer sehr großzügig, er bekam dafür auch sein „Dankeschön-Päckchen“.

Die Rationierung bzw. der Bezug von Nahrungsmitteln wurde über Lebensmittelkarten geregelt, immer für einen Monat. So war z.B. Milch an das Alter der Kinder gekoppelt. Normale Milch mit Fettanteil bekamen nur die Kleinkinder, sonst gab es nur Magermilch, „entrahmte Frischmilch“ genannt. Weil sie so dünn und wässrig war, leicht blau schimmerte, sagten wir beim Milchhändler auch oft „entrahmte Magermilch“. Ich hatte als Kind nie das Gefühl, dass die rationierten Lebens-

mittel für die Versorgung nicht ausreichten. Den Stadtbewohnern, insbesondere der Großstädte, wird es wohl anders ergangen sein.

Am 1. September 1939 wurde mit viel Propaganda der Beginn des Krieges gegen Polen bekannt gegeben. Mit einer Lüge hatte man auch die Begründung parat. Ein polnisches Militärkommando hätte den Rundfunksender Gleiwitz, in Schlesien, gestürmt bzw. überfallen. „Jetzt wird zurückgeschlagen!“, Hitlers wörtliche Formulierung. Man hat in Wirklichkeit Deutsche in polnische Uniformen gesteckt und den Überfall inszeniert.

Obwohl die polnische Grenze nur etwa 30 Kilometer von uns entfernt war, schien mir das in meiner kindlichen Vorstellung, ich war ja knapp 8 Jahre alt, unendlich weit und ohne jede Gefahr für uns. Etwas unruhig waren meine Eltern, denn Onkel Gustav mit Familie lebte ja in der Nähe von Bromberg, im damaligen Polen bzw. im sogenannten Korridor. Ich hatte bereits erwähnt, dass er nach dem 1. Weltkrieg für Polen optiert hatte. Wir erfuhren aber bald, dass es keine Probleme und Repressalien gegenüber unseren Verwandten und anderen früheren Deutschen im Ort gegeben hat.

Die militärische Einnahme Polens, allgemein Polenfeldzug genannt, war nach reichlich vier Wochen beendet und die „Großmacht Deutschland“ rüstete weiter auf für die nächsten Eroberungsziele. Das war die Unterwerfung Frankreichs und der Beneluxländer bereits 1940.

Bei uns hatte sich nach dem Sieg über Polen im täglichen Leben nichts geändert. Wir gingen wie bisher vorzugsweise nach Litauen unsere Lebensmittel einkaufen. Auch im Verhalten unserer jüdischen Geschäftsleute uns gegenüber schien alles unverändert, obwohl sie von der Judenverfolgung in Deutschland hautnah betroffen waren. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass wir weiterhin mit Reichsmark, aber dann mit Hartgeld/Silbergeld bezahlten. Es hieß, dass der Silbergehalt des Geldes dem tatsächlichen Wert entspricht.

Aber diese Phase der scheinbaren Ruhe sollte sich bald ändern. Im Juli 1940 besetzte die Sowjetunion die baltischen Länder Estland, Litauen und Lettland. Man begründete das damit, dass die baltischen Länder weit über 100 Jahre zu Russland gehört hätten und sich erst nach dem 1. Weltkrieg von Russland loslösten. Es wäre jetzt Zeit, dies wieder zu korrigieren. Damals abgeschlossene Verträge wurden für nichtig erklärt und die baltischen Staaten wurden im August 1940 Sowjetrepubliken. Offiziell hieß es, sie haben sich im Juli 1940 selbst dazu bekannt, zur Sowjetunion gehören zu wollen. Es ist eine der historischen Lügen der Sowjetmacht.

Während die Staatsgrenze, von beiden Seiten bisher unbewacht, nur durch die Lepone, einem kleinen knöchel- bis knietiefen Bach, erkennbar war, wurde jetzt auf litauischer Seite ein etwa zwei Meter hoher Stacheldrahtzaun errichtet und die Grenze durch Militär bewacht. Es wurden auch Wachtürme errichtet. Nicht lange danach wurde auch auf deutscher Seite ein Stacheldrahtzaun errichtet, aber nicht so hoch und etwas von der Grenze entfernt. Ob es ihn durchgängig gab, habe ich nicht in Erinnerung. Als der Zaun unweit von uns von Wehrmachtsangehörigen errichtet wurde, schauten wir Kinder zu. Ich sehe noch, als wär's gestern gewesen, wie sich ein Soldat beim Anfertigen einer Holzstütze kräftig in die Hand sägte. Es blutete fürchterlich und die Arbeit wurde an diesem Tag insgesamt eingestellt.

Natürlich mussten wir Jungs probieren, ob man tatsächlich nicht durch den Zaun hindurch kriechen kann. Bei den Einzäunungen von Viehkoppeln ging das ja auch. Ich habe es geschafft. Aber: Ein Stachel muss zu lang gewesen sein. Er riss mir eine tiefe Wunde in Kniehöhe, die Narbe sieht man heute noch. Eine sichtbare Erinnerung an unüberlegtes kindliches Handeln.

In unserer Kantstraße, sie führte vom Markt zu unserem Wohnviertel, der Kolonie, und weiter stadtauswärts, gab es ein über mehrere hundert Meter unbebautes freies Stück. Vor Kriegsbeginn mit der Sowjetunion 1941 wurde dieses Stück mit einem Flechtzaun versehen und mit Laub bzw. Tannenzweigen bestückt. Die „Feindeinsicht“ sollte verhindert werden, obwohl zu diesem Zeitpunkt von „Feind“ noch nicht gesprochen werden konnte.

Noch einmal zurück zur Situation unmittelbar nach der Besetzung Litauens durch die Sowjetunion. In der ersten Zeit konnten wir weiterhin nach Litauen einkaufen gehen, aber mit gemischten Gefüh-

len. Unmittelbar an der Grenzbrücke patrouillierten Posten mit aufgestecktem Bajonett und Gewehr im Anschlag. Trotz Sommers trugen sie dicke Mützen mit einem kleinen Zipfel obendrauf. Gewöhnungsbedürftig für uns. Die Personenkontrollen wurden meist von uniformierten Frauen durchgeführt. Sehr gründlich! Alles in allem war das so angsteinflößend, dass der Grenzgang bald von selbst beendet wurde. Es hieß wohl, dass die Verträge mit Litauen abgelaufen wären.

Zeitlich kann ich es nicht mehr genau einordnen, aber von deutscher Seite versuchte man dann den Einblick in die Stadt weitestgehend zu verhindern. So z.B. wurde eine hohe Bretterwand zwischen dem Zollamt, dem abschließenden Gebäude des Marktes zur Grenze, und angrenzenden Gebäuden errichtet. Die Wand war annähernd so hoch wie die dortigen Häuser. Die andere Seite des Zollamtes, es war die von Litauen kommende Straße, erhielt ebenfalls eine hohe Bretterwand mit einem großen Tor, das nur im „Bedarfsfall“ geöffnet wurde.

Nun zu den „Bedarfsfällen“. Bald verließen organisierte Trecks Litauen. Möglicherweise kamen sie auch aus anderen Baltenländern. Es waren Deutsche, mit Sicherheit Bauern, die eine unheilvolle Entwicklung in den besetzten Ländern erahnten und sich in Sicherheit bringen wollten. Vermutlich wurde dies aber auch von Deutschland gesteuert. Hierfür wurde kurzzeitig das Tor geöffnet, aber nach dem Durchlass sofort wieder geschlossen. Die Familienangehörigen kamen meist mit dem Zug, denn man sah allgemein nur zwei Geschirrführer auf den Wagen. Der Großteil dieser Menschen wurde in neu errichteten Lagern untergebracht, es war nur für eine Übergangszeit geplant, denn sie sollten ja möglichst bald nach dem Kriegsbeginn gegen die Sowjetunion wieder zurückkehren.

Der Kriegsbeginn mit Frankreich und den Beneluxländern im Mai 1940 betraf uns noch weniger. Frankreich war ja fast unvorstellbar weit weg und wir vernahmen nur die Erfolgsmeldungen der Wehrmacht oder erlebten diese im Kino in der Wochenschau. Eine direkte Beziehung gab es aber doch: Am Stadtrand wurde ein Gefangenenlager errichtet. Wir sammelten Zigarettenkippen; der Tabak daraus sah richtig gut aus, stank aber zum Erbrechen. Ein dankbarer Artikel als Tauschobjekt für Holzschnitzereien! Zigaretten hatten im Allgemeinen keinen Filter. Dadurch war die Tabakausbeute recht ergiebig.

Was wirklich Krieg ist, sollten wir dann bald im direkten Erleben erfahren, aber unser sorgenfreier kindlicher Alltag ging vorerst weiter. Wir Jungs hatten uns in einem Komposthaufen des grenznächsten Bauerngehöftes des Bauern Achenbach einen primitiven Unterstand gebaut, ein romantischer Freizeitaufenthalt. Auch das hatte bald ein Ende. Die Kriegsvorbereitung war in vollem Gange, zwar unauffällig, man entdeckte aber immer wieder neue Aktivitäten. Und dazu gehörte, dass Soldaten aus unserem Unterstand einen richtigen militärischen aus Wellblechelementen bauten. Wir durften ihn gelegentlich ansehen. Unmittelbar vor Kriegsbeginn wurde im angrenzenden Garten dieses Gehöftes eine PAK (Panzerabwehrkanone) postiert. Natürlich schön getarnt. Auch die durften wir uns mal ansehen. Es war nur eine leichte PAK. Wahrscheinlich war das von den Soldaten gewollt, dass dort Kinder öfter zu sehen waren. Von dort war auf der litauischen Seite eine mittelgroße Kaserne zu sehen. Sie soll bei Kriegsbeginn von dieser PAK in Brand geschossen worden sein. Wir haben sie dann auch selbst brennen gesehen.

In der Scheune des Bauern war eine Brücke vormontiert, die von Pionieren sofort bei Angriffsbeginn als Hauptübergang über die Lepone montiert wurde. Hier überquerte die gesamte schwere Kriegstechnik aus diesem Abschnitt die Grenze, u. a. Panzer und schwere Geschütze. Man ging wohl davon aus, dass die alte Straßenbrücke einer größeren Belastung nicht mehr standhielt. Nur wenige Wochen vor Kriegsbeginn wurden rings um die Stadt Geschützstellungen ausgehoben und großkalibrige Geschütze stationiert, sightgeschützt durch einen Wall und Tarnnetze. Ein Geschütz stand unmittelbar an meinem Schulweg und unweit eines Gehöftes, von Bauer Mett. Wir meinten, selbst als Kinder, dass die Dachziegel das beim ersten Schuss wohl nicht überleben würden.

Alles deutete auf den Kriegsbeginn gegen die Sowjetunion hin. Damals wurde allgemein Russland gesagt, und auch später meist von Russen gesprochen, obwohl es ein Vielvölkerstaat war und diese Völker sich kulturell und z. T. auch äußerlich merkbar unterschieden. Der Aufstellungsraum der Wehrmacht vollzog sich unauffällig in Grenznähe, blieb uns aber nicht ganz verborgen. In einem Turm der Kirche wurde ein Segment entfernt, es sollte wohl ein Artilleriebeobachtungspunkt wer-

den. Am Vortag des Kriegsbeginns gegen Russland, also am 21. Juni 1941, besichtigten Wehrmachtsoffiziere diskutierend unseren relativ großen Hofbereich. Sie waren aber bald wieder verschwunden. Mit der Dämmerung rückten die Wehrmachtseinheiten bis unmittelbar zur Grenznähe vor. Unser Hinterhof wurde von Infanterieeinheiten belegt. Wir waren beeindruckt, wie man die Gewehre gegeneinander aufstellte und ein richtiges Pyramidenfeld entstand. Was die Soldaten innerlich zu diesem Zeitpunkt bewegte, danach fragte keiner.

Wir saßen abends sehr lange vor dem Haus auf einer Bank in innerer Spannung wegen der zu erwartenden Ereignisse, keiner wollte ins Bett. Auch das lange Aufbleiben von uns Kindern wurde toleriert. Ich war zu dem Zeitpunkt reichlich neuneinhalb Jahre alt. Ein etwas älterer Soldat nahm unseren zweieinhalb jährigen Werner auf den Schoß und sagte halblaut zu Mutter: „Morgen früh geht's los!“ Ich hörte das mit. So kam es dann auch. Mit der ersten Morgendämmerung, am 22. Juni, ein Sonntag, genau 3.30 Uhr, ertönte ringsum der Kanonendonner, der Himmel war voller Flugzeuge. Das sollte noch lange so bleiben. Oft haben wir versucht, die Bomber zu zählen, die stets von Jägern begleitet waren. Meist gelang es uns nicht, zu sehr war der Luftraum in Bewegung. Es blieb dann nur noch bei der Bestimmung der Flugzeugtypen. Gegenwehr gab es nicht. Durch die Druckwellen der großen Geschütze bekam unser Haus in fast voller Höhe einen Riss. Fenster und Türen hatten wir leicht geöffnet, um größere Schäden bzw. das Zerbersten der Fensterscheiben zu vermeiden.

Für die Zivilbevölkerung gab es keine Warnung, auch die Sirenen blieben stumm. Eine Evakuierung war nicht vorgesehen. Mit dem Blitzangriff der Wehrmacht hatte man keine Gegenwehr der Sowjetarmee und damit größere Gefahren für die Bevölkerung erwartet. Und das war auch so. Auch wollte man eine sichtbare Bewegung auf deutscher Seite vermeiden. Aber dann passierte folgendes: Wir fühlten uns in Sicherheit und gingen zu einer Häuserlücke in der Kantstraße, nicht weit von uns entfernt. Es war das Haus unseres Fleischers Schattner, an das wir uns anlehnten und von wo aus wir einen freien Blick ins Litauische hatten. Die ganze Hauswand, ca. 15 Meter breit, war von Neugierigen belegt. Wir interessierten uns für brennende Gebäude, die bereits erwähnte Kaserne war auch darunter.

Es könnte gegen 6.00 Uhr gewesen sein, da kamen etwa 9 Flugzeuge als geordneter Verband vom scheinbaren Feindflug zurück. Zumindest werteten wir das so. Sie kamen direkt auf uns zu, drehten dann in Richtung Stadtzentrum und in Höhe Kirche und Bahnhof luden sie ihre Bomben ab. Es war nur reichlich 300 Meter von uns entfernt, wo die nächsten Bomben einschlugen. Wir rannten um unser Leben in Richtung unserer Häuser und stürzten in die Keller. Auf den Gedanken, ins nächste Haus und den nächsten Keller zu flüchten, kam keiner. In der Nähe der Kirche wurde ein Wehrmachtssoldat durch einen Bombensplitter im Hinterkopf getötet. Er wurde vorübergehend auf einer Rasenfläche in der Nähe der Kirche beigesetzt. Das Grab erhielt ein provisorisches Kreuz, auf das der Stahlhelm gehängt wurde. Das Grab wurde eine Art Wallfahrtsort. Uns interessierte vor allem das Loch im Stahlhelm.

Getötet wurde auch ein uns bekannter Schüler. Ein Haus in der Nähe der Kirche erhielt einen Treffer. Der Junge hielt sich gerade auf der Straße auf. Weitere Bomben fielen im Bahnhofsbereich. Zerstört wurden einige Gleise, die aber für den allgemeinen Schienenverkehr keine Beeinträchtigung bedeuteten. Die Mehrzahl der Bomben waren Blindgänger. Auf dem Kirchplatz gab es wohl noch weitere Opfer bzw. Schwerverletzte unter Wehrmichtsangehörigen. Etwas Genaueres erfuhr man aber nicht. Hinterher wollten wir gar nicht begreifen, dass feindliche Flugzeuge unerkannt in den deutschen Luftraum gelangen konnten. Die Lufthöhe schien für uns in diesem Bereich absolut sicher. Am frühen Vormittag wurden die ersten russischen Gefangenen bei uns in der Wiesenstraße vorbeigeführt. Einer hatte eine schwere Kopfverletzung. Der Kopf war voll mit Verbandsmaterial umhüllt, das stark durchblutet war. Zwei deutsche Soldaten begleiteten die Gefangenen mit aufgepflanztem Seitengewehr, irgendwie war das für uns beängstigend, jeder der Gefangenen wurde einzeln bemustert.

Obwohl es weiterhin keine merkbare Feindeinwirkung in unserem Grenzstädtchen gab, entschlossen sich unsere Eltern, dass Mutter mit uns drei jüngsten Kindern vorübergehend die Stadt verlässt und wir zu unseren Verwandten nach Gerwen ziehen. Gegen Mittag fuhr ein planmäßiger Personenzug in Richtung Gumbinnen/Königsberg. Obwohl ringsherum geschossen wurde, stand der

Zug auf dem Bahnhof abfahrtbereit und er fuhr pünktlich auf die Minute, wie im tiefsten Frieden, ab. Durch die Druckwellen der schweren Geschütze hatte man im Zug sitzend das Gefühl, als würde der Eisenbahnwagen immer leicht hochspringen.

In Gumbinnen angekommen, 36 Bahnkilometer, wussten wir vorerst nicht, wie weiter nach Gerwen. Es sollte wohl eine Busverbindung geben, aber damals war das so: früh ein Bus, abends ein Bus. Normal war es so, dass wir vorher mit unseren Verwandten schriftlich vereinbart hatten, wann wir mit Pferdegespann abgeholt werden sollten. Es waren ja etwa 12 Kilometer und zu Fuß, mit Gepäck, war das nicht möglich. Als wir so mit kleinem Gepäck durch die Stadt ziellos umherirrten, sprach uns eine Rot-Kreuz-Schwester an und nahm uns vorerst in ihr Büro mit. Eine Lösung, wie wir weiterkommen, hatte sie aber auch nicht. Zumindest war es eine Bleibe bis zur Busabfahrt. Es fuhr tatsächlich abends ein Bus nach Gerwen. Als wir in diesem Büro warteten, brachte uns eine dort Bedienstete in einem großen Karton Lebkuchen. Ich konnte das gar nicht begreifen, dass es im Sommer Weihnachtsgebäck geben kann. Richtige Pfefferkuchen, Herzen, Sterne usw. wie ich sie nur vom Weihnachtsteller her kannte. Jedenfalls erreichten wir noch am selben Tag unsere Verwandten. Nach nur wenigen Tagen fuhren wir wieder nach Hause. Den großen Geschützdonner gab es nicht mehr. Der Alltag war fast wieder eingekehrt. Von den zurückgebliebenen Jungs erfuhr ich nur, dass in Grenznähe immer noch geschossen wurde. Es war wohl eine Bunkerbesatzung, die sich nicht ergeben wollte und dann mit einem Flammenwerfer „ausgeräuchert“ worden sei.

Vater, der ja bei der Reichsbahn arbeitete, erzählte dann, dass eine erste Maßnahme der Reichsbahn war, die russische Spurbreite der Gleise auf unsere Spurbreite zu verändern. Das Kriegsmaterial musste so weit und schnell wie möglich an die Front gebracht werden. Und die Front verschob sich in den ersten Wochen und Monaten schnell gen Osten. Im Radio gab es laufend Sondermeldungen und Frontberichterstattung und noch vor Wintereinbruch stand man vor Moskau und Leningrad war eingekesselt. Aber mit dem geplanten Blitzkrieg und der Zerschlagung der Sowjetarmee hat es dann doch nicht geklappt. Die Front kam zum Stehen und der Winter 1941/42 war besonders hart. Tiefsttemperaturen um minus 40°C und tiefer waren normal. Da die militärische Entscheidung vor dem Wintereinbruch geplant war, war die deutsche Wehrmacht auch nicht auf ein Überwintern im Stellungskrieg vorbereitet. Es fehlten in starkem Maße Winterkleidung und vieles mehr für die Soldaten. Hinzu kam, dass unsere Soldaten solche tiefe und anhaltende Temperaturen nicht kannten. Es gab viele Erfrierungsoffer und vielen mussten Glieder amputiert werden.

Da im östlichen Deutschland, also bei uns in Ostpreußen, ähnliche Temperaturen herrschten, waren besonders die Kriegsgefangenen in den Lagern betroffen. Sie hatten nur das auf dem Leib, was sie bei der Gefangennahme, meist in den Sommermonaten trugen. In der Nähe von Ebenrode, unserer Kreisstadt, war auch ein Gefangenenlager für russische Kriegsgefangene errichtet worden. Es war bei Malissen, wo auch Verwandte von uns wohnten. Die in der Nähe wohnenden Deutschen hielten Distanz dazu, es war wohl auch so gewollt. Unsere Verwandten erzählten uns später, hinter vorgehaltener Hand, folgendes: Die Unterkünfte der Gefangenen waren dünnwandige Baracken und Temperaturen um minus 40 °C schlugen sofort durch. Man war auch hier nicht auf so einen Winter vorbereitet und eine Heizung war für diese Menschen nicht vorgesehen. Eines Tages hörten die Dorfbewohner aus einer hörbaren Distanz immer Geräusche, als würde man Holz bzw. Baumstämme stapeln. Man wollte dann erfahren haben, dass es steif gefrorene Gefangene waren, die man „wagenweise“ dort abgeladen hatte. Es gab aber keine Zeugen die dies bestätigen konnten.

Auch in der Nähe des Bahnhofs wurde ein großes Gefangenenlager errichtet. Diese Menschen haben sehr gehungert. Sie bettelten stets nach etwas Essbarem, hatten aber für eine Art Tausch oder Bezahlung hervorragend gefertigtes Spielzeug anzubieten. Wenn man bedenkt, dass alles mit primitivstem Werkzeug, meist kleinen selbst gebastelten Messern, hergestellt worden war, dann gilt diesen handwerklich Begabten noch heute meine Bewunderung. Gut in Erinnerung habe ich noch ein Spielzeug, wo zwei Bären abwechselnd mit einem Hammer auf einen Amboss schlugen. Ein zweites Spielzeug, mit viel Aufwand gefertigt, hatte es mir besonders angetan. Auf einer runden Platte mit Griff, wie einer Art Tischtennisschläger, waren etwa 4 bis 5 Hühner befestigt, die abwechselnd mit einem gelenkigen Kopf nach Körnern pickten. Ein unter der Platte an Fäden befestigtes Holzstück zog bei einer leichten kreisförmigen Bewegung der Platte an den beweglichen

Köpfen. Wie lange mag der Schnitzer an diesem Stück gearbeitet haben, und das für einige Scheiben Brot oder wenige Pellkartoffeln. Es gab auch Artikel, wo man sagen musste: Man erkennt das Bemühen an, aber der Schnitzer hatte leider nur „zwei linke Hände“.

Viele der Gefangenen wurden bei der Deutschen Reichsbahn als Arbeitskräfte eingesetzt. Im Allgemeinen war das ausgeprägte Knochenarbeit, und das bei chronischer Unterernährung. Im Winter, wenn die Gehwege vereist waren, war unser Vater u. a. verantwortlich für den Streudienst im Bereich der Eisenbahnhäuser unseres Wohngebietes. Ihm wurden meist zwei Gefangene zugeordnet. Unsere Mutter schmierte immer zusätzlich Schnitten, wenn sie Vaters Frühstück bzw. Mittag fertig machte. Die bekamen die Gefangenen. Das durfte aber niemand sehen, sonst hätte er erheblichen Ärger bekommen.

Das Kriegsjahr 1941 verlief im Sinne der Nazioberen. Es wurde nur gesiegt, die Versorgung war im Prinzip uneingeschränkt und alles hatte einen optimistischen Anstrich. Es häuften sich aber immer mehr die Todesanzeigen in der Zeitung. „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“, hieß es stets. Als unser Walter am 31. Juli 1941 gefallen war, hatten wir wie die meisten eine Vorahnung weil die Feldpost über eine längere Zeit ausblieb oder unsere Post sogar zurückkam. Dann wurde es offiziell. Als die Benachrichtigung kam, ein Brief des Kompaniechefs, drehte unsere Mutter fast durch. Sie lief durch die Felder, war nicht mehr ansprechbar und war nicht mehr in der Lage den üblichen Tagesablauf mit Essenmachen usw. zu bewältigen. Solche Benachrichtigungen wurden in den nächsten Jahren zur Normalität. In einem der Nachbarhäuser sind in der einen Familie 3 Söhne und ein Schwiegersohn gefallen.

In den Folgejahren, 1942 und 1943, wurden die Sondermeldungen über die großen Siege immer seltener. Ich kann mich aber noch erinnern, dass es eine Sondermeldung gab, als Stalingrad verloren ging. Diese „Kapitulation“ der Deutschen Wehrmacht im Februar 1943 wurde aber vorerst verschwiegen. „Stalingrad ging eben trotz der heroischen Verteidigung“ verloren. Geländeverluste und verlorenen Schlachten wurden meist mit Frontbegradigung begründet.

Wir verspürten die tatsächliche militärische Situation hautnah durch die Bewegungen auf unserem Bahnhof und dem weiteren Umfeld. Unsere Bahnstrecke war besonderen Belastungen durch Militärtransporte mit Kriegsmaterial und Wehrmachtsangehörigen ausgesetzt. Die Mehrzahl der Güterwagen hatte die weit sichtbare Aufschrift: „Räder müssen rollen für den Sieg.“ Der Volksmund ergänzte: „Kinder machen für den nächsten Krieg.“ Da ich oft bei Vater auf der Blockstelle war, konnte ich die Zugfolge zählen. Im Prinzip war der Zugabstand identisch mit den erforderlichen Fahrzeiten zwischen den Blockstellen bzw. Signalen. Jeder Güterzug hatte maximal 60 Achsen. Die Züge wurden meist von Wachmannschaften begleitet. Das waren die Güterzüge der Wehrmachtstransporte. Es kamen aber auch Güterzüge mit Beutegut aus der anderen Richtung. Das waren meist landwirtschaftliche Erzeugnisse, z. B. befanden sich geschlossene Güterwagen mit Sonnenblumenkernen darunter.

Alle Personenzüge mit Fronturlaubern, besser gesagt mit den Soldaten, die vom Heimaturlaub zurück an die Front mussten, endeten bei uns. Die Soldaten mussten zu Fuß zum ersten Bahnhof in Litauen, nach Wirballen bzw. Kybarti gehen. Dort wurden sie entsprechend ihrer Ziele in Russland neu formiert. Da alle ein größeres Gepäckstück hatten, standen wir mit unseren Handwagen für den Transport bereit. Das war für uns ein lukratives Geschäft, meist gab es 50 Pfennig für ein Gepäckstück, die Menge brachte einiges ein. Ich kann mich noch erinnern, wie ein Eisverkäufer, er hatte so eine Art zweirädrigen Karren für seine gekühlten Eisbehälter, umrüstete, und Gepäck transportierte. Eis gab es ohnehin kein ordentliches mehr. Es gab nur noch ein nach Süßstoff schmeckendes widerliches Schaumeis. Dieses neue Transportgeschäft brachte ihm in kurzer Zeit so viel ein, dass er bald mit einem Pferdegespann und luftbereiften Wagen das große Geschäft machte. So konnte auch der kleine Mann am Krieg verdienen.

Hier eine Anmerkung zu den Soldaten, die nach ihrem Heimaturlaub zurück an die Front mussten. Es waren nicht wenige, die psychisch den Erwartungen an der Front nicht mehr gewachsen waren. Bereits im Zug, der ja bei uns endete, gab es immer wieder Fälle, wo sich Soldaten das Leben genommen haben. Einmal hatte sich ein junger Leutnant im parkähnlichen Hof des Hotels „Russischer Hof“ erschossen. So etwas sprach sich schnell in der Stadt herum. Belastend war immer,

wenn Verwundetentransporte von der Front kamen. Personenzüge waren zu einer Art Lazarettzüge mit Liegen umgerüstet worden. Die z. T. schwer Verwundeten erhielten bei uns eine medizinische Zwischenversorgung. Es waren auch viele Soldaten dabei, die erhebliche Erfrierungen hatten. Frauen vom Roten Kreuz erzählten hinter vorgehaltener Hand von dem Erlebten bzw. ihren kaum zu ertragenden psychischen Belastungen. Zum Teil herrschte in den Zugabteilen unerträglicher Gestank, denn die meisten Verwundeten waren bereits über einen längeren Zeitraum unterwegs während dem es kaum einen Verbandswechsel bzw. eine Wundbehandlung gab.

Auch wir Schüler wurden mit Aufgaben betraut, da überall Arbeitskräfte fehlten. Alle Fronturlauber bzw. die, die Heimaturlaub bekamen, hatten bei uns meist einen angemessenen Aufenthalt. Sie erhielten vor ihrer Weiterfahrt ein Paket mit ausgewählter Essware, die wir verpacken mussten. Meist waren haltbare Lebensmittel für den Kochtopf drin, z. B. Erbsen, Bohnen, Nudeln und Ähnliches.

Bis 1943 gab es kaum Fliegeralarm. Wenn tatsächlich feindliche Flugzeuge unseren Luftraum überflogen, hatten sie Ziele im Inland. Üblicherweise waren es Garnisonsstädte mit Flughäfen oder andere militärische Ziele. In unserer Region war das Insterburg mit einem größeren Flughafen. Hier gab es ein großes Bombardement in der Nacht vom 29. zum 30. Juli 1944. Das war unmittelbar vor unserer Evakuierung aus Eydtkau. Wenn wir in den Luftschutzkeller gingen, durfte Mutter ihren kleinen „Rot-Kreuz-Koffer“ mit Verbandsmaterial und ähnlichem Inhalt nicht vergessen. Sie war für unser Haus die „Laienhelferin“. Ob sie wirklich zur ersten Hilfe fähig war, bezweifle ich.

Vater blieb grundsätzlich in seinem Bett. Er musste früh zur Arbeit und ließ sich seinen Schlaf nicht nehmen. Einmal gab es tatsächlich einen Bombenabwurf mit lauter Detonation und wir sahen auch in der Ferne einen sogenannten „Christbaum“. Das waren langsam zur Erde sinkende Leuchtkörper, die den Boden erhellten und der Zielsuche dienten. Sie wurden häufig aber auch so gesetzt, dass eine zu bombardierende Fläche damit markiert wurde. Das sah angsteinflößend aus. Wehe dem, der sich in so einer zu bombardierenden Fläche aufhielt. In diesem Fall war das aber weit weg. Es reichte aber, dass Vater aufstand und auch in den Luftschutzkeller kam. Wir Schüler durften am Folgetag etwas später in die Schule gehen. Aber der fehlende Schlaf zeigte im Unterricht doch Wirkung.

Wenn feindliche Flugzeuge unser Gebiet überflogen, ging sofort das Gerücht um, dass Spione mit Fallschirmen abgesetzt worden sind. Hier wirkte die ständige Propaganda, auch durch Plakate. An ein typisches Plakat kann ich mich noch erinnern, es war in grau gehalten, ein Mann mit Hut war abgebildet, der „Schattenmann“. Es war unterschrieben mit den Worten „Feind hört mit“. Dazu stand in Großbuchstaben „PST“, der Mann hatte den Finger auf dem Mund. Ob die Tätigkeit von Spionen wirklich so extrem war, bezweifle ich. Allerdings war man sehr reserviert beim Weitererzählen von Gerüchten. Wir Kinder waren allerdings davon überzeugt, dass es diese Spione gab. Ein Beispiel soll das aufzeigen.

In der Nähe unseres Wohngebiets, der Kolonie, war ein kleines Bauerngrundstück. Es war das, wo wir auch Stroh für unser Kartoffelfeuer klauten. In gleicher Höhe lagerten im Straßengraben zwei für uns unbekannte Männer mittleren Alters. Als wir vorbeigingen, sprachen sie uns an und fragten nach dem Bahnhof. Das reichte für uns, sie als Spione einzustufen. Da es in unserer Gegend zu dieser Zeit nur die Bahn als Beförderungsmittel gab, hätten sie auch mit der Bahn angereist sein müssen und wissen, wo der Bahnhof ist. Also waren sie unserer Meinung nach irgendwo mit einem Fallschirm gelandet und wollten jetzt mit der Bahn weiter zu einem aususpionierenden Ziel. Wir waren uns natürlich unserer Verantwortung bewusst und es ging im Laufschrift direkt zur Militärkommandantur in der Stadt. Wir trugen unser Erlebnis mit entsprechender Ausmalung vor. Irgendwie unterdrückten die anwesenden Soldaten ein leichtes Lächeln, sie mussten der Sache aber letztlich nachgehen. Wir machten uns wieder auf den Weg um mitzerleben, wie die „beiden Spione“ gefangen genommen werden. Mit unseren flinken Beinen waren wir natürlich eher da und postierten uns in angemessener Entfernung, aber so, dass wir alles miterleben und auch mithören konnten. Es dauerte auch nicht lange, da kam das „Verhaftungskommando“. Es waren ca. fünf Wehrmachtsangehörige auf Fahrrädern, jeder hatte die Wehrmachtspistole 08 am Koppel, das ganze wirkte tatsächlich ernst. Der Kommandoführer sprach die zwei an und verlangte deren Papiere. Nach kurzem Gespräch und einem hörbaren Lachen trennte man sich. Wir waren weiter überzeugt, dass es Spione waren und das Kommando versagt hatte. Wir schli-

chen unbefriedigt davon, blieben aber weiterhin wachsam!

Noch ein Aspekt zum Denunzieren und zum Schweigen zu den Tages- und Frontereignissen. Die Menschen waren sich bewusst, dass sich die Front immer weiter zurück bewegte, aber sie schien für uns noch sehr weit weg. Die Züge rollten mit Militärtechnik wie bisher gen Osten. Allerdings sah man nicht mehr sehr viele Flugzeuge, zumindest nicht als Kampfverbände. Meist waren es einzelne Flugzeuge verschiedener Typen. Hinter vorgehaltener Hand hat man doch seine Meinung offen ausgetauscht. Allerdings nur mit solchen Personen, die man wirklich kannte und sich sicher war, dass nichts weitergesagt wurde. Auch wir Kinder bekamen das mit. Eines Tages hieß es, aus der ersten Reihe eines der Nachbarhäuser hätte man den „Hausmann“ (sein tatsächlicher Name) abgeholt. Er hätte laut im Suff über Staat und Politik geschimpft. „Es war auch irgendwann zu erwarten, er wäre ja früher Kommunist gewesen.“ Man sagte ihm auch nach, dass seine Kehle immer unruhig wurde, wenn er nichts zu trinken hatte. Das war die eine Version, die andere war, dass ihn ein Litauer denunziert haben soll. Es wäre ein litauischer Arbeitskollege bei der Reichsbahn gewesen. Nach gar nicht langer Zeit kam wohl eine Sterbeurkunde, dass er an Lungenentzündung verstorben sei. Ich schnappte in einem Gespräch von Nachbarn auf, wie jemand sagte: „Er ist an politischer Lungenentzündung gestorben.“ Für mich war diese Diagnose irgendwie unverständlich und ich fragte Mutter, was das ist. Sie zuckte wie häufig mit den Schultern. Eine Antwort bekam ich nicht. Aber dass er irgendwie umgebracht worden sein musste, reimte ich mir dann doch zusammen.

Und noch so eine politisch für mich undefinierbare Begebenheit regte mich zum Nachdenken an. Ein etwas älterer Jugendlicher aus unserer Reihe lernte in Elbing in der „Schichauwerft“. Diese Werft war mir auch schon bekannt als eine Werft, wo vorwiegend kleinere Kriegsschiffe gebaut wurden, wahrscheinlich Minen- und Torpedoboote. Er war nur an den Wochenenden zu Hause und einmal, es müsste sich 1943 abgespielt haben, erzählte er Folgendes: In der Werft gäbe es Sabotageakte durch eine „Clique Baumann“. Es wäre sogar zu Schießereien gekommen. Und diese Clique hätte relativ viele Anhänger gefunden. Für mich schien das kaum möglich in diesem alles beherrschendem System mit seinen Machtinstrumenten. Nach dem Krieg las ich dann doch, dass es dort eine Widerstandsbewegung gegeben hatte.

1944 wurde ein Schicksalsjahr, oder anders gesagt, es leitete die Flucht und Vertreibung ein. Obwohl immer mehr Großstädte im Reichsgebiet mit Fliegeralarm und den nächtlichen Bombardements leben mussten und viele Menschen ihr Leben ließen, lebten wir in Ostpreußen immer noch sehr ruhig und gut versorgt. Aber damit war es bald vorbei. Der Rückzug der Wehrmacht und das immer schnellere Vorrücken der Roten Armee wurde offensichtlich und lösten Angstgefühle und Unsicherheit für die nahe Zukunft aus. Das wurde u. a. sichtbar, als wieder Trecks aus den baltischen Ländern, insbesondere aus Litauen, zu uns über die Grenze kamen. Es schien die gleiche Situation wie 1940 bzw. 1941 in Vorbereitung des Überfalls auf die Sowjetunion zu sein. Aber diesmal war etwas anders: Es war die lebensrettende Flucht ins Ungewisse ohne Chance für eine Rückkehr zu Haus und Hof.

Die Trecks, meist Panjewagen mit kleinen Pferden, kamen mit ganzen Familien. Häufig wurden Kühe mitgeführt, angebunden an den Wagen. Alles wirkte unorganisiert, wie eine tatsächliche Flucht vor der herannahenden Front. Es gab eine Anordnung, dass die Trecks nicht weiter ins Reich fahren durften. Das Ganze endete also hier bei uns in Eydtkau. Die Familien mussten ihre Habe in Züge verladen und konnten so ins Reichsgebiet weiterreisen. Auf Achenbachs Wiesen, also gleich hinter unseren Häusern, wurde ausgespannt und die Pferde und Kühe in der Koppel freigelassen. Die Übergabe der Pferde wurde mit einem „Stück Papier“ bescheinigt. Wehrmachtangehörige in weißem Kittel, sicher richtige Veterinäre, nahmen den Pferden Blut ab. In unserer kindlichen Vorstellung meinten wir, dass man die besten Pferde für die Zucht herausuchen wolle.

Für uns Jungs waren die Pferde ein besonderes abenteuerliches Freizeiterlebnis. Wir, die Mutigsten, suchten uns die am besten aussehenden aus und versuchten sie zu reiten. Allerdings gab es weder Zaumzeug noch Sattel und nicht selten wurden wir abgeworfen. Aber in unserem Alter landet man mit kindlicher Beweglichkeit meist weich. Es gab kaum Unfälle. Das Cowboyleben ging aber nicht lange gut. Die Polizei beendete bald unsere Abenteuer. Als Belohnung gab es Prügel. Ich wurde bei diesen Aktionen nicht erwischt. Die Frauen gingen die Kühe melken. Das wurde ge-

duldet und für die Kühe war es eine Erlösung.

Die Front rückte immer näher und zur Beschwichtigung der Bevölkerung wurde immer häufiger von einer Wunderwaffe gesprochen, die bald zum Einsatz käme. Es müsste im Juni 1944 gewesen sein, da entschloss man sich eine Verteidigungslinie im Litauischen, ca. 20 Kilometer von der Grenze entfernt, aufzubauen. Es ging um Panzergräben und Schützengräben, und das alles ohne größere Technik. Es war der Griff nach einem Strohalm, denn solche Gräben waren kein echtes Hindernis, um Panzer und andere Kriegstechnik aufzuhalten. Diese Aktion wurde nicht von der Wehrmacht, sondern von der Partei organisiert. Alle Männer zumutbaren Alters wurden anderswo abgezogen und zum „Schippen“ verpflichtet. Die Macht der Partei und die damit verbundene Entmündigung der Wehrmacht ging so weit, dass lebenswichtige Dienststellen, die kriegswichtig waren, nicht mehr arbeiten konnten. Für diese Aktionen wurden zusätzlich auch Fremdarbeiter eingesetzt, die auch anderswo abgezogen werden mussten und dann dort fehlten.

Obwohl der Frontverlauf im Juni 1944 nur wenige 100 Kilometer vom Reichsgebiet entfernt war und die Lufthoheit durch die deutsche Luftwaffe schon lange verloren war, sind wir von sowjetischen Flugzeugen und möglichem Beschuss immer noch verschont geblieben. Eines Tages, es könnte Ende Mai oder schon Juni gewesen sein, hielten wir Jungs uns unbekümmert auf unserem Hinterhof auf und zählten Jagdflugzeuge, die in relativ niedriger Höhe über uns hinweg flogen. Bei genauem Hinsehen hätten wir erkennen müssen, dass die Maschinen kein Balkenkreuz, sondern den Sowjetstern als Hoheitszeichen hatten, und schon begannen sie mit ihren Bordwaffen Abwehrstellungen der Flak zu beschießen, die im Volkspark stationiert waren. Es gab ein fürchterliches Abwehrfeuer, die Maschinen drehten ab und der Spuk schien vorbei. Auch dies hatten wir bis dahin für unmöglich gehalten.

Die Gerüchte über das schnelle Vordringen der Roten Armee wurden zum Tagesgespräch. Man erzählte, dass sowjetische Panzerspitzen sich nachts bis auf 15 Kilometer genähert hätten. An eine Evakuierung war immer noch nicht zu denken, „die heldenhaften Abwehrkämpfe der Wehrmacht“ und der baldige Einsatz der „Wunderwaffe“ machten immer noch Hoffnung auf eine Veränderung der eigentlich hoffnungslosen Lage. Außerdem gab es vom Nazi-Gauleiter Erich Koch klare Weisungen, dass jeder erschossen wird, der ohne seine ausdrückliche Genehmigung bzw. Aufforderung. Haus und Hof verlässt und sich auf die Flucht begibt.

## **Die Flucht beginnt**

Dann, es war schon der vorgerückte Monat Juli, wurde die Evakuierung der Bevölkerung vorbereitet und preußisch-deutsch stabsmäßig organisiert. Es klappte alles! Wir durften das gesamte bewegliche Inventar, außer Möbel, zum Abtransport vorbereiten. Kisten, Wannen, Körbe und sonstige Großraumverpackungen wurden beschafft und alles ohne Hektik ordentlich verpackt. Erwin fertigte noch im Betrieb große Kisten an, so ordentlich, dass sie fast wie Möbelstücke wirkten. Die Tischlerei, in der er auch gelernt hatte, arbeitete noch mit voller Kapazität, dank verpflichteter ziviler Litauer. Hauptsächlich produzierte sie zu dieser Zeit Holzeinschalungen zur Herstellung von Zweimann-Bunkern. Alles Gepäck wurde ordentlich nach Zeitplan abgeholt, zum Bahnhof transportiert und in Güterwagen verladen. Für uns wurden Personenwagen auf dem Gleis bzw. Bahnsteig bereitgestellt, auf dem üblicherweise die Personenzüge abfahren. Es war der 31. Juli 1944, ich erinnere mich noch genau daran, weil der 31. Juli, der dritte Todestag von unserem Walter war.

Wir wussten zu diesem Zeitpunkt nicht, dass die Front nur reichlich 20 Kilometer entfernt war. Deshalb fürchteten wir uns nach wie vor nicht vor einem Flugzeugangriff und bewegten uns im Gefühl der Sicherheit. Die Güterwagen waren noch nicht an unseren Zugteil angehängt, somit mussten wir weiter warten. Ich schaute aus dem offenen Fenster unseres Wagenabteils und sah in geringer Entfernung und Höhe etwa 6 Flugzeuge auf uns zukommen. Dann blitzte es an den Maschinen gleichzeitig auf. Obwohl es ein sonniger Tag war, konnte man die Mündungsfeuer der Bordwaffen deutlich erkennen. Auf einem der Nebengleise stand eine Güterzugeinheit mit aufmontierten Flakgeschützen. Die eröffneten zeitgleich das Feuer, die Flugzeuge drehten ab und wieder fühlten wir uns sicher und warteten weiter auf die Abfahrt. Die Meisten von uns hatten den Grund des Flakfeuers gar nicht mitbekommen, es gab keine Panik, niemand musste beruhigt werden.

Am späten Nachmittag setzte sich der Zug in Bewegung. Es ging in den Kreis Preußisch-Eylau, der im südwestlichen Ostpreußen lag. Dort war die Verteilung auf Bauerngehöfte und andere Quartiere bereits organisiert. Unser Zug endete in Bartenstein, es war der nächstgelegene Bahnhof zu den Verteilungsorten. Vater und Helmut durften nicht mit uns mit. Da sie beide bei der Bahn arbeiteten, durften sie Eydtkau nicht verlassen. In Anbetracht eines möglichen Angriffs auf unsere Stadt bzw. den Bahnhof, stand in der Folgezeit ein sogenannter Bergungszug mit ständig unter Dampf stehender Lok abfahrbereit auf dem Hauptgleis. Die Bahnarbeiter schliefen auch in diesem Zug.

Beim Verlassen unserer Wohnung und der Stadt wurden alle Ställe geöffnet, um das Kleinvieh - Hühner, Gänse und Kaninchen - freizulassen. Die Schweine mussten an einer festgelegten Stelle abgeliefert werden, das erledigte Vater. Ich hätte nie geglaubt, wie schnell die Tiere wieder verwildern können. Die Kaninchen lebten in Erdhöhlen, waren menschen scheu, Gänse und Hühner lebten im großen Verbund. Wir beobachteten das einige Zeit später bei einem Kurzaufenthalt im Oktober.

Wie ging es bei uns weiter: Wir kamen nach Reddenau. Ein relativ großes Dorf am südlichen Rand des Kreises Preußisch-Eylau. Nur ca. 3 Kilometer südlich lag der Ort Katzen am Fluss Alle. Er gehörte bereits zum Kreis Heilsberg und zum historisch bedeutsamen Ermland. Das Ermland hat auch heute noch einen besonderen Status im südlichen, jetzt polnischen Ostpreußen. Ein Bauer war bereits über unsere Ankunft informiert und stand mit dem Fuhrwerk am Bahnhof bereit, unser Gepäck und uns in Empfang zu nehmen. Und so ging es dann auf dem harten Ackerwagen und dem holprigen Kopfsteinpflaster in unseren etwa 12 Kilometer entfernten Ort. Das Wohnhaus des Bauern war relativ groß. Unser Raum hatte einen eigenen Eingang, den eigentlichen Haupteingang des Hauses, der aber normal nicht genutzt wurde. Das war uns angenehm, es gab dadurch einen großen Flur, den wir mit nutzen konnten. Es gab aber eine Verbindung zur Futterküche und dahinter liegenden Küche des Bauern.

In unserem Zimmer befanden sich zwei Betten, ein altes Sofa, ein großer Tisch mit Stühlen, ein Schrank und ein beheizbarer Ofen. Es gab noch eine Truhe; sie wäre mir fast einmal zum Verhängnis geworden, weil ich mich darin versteckte, um Mutter zu erschrecken. Der Deckel ließ sich aber von innen nicht öffnen. Letztlich lebten wir aus unseren Kisten. Uns Kindern machte das nicht viel aus und die Zeit in Reddenau war sehr erlebnisreich und abenteuerlich. Ich hatte nicht das Gefühl unser Eydtkau zu vermissen.

Die Landschaft in dieser Region war sehr hügelig, es gab viel Wald, jeder größere Bauer hatte seinen eigenen Teich, darüber hinaus gab es noch mehrere Torfbrüche. Torf war ein billiges Heizmittel und die Gewinnung war mit wenig Technik möglich. Uns interessierten eigentlich mehr die Fische, die in diesen moorigen Gewässern lebten und uns zum Angeln veranlassten. Direkt am Ort vorbei ging eine Art Panzersperre, heutigen Panzern mit Sicherheit nicht mehr gewachsen. Nach den Erfahrungen des 1. Weltkrieges hatte man in Ostpreußen mehrere Befestigungsgürtel angelegt. Hier handelte es sich um das sogenannte Heilsberger Dreieck. Es war die südlichste Spitze des Gürtels. Die Panzersperre bestand aus mehreren Reihen dicker, tief in die Erde gerammter Baumstämme. Die Höhe dieser Stämme wechselte ständig. Man meinte wohl, dass der Panzer sich aufhängt und zumindest eine Kette frei läuft. An querenden Straßen lagen gestapelt eine Vielzahl Baumstämme, die sollten im Ernstfall in bestimmter Höhe über die Straße gelegt werden. Um den Ort verteilt waren Betonbunker angelegt, sie waren verschlossen, jedoch sofort nutzbar. In den Wäldern ringsum gab es Stacheldrahtsperrern. Im Prinzip locker ausgerollter Stacheldraht, der zu dieser Zeit bereits mit Gras und Niederwuchs verwachsen war und besonders für Rehwild gefährlich war. Wir kannten Durchbrüche und Durchgänge, die meist mit den Wildwechseln identisch waren.

Kurz nach unserer Ankunft in Reddenau waren wir sofort bei den Jungs im Dorf akzeptiert und fühlten uns durch diese erste Flucht kaum belastet. Die Menschen dort waren sehr entgegenkommend und kontaktfreudig. Allerdings hatten wir mit unserem Quartier nicht unbedingt das große Los gezogen. Es gab keinen Bauern, sondern nur eine Bäuerin, die das Sagen hatte. Der Mann war wohl verstorben. Es gab aber einen sogenannten Wirtschafter, der eigentlich Knecht war und nichts zu

sagen hatte. Er ertrug das aber mit Humor und war gut zu leiden. Wenn ich erwähne, dass er auf dem großen offenen Hausboden eine Art Himmelbett stehen hatte, als Hauptmöbel, dann ist sein Status als Wirtschaftler eigentlich charakterisiert. Uns war er immer gut gesonnen, lustig und mitteilksam.

Unsere Bäuerin war ausgeprägt herrschsüchtig und nur sie hatte das Sagen. Ansonsten verstand sie es hervorragend, unsere Mutter bei größeren anstehenden Arbeiten einzuspannen. Die Hauptarbeit wurde von zwei französischen Kriegsgefangenen bewältigt. Es waren sehr gebildete Menschen, die mit Sicherheit keine gestandenen Bauern waren. Sie hatten vor der herannahenden Front und der Roten Armee die gleiche Angst und betrachteten das nicht als Befreiung aus ihrer Lage. Wir hatten viel Kontakt zu ihnen. Wir Jungs wurden von unserer Bäuerin kaum zu Arbeiten herangezogen. Wir halfen jedoch den Franzosen beim Versorgen des Viehs. So durften wir die Pferde auf die Weide bringen, natürlich reitend. Zaumzeug und Sattel gab es, wie üblich, nicht. Ich ritt meist den Robert, einen kräftigen Kaltblüter. Der war so dick, dass ich mit meinen kurzen Beinen kaum Halt fand. Eigentlich bestand für mich kaum eine Gefahr bei diesen meist kurzzeitigen Reitunternehmungen. Normal bewegte sich Robert im Schritt, wie das bei dieser Pferderasse üblich ist. Nur wenn die Pferde die Weide und ihre Freiheit spürten, ging es meist im Trab oder Galopp zum Ziel. Mein Pferd, obwohl meist das langsamste, wollte nicht das letzte sein und das letzte Stück versuchte es sogar im Galopp aufzuholen. Abgeworfen wurde ich zwar nie, mit Sicherheit jedoch war mein Reitstil zirkusverdächtig, und das sollte sich oft wiederholen.

In Reddenau beschäftigte ich mich viel mit Angeln, allerdings mit mäßigem Erfolg. Bei mir bissen meist nur kleine Fische. Einmal warf ich einen selbst für mich zu kleinen Fisch zurück ins Wasser, zwei Minuten später war er wieder am Haken. Da er unbedingt zu mir wollte, landete er dann doch mit den größeren in der Pfanne. Eines Tages fand ich auf dem Holzplatz des Bauern einen ausgedienten Brotrog. Er war nicht mehr ganz dicht, aber als Bootersatz schien er mir tauglich. Im Wasser war er sehr instabil, das lag wohl an seiner gerundeten Form. Und nun konnte ich weiter hinaus auf den Teich und wollte mit einem durchs Wasser gezogenen Korb meine Fischbeute steigern. Das war für mein wackliges „Boot“ zu viel. Bald verlor ich das Gleichgewicht und schon lag ich im Wasser. Natürlich mit Kleidung. Der Schlamm hatte eine Tiefe bis über meine Knie. Ich hatte tatsächlich Mühe, wieder ans Land zu kommen. Die meiste Zeit verbrachten wir jedoch mit den einheimischen Jungs in den anliegenden Wäldern. Es war Natur pur und jedes Mal ein neues Erlebnis. Wild zu beobachten, ist schon etwas Herrliches. Wir hatten viel Zeit, es waren ja noch Schulferien. Ich meinte ohnehin, die Dorfschule nicht besuchen zu müssen und eine Mittelschule war mit den bestehenden Verkehrsmitteln nicht zu erreichen.

Ende August 1944 bekamen die Bauern kurzfristig die Anweisung, Notquartiere vorzubereiten. Englische Bomberverbände hatten in der Nacht von 26. zum 27. August und auch vom 29. zum 30. August Großeinsätze auf Königsberg, also die Landeshauptstadt, geflogen und die Stadt im Kern fast vollständig zerstört. Es waren beim ersten Einsatz etwa 200 und beim zweiten Einsatz 600 Bomber, die neue sogenannte Brandstrahlbomben einsetzten. Die vorzubereitenden Quartiere waren als Massenunterbringung für die Überlebenden des Bombenangriffs gedacht. Es wurden die Pferdeställe gründlich ausgemistet, so weit es ging gereinigt und mit viel Stroh ausgelegt. Zum Glück kamen keine Überlebenden der Angriffe nach Reddenau, man hatte sie anderswo untergebracht. Königsberg war in Luftlinie etwa 60 Kilometer von uns entfernt. Wir konnten den rauchverdunkelten Himmel noch am nächsten Tag sehen.

Der August war vorbei, und dieser eine Monat kam mir wie eine Ewigkeit vor. Die Dorfkiner bereiteten sich auf den Beginn des neuen Schuljahres vor, für mich stand diese Frage nicht. Die nächste Mittelschule in Bartenstein war ja zu weit weg. Noch am ersten Tag des Schulbeginns erschienen zwei Jungs der ältesten Klasse am frühen Vormittag bei uns. Im Auftrag des „Kantors“ sollten sie mich zum Unterricht holen. Der Kantor, ein echter Parteibonze, war Leiter und einziger Lehrer der zweiklassigen Dorfschule. Sonntags spielt er in der Kirche die Orgel, daher der Name Kantor. In der Schule lief der Kantor immer in seiner Parteuniform herum. Möglich, dass er so seine Autorität demonstrieren wollte.

Die Dorfschule in Reddenau hatte zwei Klassenräume. In einem Raum waren die Schüler der ersten bis vierten Klasse, im anderen Raum die Schüler der fünften bis achten Klasse. Und es be-

stand eine Sitzordnung, abhängig vom Schuljahr. In unserem Raum begann das mit der fünften Klasse in der ersten Sitzreihe, wenn nötig kam die zweite Reihe hinzu. Wenn ich mich recht erinnere, war der Raum leicht ansteigend, so dass man von oben einen schönen Überblick über alles hatte. Schulorganisatorisch war nur ein Lehrer für die zwei Räume vorgesehen. Der Kantor verteilte z. B. in den niederen Klassen nach Jahrgängen differenzierte Aufgaben. Aus unserer älteren Klasse wurden zwei Jungs des siebenten und achten Schuljahres als Aufsicht in diese Klasse beordert. Diese Schüler hatten Vollmachten und waren nicht zimperlich, wenn es um die Durchsetzung von Disziplin und Ordnung ging.

Auch Werner wurde mit knapp 6 Jahren aufgefordert, am Schulunterricht teilzunehmen. So richtig begriff er nicht, was er dort sollte. Er war auch gar nicht darauf vorbereitet, was das folgende Beispiel belegt: Er ging wie alle Gleichaltrigen in seinen Klassenraum. Als es zur Pause klingelte, war er einer der Ersten, die aus dem Klassenraum stürmten, um die kurze Pausenzeit zu genießen. Eigentlich war das ja kindgerecht und selbstverständlich. Aber dem braun Uniformierten, spricht Kantor, gefiel das nicht. Er wurde zurückbeordert, über die nächste Schulbank gelegt und mit dem Rohrstock verprügelt, ohne Kommentar! Er wusste überhaupt nicht warum. Gelernt hat er in den wenigen Wochen Schulunterricht nichts. Weder einige Buchstaben aus dem Alphabet noch sonst etwas. Die Fortsetzung seiner Schulteilnahme begann erst 1947 nach der Umsiedlung nach Mitteldeutschland. Da war er bereits reichlich acht Jahre alt.

Ich habe während dieser kurzen Dorfschulzeit sicher nichts gelernt. Insgesamt nahm ich das Ganze auch nicht so richtig ernst und war beim Blödsinnmachen meist dabei. Ein Beispiel: Es war normal, dass sich jemand zur Vorderreihe beugte, z. B. um mal abzuschreiben. Der angehobene Hintern meines Vordermannes animierte zu sehr, ihm etwas auf die Sitzfläche zu legen, damit er sich beim Hinsetzen erschreckt. Aber es gibt da noch Steigerungen! Ein Bleistiftstummel wurde im Anspitzer richtig scharf angespitzt. Als sich mein Vordermann wieder einmal vorbeugte und sich dann wieder hinsetzen wollte, hielt ich den Bleistift hochkant auf der Sitzfläche und mit vollem Körpergewicht bekam er die Spitze in den Hintern. Sie brach ab! Er drehte sich mit vor Wut rot gefärbtem Gesicht um und haute er mir eine runter. Und das während der Stunde. Das Übrige erledigte der Lehrer. Er hatte eine „kräftige Handschrift“, die man eine Weile in Erinnerung behielt. Er fragte gar nicht nach dem Grund für das Verhalten des Schülers. Er sah nur die Ohrfeige, die dieser mir verabreicht hatte und das musste bestraft werden. Übrigens waren nicht wenige Jungs mit in der Klasse, mit denen wir schon in Eydtkau zusammen wohnten. Das vereinfachte die Integration in die Gruppe.

Die Zeit wurde immer bewegter und unruhiger. Eines Tages erschien eine Wehrmachtseinheit in unserem Dorf und schlug u. a. das Basisquartier in der Schule auf. Niemand freute sich mehr als die Schüler. Die großen Räume boten sich für die Unterbringung einer größeren Einheit an. Hinzu kam, dass sich gegenüber der Schule ein großer freier Platz befand, auf dem man Fahrzeuge und anderes militärisches Gerät abstellen konnte. Bei uns unmittelbar vor dem Haus hatte man einen LKW mit einer fest montierten „Gulaschkanone“ abgestellt. Es war die zentrale Verpflegungsstelle für alle im Dorf stationierten Soldaten. Gelegentlich bekamen wir auch einen ordentlichen Eintopf ab. Der Eintopf, vornehmlich Erbsen, schmeckt aus einem Großkessel immer besser. Mutter gab als Dankeschön mal eine Schale Pudding zurück. Für kleinere Portionen Essen eigneten sich Gulaschkanonen nicht besonders.

Bei den auf dem Schulplatz abgestellten Fahrzeugen war auch ein Einachsenanhänger dabei. Die Fahrzeuge wurden nicht sonderlich bewacht, so dass wir relativ unbeobachtet daran gingen, festzustellen, was da alles drin war. Sorgfältig in Wachspapier verpackt waren Holzschachteln mit einem Holzschiebedeckel in großer Anzahl dabei. In Bohrungen steckten Dynamitsprengkapseln, ca. 6 mm im Durchmesser. Damit mussten doch Sprengversuche möglich sein, waren wir uns einig. Aber woher eine Zündschnur nehmen? Der Kneipersohn erinnerte sich, dass sie im Keller noch welche haben müssten. Die Dynamitpatronen waren etwa 5 cm lang, aber nur bis zur Hälfte gefüllt. Im hohlen Teil passte spielend leicht die Zündschnur hinein. Unsere ersten Sprengversuche wurden mit einer etwa 15 cm langen Zündschnur erprobt, nachdem wir die Brenndauer der Zündschnur ermittelt hatten. Nach dem schwierigen Anstecken wurde die erste Dynamitpatrone in den zum Grundstück gehörenden Teich geworfen. Erst kamen Blasen und nach wenigen Sekunden gab es einen dumpfen Knall bzw. eine gedämpfte Erschütterung und einen Wasserpilz. Und dann

schwammen Fische flach an der Wasseroberfläche. Die meisten waren zum Verzehr zu klein, aber wir hatten unseren Erfolg. Wir meinten, dass durch die Verbrennungsblasen der Zündschnur die großen Fische das Weite gesucht hätten. Also wurde die Zündschnur stetig gekürzt. Es sollte zeitlich so knapp zugehen, dass die Explosion unmittelbar nach dem Reinwerfen der Sprengkapsel ins Wasser erfolgte. Wie schnell hätte es passieren können, dass uns durch diesen Leichtsinns die Hand hätte abreißen können.

Dann war die Zündschnur verbraucht. Wir untersuchten erneut den Anhänger und versorgten uns mit weiteren Sprengkapseln. Auf dem Anhänger waren noch viele Rollen braunen Kabels. Bis zu diesem Zeitpunkt waren wir der Meinung, dass es Elektrokabel waren. Beim genauen Betrachten stellten wir fest, es waren Zündschnüre. Jetzt waren wir versorgt. Unsere Sprengversuche wurden immer häufiger und auch abwechslungsreicher. Die bevorzugte Variante war: Mit einem Stock ein Loch in die Erde bohren, Zündschnur mit Sprengkapsel anbrennen, alles in das Loch hinein, drauf treten und den dumpfen Knall mit Erderschütterung genießen. Wir steigerten uns weiter bis zu dem Versuch, kleine Bäume mit einer geballten Ladung zu fällen. Aber so richtig klappte das nicht. Es knallte überall im Dorf. Wir, die Großen mit zwölf, dreizehn Jahren waren schon sehr leichtsinnig. Aber auch die 9jährigen räumten den Anhänger mit aus, betrachteten das gefährliche Material wie Spielzeug. Glücklicherweise gab es keine Unfälle. Das Ganze hörte erst auf, als der Anhänger leer war.

### **Eine sinnlose, gefährliche Aktion**

Mittlerweile war es Anfang Oktober 1944. Der Frontverlauf hatte sich bis dahin nicht verändert. Vater und Helmut waren wie bisher noch in Eydtkau auf dem Bahnhof. Da wir immer noch an die Wunderwaffe der Wehrmacht glaubten und meinten, irgendwann nach Hause zurückkehren zu können, hatte Mutter den blöden Einfall, die Kartoffeln in Eydtkau aus der Erde zu holen und einzumieten. Zumindest die Kartoffeln im Garten und am Torfbruch. Und so fuhren wir eines Tages mit dem Zug von Bartenstein über Königsberg zu unseren Verwandten nach Gerwen. Am nächsten Tag sollte es dann von dort nach Eydtkau gehen und abends wieder nach Gerwen zurück. Der Zugverkehr lief immer noch planmäßig und zuverlässig.

In Königsberg hatten wir einen längeren Aufenthalt. Mutter, Werner und ich wollten diese Aufenthaltszeit mit einem kleinen Stadtbummel überbrücken. Wir waren noch nicht weit vom Bahnhof weg, da bewegten wir uns durch eine Ruinenstadt. Kein Haus stand mehr, besser gesagt, es gab nur noch total ausgebrannte Häuser, von denen nur noch die Wände standen. Beeindruckend habe ich noch in Erinnerung, wie in einer etwa dritten Etage ein Kachelofen in einer Ecke wie unversehrt hing. Die Straßen waren komplett aufgeräumt und befahrbar. Der Trümmerschutt war zur Seite geräumt und so weit das Auge reichte, war es das gleiche Bild. Wir gingen bedrückt zum Bahnhof zurück. Der Königsberger Hauptbahnhof lag wohl an der südlichen Peripherie der Stadt und schien unbeschädigt. Man erzählte, dass der Bahnhof eingenebelt worden sei und dadurch nicht getroffen wurde. Inwieweit das stimmt, weiß ich nicht.

Wir setzten unsere Fahrt fort und kamen planmäßig in Gumbinnen an. Das Abholen nach Gerwen war schon länger vereinbart. Am nächsten Morgen ging es dann nach Eydtkau. Uns empfing eine tote Stadt! Wir gingen auf direktem Wege in unsere Wohnung und Stallung und machen uns dann an die Kartoffeln. Der weiteste Acker war ca. 20 min entfernt. Hin und wieder waren Jagdbomber, allgemeine Bezeichnung „Jabo“, am Himmel zu sehen. Dann mussten wir die Arbeit auf dem Acker unterbrechen und uns verstecken bzw. unsichtbar machen. Die schossen auf alles was sich bewegte. Am Nachmittag ging es wieder in die Wohnung zurück. Zufällig war zeitgleich eine andere Familie aus dem Nachbarhaus anwesend. Ein früherer Schulfreund hatte schon das Umfeld ausgespäht und zeigte mir das besonders Sehenswerte. Im mittleren Haus der ersten Reihe, Wiesenstraße 3, war eine Bombe vom Dach durch alle Etagen durchgeschlagen. Sie steckte als Blindgänger bis zur Hälfte im Kellerboden. Interessant fand ich den Blick nach oben. Durch die Löcher konnte man den blauen Himmel sehen. Auf Achenbachs Wiese, also nicht weit von unserem Haus entfernt, stak ebenfalls ein Blindgänger, das Leitwerk der Bombe guckte raus, es war verbogen. Auf der Wiese gab es viele flache Trichter von Einschlägen der sogenannten „Ratschbum“, die aus den langsam fliegenden Flugzeugen von Hand abgeworfen wurden und beim leichtesten Aufschlag

mit einer großen Splitterwirkung explodierten. Das sind Minibomben, wie sie eigentlich von den leichten Granatwerfern abgeschossen werden. Unsere Mission war erfüllt und es ging zurück nach Gerwen.

In Gerwen verlief der Alltag noch in scheinbarer Ruhe und die Bauern gingen ihrer üblichen Arbeit nach. Die kommende Nacht sollte uns aber die Gefahr bewusst machen. Die sowjetische Luftwaffe flog wieder einmal einen Angriff auf Insterburg, Luftlinie reichlich 15 Kilometer entfernt. Durch starke Luftabwehr luden nicht wenige Flugzeuge ihre Bomben auch in unserem Gebiet ab. Es krachte ringsum und nachts schien das noch viel lauter als am Tag. Wir wurden verschont und konnten den Keller, der sicher kaum Schutz geboten hätte, unbeschadet verlassen.

Dann sollte es zurück nach Reddenau gehen. Als wir früh aufstanden, hörten wir aus der Ferne ein ununterbrochenes Grollen. Es war der 16. Oktober 1944. Mit einem lang anhaltenden Trommelfeuer wurde von sowjetischer Seite eine Offensive eingeleitet, es begann das Überschreiten der Reichsgrenze und bedeutete eine moralische Niederlage für die Deutsche Wehrmacht. Die Lok des bereitstehenden Bergungszuges auf dem Bahnhof in Eydtkau erhielt gleich zu Beginn des Angriffs einen Artillerie-Volltreffer und die Flucht vor der herannahenden Sowjetarmee begann zu Fuß in Richtung Ebenrode, der Kreisstadt. Dem Lokführer, der noch Deckung gesucht hatte, riss es den Kopf ab, erzählte man. Vater und Helmut flüchteten getrennt. Vater hatte Dienst auf der Blockstelle in Altbruch, wo er bereits früher oft Dienst tat. Das war für ihn schon die halbe Strecke nach Ebenrode. Seinen Überlebenskoffer hatte er auch dabei und, es klingt wie ein Scherz, seine Geige. Er konnte recht gut Geige spielen.

Für Helmut war das ein Abenteuer. So hat er uns das zumindest ausgemalt und ausführlich erzählt, vielleicht auch mit einer seiner typisch jugendlichen Übertreibungen. Nachdem der Angriff wieder zum Stehen kam, allerdings auf deutschem Gebiet, musste Vater wieder zurück. Er war dann auf dem letzten funktionsfähigen Bahnhof vor der Front, westlich von Gumbinnen. Die Front verlief im westlichen Kreisgebiet, in der Nähe des weltbekannten Gestüts Trakehnen. Bei diesem Großangriff wurde Eydtkau nördlich umgangen und nicht durch Kampfhandlungen zerstört. Der Artilleriebeschuss galt zielgerichtet dem Bahnhof. Helmut blieb eine kurze Zeit bei uns in Reddenau und arbeitete danach auf dem Bahnhof in Bartenstein. Richtig müsste es heißen, „er setzte seine Lehre fort“, es war ja erst der Anfang des zweiten Ausbildungsjahres. Aber was hieß in dieser Zeit schon Ausbildung?

Nun zu Helmut's abenteuerlicher Flucht, die uns Jungs in Reddenau tief beeindruckte. Helmut schilderte sehr anschaulich wie die Offensive der Sowjetarmee am 16. Oktober 1944 begann und dass trotz des Beschusses des Bahnhofs nur wenig Opfer zu beklagen waren. Auch das Bahnhofsgebäude blieb im Wesentlichen unbeschädigt. Der Treffer des Bergungszuges war sicher gezielt, aber die Eisenbahner konnten sich nach dem Grundsatz „Rette sich wer kann“ in Richtung Ebenrode, 11 Kilometer entfernt, absetzen. Sie schleppten dabei einen Schwerverwundeten mit, der aber auf dem Weg verstarb. Die Flucht geschah nicht als geschlossener Verband, sondern unorganisiert nach eigenem Ermessen und persönlicher Erfahrung. Die Jungs bzw. Auszubildenden, alle um die 15 Jahre alt, versuchten zusammenzubleiben. Das gab ein Gefühl der Sicherheit. Als sie dann meinten, weit genug weg zu sein und genügend Abstand zur Front zu haben, suchte man nach etwas Essbarem. Federvieh war genug vorhanden und Gans am Spieß müsste etwas Besonderes sein. Und so wurde die nächstbeste Gans gefangen und für den Spieß am Feuer aufbereitet. Die erforderliche Technik und das Feuer waren kein Problem. Seiner Schilderung nach muss es gut gemundet haben, denn als er uns davon erzählte, schien er sich immer noch den Mund zu lecken.

Für uns Eydtkauer Jungs, die wir in Reddenau sehr oft zusammen waren, galt nur noch eins: Irgendetwas muss am Spieß gebraten werden. Nach kurzer Zeit entschieden wir uns für Tauben. Einer meinte sofort: „Unser Bauer hat welche, die brüten im Kuhstall. Zählen lassen die sich nicht und ein Verlust fällt mit Sicherheit nicht auf.“ Am nächsten Tag startete das Unternehmen „Tauben am Spieß“. Wir waren zu dritt. Die Strategie: Einer sichert die Halbdistanz zum Gehöft, der zweite sichert das unmittelbare Umfeld zum Stall. Der dritte, der bei dem Bauern einquartiert war, kannte sich ja gut aus und es hätte auch niemand von der Bauernfamilie Verdacht geschöpft. Ich hatte die sicherste Position, ich war am weitesten vom Grundstück entfernt.

Wir warteten und warteten. Uns schien es wie eine Ewigkeit, dann kam unser „Taubenfänger“ wie ein Hundertmeterläufer angerannt. Er hielt seine Jacke zu, hatte aber darunter etwas Bauschiges verborgen. Er pustete. Zu dritt ging es im Laufschrift weiter in die offene Flur zu einem schilfumwachsenen Teich. Das war der erste Teil der Aktion „Tauben am Spieß“. Ein Erfolg! Unser Taubenfänger öffnete erst jetzt seine Jacke und warf ein mittelgroßes, grau meliertes Huhn auf den Boden. Er erzählte Folgendes: Auf dem Hof stellte er als Erstes fest, ob jemand in der Nähe war. Zum Glück war der Hof leer, alle waren zur Kartoffelernte auf dem Feld. Also rein in den Stall. Ein hastiges Flattern und alle Tauben waren fort. Aber da waren die Hühner, relativ zahm. Stalltür zu, das erstbeste wurde gefangen. Er wollte den Kopf abreißen. So etwas macht man üblicherweise nur bei Tauben. Den Hühnern wird der Kopf mit einem Beil auf dem Hackeklotz abgehackt. Er erzählte dann, dass er den Kopf immer wieder drehte und versucht hat abzureißen. Vermutlich ist das Huhn daran erstickt, oder er hat die Halswirbel gebrochen. Nun lag der künftige Braten vor uns. Das Rupfen und Ausnehmen war kein Problem, ich hatte das schon öfter zu Hause gemacht und besaß Erfahrung. Das Huhn wurde im Schilf versteckt in der Hoffnung, dass der Fuchs es nicht über Nacht holte.

Der nächste Tag begann dann in Erwartung auf das abenteuerliche Festessen. Ich hatte noch Salz mitgenommen, als einziges Gewürz. Das Huhn war noch da und wir gingen in den nahe gelegenen Wald. Eine kleine Lichtung wurde gesucht, zwei kleine Astgabeln als Spießhalterung waren bald gefunden und der Spieß war auch kein Problem. Es fehlte jetzt nur noch das trockene Holz zum Feuern und Brutzeln. Jetzt kam der erste Rückschlag: Es fing leicht an zu regnen und das umliegende trockene Geäst war sofort feucht. Wir brachen dann die trockenen Äste von den Fichten ab und bald konnte es losgehen. Das Feuer brannte, abwechselnd wurde der Spieß gedreht und unser Braten wurde schwarz und immer schwärzer. Aber nicht durch verbranntes Fleisch, sondern vielmehr vom Ruß des Feuers. Nach einiger Zeit wurde gekostet. Ein Stückchen Fleisch abzukriegen war fast eine Kunst, und rohes Fleisch schmeckt ja bekanntlich nicht besonders. Keiner von uns gab das zu und wir waren uns einig, es muss noch länger brutzeln. Und so ging es weiter mit der Beschaffung von trockenen Ästen, die kaum Hitze abgaben, und dem Warten auf den kulinarischen Erfolg. Einer von uns Jungs musste von außerhalb des Waldes einschätzen, ob der Rauch sehr zu sehen war. Seiner Meinung nach war das nicht der Fall. Wir waren beruhigt. Am Zustand unseres Fleisches änderte sich jedenfalls nichts. Es blieb roh und wurde unansehnlich und tief-schwarz. Nach diesem Eingeständnis wurde die Aktion abgebrochen und unser Huhn unauffällig dem Wald überlassen. Einigkeit bestand darüber, dass wir irgendetwas falsch gemacht haben müssten, oder mein Bruder Helmut hatte sichtlich übertrieben. Es könnte aber auch so gewesen sein, dass sie ihre Gans halb roh aßen und dies nicht zugaben. Im späteren Leben begriff ich, dass man zum Grillen eine Menge Holzkohle benötigt und viel Zeit aufwenden muss. Und bei einer Gans lohnt sich mit Sicherheit ein Vorgaren auf konventionelle Art.

Welche nennenswerten Abenteuer gab es noch während unseres Aufenthalts in Reddenau? Bei unserem Tagesaufenthalt in Eydtkau blieb neben der Kartoffelernte noch genügend Zeit für das Herumstöbern in der „Geisterstadt“. Überall lag Schießpulver in kleinen geschlossenen Beuteln herum, zum Beispiel in Form von längeren Würsten. Das Schießpulver selbst war auch in der Körnung verschieden. Normal diente es als Zuladung bei der Artillerie. Ich sammelte mir eine Menge Beutel mit Feinkörnung, packte sie in einen Karton und alles ging mit nach Reddenau. Irgendetwas kann man sicher mit dem Zeug anfangen, war die Devise. So bastelte ich u. a. sogenannte Frösche, die mir als Silvesterknaller bekannt waren. Das ging wie folgt: Zeitungspapier wurde mit Schießpulver zu einer kleinen Röhre, so etwa bleistift dick, zusammengerollt. Dann wurde es wie eine Schlange zusammengefaltet und ordentlich mit Bindfaden eng zusammengebunden. Ein Ende wurde angezündet und ab ging das wie eine Rakete, die sich ständig überschlug, sich am Erdboden wälzte, zwischendurch mehrfach explodierte und manchmal tatsächlich wie eine Minirakete unkontrolliert von dannen zog. Es waren sagenhafte Erfolgserlebnisse und immer wieder gab es Überraschungen. So geschah es einmal, dass sich so ein Frosch tatsächlich wie eine Rakete erhob und direkt in einen für den Winter als Brennmaterial aufgeschichteten Strauchhaufen flog. Ich hatte Glück. Es kam zu keinem Brand.

Aber mit Schießpulver kann man viel mehr anfangen. Die alten Vorderlader-Pistolen und ihr Gebrauch war uns schon von Filmen bekannt. Übrigens hatten wir noch zu Hause mit einem Vor-

der Ladergewehr aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 Bekanntschaft gemacht. Schullek, der schon erwähnte Heinz Kablitzki, fand bei seinem verstorbenen Opa in der Dachkammer so ein Gewehr. Wir zerlegten es und stellten dabei fest, dass es noch geladen war. Hätten wir ein Zündhütchen gehabt, hätten wir es möglicherweise noch abfeuern können. Es war schon eine Bauart mit modernerem Zündmechanismus. Für uns war besonders interessant, was auf dem Stück Zeitungspapier stand, das zusammengeknüllt das Schießpulver festhielt, bevor dann die Bleikugel hineingedrückt wurde. Opa war wohl im Kriegerverein und bei Veranstaltungen wurden solche Gewehre oft benutzt. Und dann fiel mir ein, was Vater mir aus seiner Jugendzeit und Waffenbastelei erzählte. Das ging etwa so:

„Wer geschickt war, baute sich seine Pistole selbst. Es wurde aus Holz eine Pistole in Originalgröße gefertigt. Das Oberteil, wo der Lauf war, erhielt eine Rille. Dort hinein wurde die leere Hülse einer Gewehrpatrone eingepasst und mit Draht befestigt. Vorher wurde seitlich am hinteren Ende ein kleines Loch gefeilt. Der hintere Befestigungsdraht musste so angeordnet sein, dass man ein mit dem Streichholzkopf abgebrochenes Stück Streichholz hinein schieben konnte. Der Streichholzkopf wurde beim Hineinstecken so justiert, dass er direkt an dem kleinen Loch anlag. Das war der Zünder.“ Vater erzählte noch, dass sie das vorn verjüngte Stück der Patrone, den Hals, abgesägt hätten, so dass ein Rohr mit gleichmäßigem Durchmesser entstand. Das wollte ich bewusst nicht machen, ich hatte meinen eigenen Plan. Wenn ich die Patronenhülse, also den Pistolengang, halb mit Schießpulver fülle, Papierstopfen hinterher und noch einen Holzpfropfen zum Abschluss, dann müsste sich beim Schießen alles zusammendrängeln und durch das verjüngte Stück hindurch. Das sollte besonders laut knallen. Meine Pistole funktionierte auf Anhieb und jeder Schuss war immer wieder ein Erlebnis. Ergänzend wäre noch zu bemerken, dass man beim Zünden nur mit der Streichholzschachtel über die Streichholzkuppe streichen musste. Das am Loch anliegende Schießpulver zündete ohne Ausnahme.

Nun gab es natürlich Nachahmer. Es dauerte nicht lange, da hatte die Mehrzahl der Jungs im Dorf auch so ein Gerät. Schießpulver bekam man leicht. Das Problem lag woanders. Ich handelte überlegt und vorsichtig. Dazu gehörte, dass man das Schießpulver relativ fest stopfen musste, damit es im Rohr explosionsartig verbrennt, nur ein Mündungsfeuer entsteht, und kein brennendes Pulver gestreut wegfiegt. Ein jüngerer Junge, der Sohn eines Bauern, mit Kurzaufenthalt in Reddenau auf der Flucht aus dem östlichen Ostpreußen, hatte bei seinen Schießübungen Pech. Er war unsicher und etwas leichtsinnig beim Abschießen seiner Pistole. Er brachte es fertig, einen großen Strohschober in Flammen aufgehen zu lassen. Zum Glück etwas entfernt vom nächstliegenden Grundstück. Für uns war das ein Erlebnis, für den Betroffenen eine Katastrophe. Der Vater des Jungen bot dem Besitzer an, das Stroh zu bezahlen. Dieser „spielte verrückt“ und wollte unbedingt eine Bestrafung durch die kaum noch funktionierende Gendarmerie. Knapp einen Monat später war die Front da und auf dem Gehöft brannten einige Gebäude ab, eine Ironie des Schicksals. Der Bauer hatte sicher an den Endsieg geglaubt.

Meine Schießerei fand bald ein Ende. Ich hatte eine besonders gute Ladung vorbereitet: Wie immer, Rohr halb mit Pulver gefüllt, gestampft und dann der Papierpfropfen drauf. Danach kam erstmalig Schrot aus einer Jagdpatrone hinein und das Ganze schloss mit einem Holzpfropfen ab. Wir gingen in Richtung Wald, vorbei an unserem Franzosen, der gerade in einer Koppel Kühe melkte. Für mich schien der Standort besonders günstig, um die geballte Ladung abzufeuern. Aber diesmal hätte es „ins Auge“ gehen können, nicht nur symbolisch, sondern wörtlich. Da der Wald nicht weit entfernt war, hofften wir auf einen lauten Knall mit Widerhall. Und so strich ich mit der Streichholzschachtel über die Streichholzkuppe und der „Erfolg“ blieb nicht aus. Es gab einen solchen Rückschlag, dass es mir die Pistole fast aus der Hand geschlagen hat. Der Knall entsprach meiner Erwartung und war so heftig, dass die Kühe erschrecken und der Franzose das Melken unterbrechen musste. Als ich mir dann meine Patrone ansah, musste ich feststellen, dass es das eingepresste Zündhütchen aus dem Boden meiner Pistole herausgehauen hatte, welches zum Glück an meinem Kopf vorbei geflogen sein muss. Es hätte bei einer anderen Handstellung passieren können, dass ich dieses Stückchen Metall direkt in den Kopf bekommen hätte, oder eben „ins Auge“. Das wäre wohl mein sicherer Tod gewesen! Das Erlebnis reichte aus, dass ich diese leichtsinnige Spielerei auf Anhieb beendete. Aber es sollte nicht das Ende im Umgang mit Waffen oder Waffenähnlichem sein. Irgendwie haben diese Dinge etwas Anziehendes, zumindest in dem Alter. Vielleicht macht aber ein solches Ereignis allgemein vorsichtiger.

Eines Tages kam Padderke, ein gleichaltriger Junge aus dem Dorf, zu mir. Padderke ist sicher kein Vorname, aber so kannte ihn jeder im Dorf und er reagierte auf diesen Namen. Er kam aus recht ärmlichen Verhältnissen, die Mutter arbeitete beim Bauern, einen Vater habe ich nie gesehen. Ich glaube, es gab auch keinen. Vielleicht war er auch an der Front. Wir verstanden uns gut. Er war sehr naturverbunden und wir hatten viele gemeinsame Interessen. Dazu gehörte auch das Schießen. Als wir allein waren, holte Padderke einen Trommelrevolver aus der Hosentasche, etwas kleiner als die üblichen, die ich bisher gesehen hatte. Nun gab es ein Problem mit der Munition er hatte keine. Das Kaliber war etwas kleiner als Kleinkaliber-Munition. Die hatte damals schon einen Durchmesser von 5,5 mm. Der Trommelrevolver hatte höchstens 5,0 mm. Hinzu kam, dass die Munition relativ kurz sein musste. Allerdings brauchte auch dieses System einen „Randschlagzünder“. Das heißt, der Schlagbolzen schlägt nur auf den Rand der Patrone, und nicht in der Mitte des Patronenbodens. Woher nun diese andere Munition bekommen? Wir ließen uns etwas einfallen.

An KK-Munition ranzukommen, war überhaupt kein Problem. Wir hatten sie einfach und auch in ausreichender Stückzahl. Die Funktion des „Feuerwerkers“ übernahm ich. Also: KK-Patrone nehmen, Bleigeschoss raus, Pulver raus. Mit der Kombizange die Patronenhülse um die Hälfte kürzen. Jetzt mit dem Schneidebereich der Kombizange die Hülse so lange eindrücken, bis sie den Durchmesser erreicht hat, dass sie in die Trommel des Revolvers passt. Dann Pulver rein, die Geschoss-Spitze kürzen und den Durchmesser auch eindrücken. Die komplette Patrone durfte nur so lang sein wie die Trommellänge des Revolvers. Hatten wir sechs Schuss auf diese primitive Weise gefertigt, war also die Trommel gefüllt, ging es in die Flur, immer den Hasenspuren nach. Wir meinten in unserer kindlichen Phantasie tatsächlich, einen Hasen aufspüren und abschießen zu können. Es war schon Winter, der Schnee hatte eine beachtliche Höhe und Hasen bzw. Hasenspuren oder sogar Wildwechsel gab es genügend. Meist sahen wir aber kaum einen Hasen und suchten uns dann ein Ziel, um den Revolver leer zu schießen. Oft war das ein Warnschild an einem Strommast. In der Regel schoss Padderke. Aber einmal hatte ich auch das Bedürfnis, einen Schuss abzufeuern. Übrigens war unsere Munition qualitativ perfekt, es gab keinen Fehlzünder. Das Handicap bestand lediglich darin, dass die Drehautomatik der Trommel nicht funktionierte und von Hand weitergedreht und justiert werden musste. Padderke reichte mir den Revolver, ich hielt ihn schräg nach oben und Padderke griff von vorn über den Revolver und wollte die Trommel etwas nachjustieren. Ich, ein wenig aufgeregt, drückte vorzeitig ab. Ein Knall, Padderke springt weg, hält sich die Hand und für mich stand fest, ich habe ihm einen Finger abgeschossen. Ein Schock! Dann schauten wir gemeinsam seine Hand an. Alle Finger waren noch dran. Er hatte sich nur durch das Mündungsfeuer ein wenig verbrannt. Wir hatten beide Glück! Mein Verlangen, noch einmal zu schießen, war nach diesem Erlebnis gestorben.

Das Basteln von Munition praktizierten wir jedoch weiterhin und die anschließende „Hasenjagd“ behielten wir noch eine Weile bei. Doch dann bekam Mutter Wind von unseren nicht ungefährlichen Spielereien und schlagartig brach ich meine Beteiligung ab. Aber Padderke wollte den Spaß weiterhin genießen. Er brauchte einen neuen Feuerwerker bzw. Gehilfen. Und das war Heinz Kablitzki, unser Schullek. Kablitzkis waren auch in Reddenau untergebracht. Es ging mit der gleichen Technologie weiter, in der Küche von Kablitzkis. Ich hatte das bei uns im abgeschlossenen Flur gemacht, deshalb hatte Mutter das erst sehr spät entdeckt. Bei dem neuen Gespann haperte es vermutlich an dem erforderlichen Feingefühl für die Herstellung des reduzierten Durchmessers der Patrone. Denn bald passierte Folgendes: Eine bearbeitete fertige Patrone passte nicht so richtig in die Trommel. Mit leichten Schlägen auf die Patrone wollte man nachhelfen. Also legte man die aufgeklappte Trommel auf die Ecke des Küchenschanks, es krachte und die Kugel bohrte sich im Auflagebereich in das Möbelstück. Zu Schaden kam keiner. Sie hätten allerdings wissen müssen, dass es sich bei dieser Munition um Randschlagzünder handelt und ein bereits leichter Schlag auf den Rand die Patrone zündet. Und so endete das nicht besonders erfolgreiche „Projekt Trommelrevolver“.

Noch ein Erlebnis, das sich in meinem Leben nicht wiederholen sollte. Eine richtige Treibjagd auf Hasen. Für die Einheimischen war dies ein sich jährlich wiederholendes Ereignis im Spätherbst jeden Jahres. Auch 1944 ließen die Staatsoberen und Bonzen sich die Freude am Schießen nicht nehmen, vor allem wenn es gegen wehrlose Tiere ging. Bei den Jägern waren nicht wenige junge rüstig und gesund aussehende Männer dabei. Was mögen sie für eine Krankheit haben, waren so

meine Gedanken. Denn diese Generation war fast ausnahmslos zur Wehrmacht einberufen und irgendwo an der Front. Dass man bei entsprechenden Beziehungen als „unabkömmlich“ eingestuft werden konnte, war mir damals nicht bekannt. Ich wusste nur, dass bei Musterungen das „KV“ typisch war. Ausgesprochen: Kriegsverwendungsfähig.

Zurück zur Treibjagd. Zeit und Treffpunkt waren langfristig bekannt und im Prinzip war das ganze Dorf beteiligt. Das Tageslicht reichte gerade so für zwei Kessel, die aber auch einen flächenmäßig großen Ausgang hatten. Die Einheimischen hatten traditionell ihre Rasseln oder Klappern dabei, ich nur meine Stimmbänder. Und dann ging es los. In einem großen Durchmesser wurden wir ausgesetzt, in weitem Abstand zueinander. Die Jäger waren verteilt in diesen Treiberketten. Der Kessel wurde durch unser Voranschreiten immer kleiner und die Treiberkette immer enger. Wenn Hasen aufsprangen, durften die Jäger nur nach vorn schießen. Hatte sich gelegentlich ein schlauer Hase versteckt und tauchte hinter der Treiberkette auf, durfte nicht nach ihm geschossen werden. Dieser hatte Glück. Wir mussten die geschossenen Hasen bis zu einem Sammelpunkt mitschleppen. Ich riss mich nicht danach, andere Treiber suchten aber zahlenmäßig Erfolg und durften dafür Hasen schleppen. Mein unmittelbar nächster Jäger bei dem ersten Kesseltreiben war als Schütze eine richtige Pflaume. Er verschoss viel Munition, nur Hasen traf er nicht. Beim zweiten Kessel hatte ich in meiner Nähe einen relativ jungen Jäger. Bei ihm galt: ein Schuss, ein Hase. Er hatte bei der Schlussabrechnung tatsächlich die meisten erlegten Hasen. Für den ganzen Tag als Kesseltreiber bekamen wir 50 Pfennig. Den Abschluss krönte eine deftige Erbsensuppe. Ich war der Meinung, es war die schmackhafteste, die ich bis dahin gegessen hatte. Übrigens: Als Beute habe ich über Tausend Hasen in Erinnerung. Heute zweifle ich diese Zahl an. Allerdings waren tatsächlich zwei für die Treibjagd vorbereitete große Leiterwagen gefüllt, und die Hasen lagen dicht aufeinander.

Obwohl unser Alltag immer noch scheinbar ruhig und für uns Jungs als Suche nach Abenteuern verlief, kam doch mehr und mehr eine stärkere Zukunftsangst auf. Immer häufiger kamen Trecks aus dem östlichen Ostpreußen, insbesondere aus dem Raum Masuren. Sie fanden stets kurzzeitig Unterkunft bei den Bauern und die Versorgung der Tiere wurde auch gewährleistet. Da unsere Bäuerin ihrem Charakter nach in ihren Zugeständnissen Grenzen setzte, gab sie ihre Räumlichkeiten kaum für Übernachtungen her. Somit schliefen Flüchtlinge wiederholt in unserem Zimmer. Das waren mitunter sechs bis acht Personen. Einmal kam wieder so ein Treck. Eine Großfamilie, nur Frauen und Kinder. Sie übernachteten wieder bei uns im Zimmer. Es war normal, dass man sich dann die Betten teilte. Die erforderlichen Gespräche mit unserer Bäuerin führte eine recht couragierte junge Frau auf Hochdeutsch, wir bekamen dann mit, dass die Älteren mit Hochdeutsch Schwierigkeiten hatten. Untereinander sprachen sie Platt, unserem vergleichbar, und wenn wir es nicht verstehen sollten, Masurisch. Erst später erfuhr ich, dass Masuren zweisprachig war und die Menschen polnischer und deutscher Nationalität, keine Probleme miteinander hatten. Masurisch war für uns polnisch, es war im Prinzip ein polnischer Dialekt. Man hatte allerdings deutsche Wörter integriert, in der Aussprache jedoch etwas slawisiert. Diese Trecks, die sich relativ früh auf die Flucht begaben, dürften „das Reich“ noch ohne größere Verluste erreicht haben.

Weihnachten 1944 feierten wir gemeinsam mit der Familie unserer Bäuerin. Unser Vater war immer noch auf dem Spitzenbahnhof, Nähe Gumbinnen und bekam keinen Urlaub. Helmut spielte den Weihnachtsmann, denn es gab einen kleinen Neffen der Bäuerin, der auf den Weihnachtsmann nicht verzichten sollte. Der Weihnachtsmann hatte natürlich eine Wehrmachtsmütze auf, „denn er war ja direkt vom Vater des Jungen von der Front zu ihm geschickt worden!“ Ein bisschen eigenartig sah das schon aus. Diese trügerische Ruhe sollte bald ein Ende haben. Am 13. Januar 1945 begann mit einem zweistündigen Trommelfeuer die Schlussoffensive durch die Rote Armee bis zur endgültigen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945. Am 23. Januar 1945, also nur zehn Tage später, war Ostpreußen bereits vom Deutschen Reich abgeschnitten.

## **Die Front rückt näher**

Aber zurück zur Entwicklung der Situation in Reddenau und den Fluchtplänen beim Herannahen der Front. Mit dem Beginn der Offensive wurden die Reichsbahnangehörigen, die noch in Frontnähe tätig waren, beurlaubt um zu ihren Familien fahren zu können. Da der Zugverkehr, zwar mit

Einschränkungen, noch funktionierte, erschien Vater bald bei uns. Er hätte zu diesem Zeitpunkt auch noch ins Reich fahren können. Auch wir hätten zu Beginn der Offensive die Möglichkeit gehabt mit einem organisierten Transport von Reddenau wegzukommen, allerdings vorerst bis Pommern. Mutter vertrat die Position: „Ohne Vater gehen wir nicht weg!“ Das wurde unser Verhängnis! Andere Eydtkauer, die diese Möglichkeit genutzt haben, konnten sich weiter ins Reich absetzen und sind der Roten Armee entkommen.

Bald nach Beginn der Offensive war die Infrastruktur deutlich geschädigt und durch die vielen Flüchtlingstrecks waren die Straßen zunehmend verstopft. Vieles funktionierte nicht mehr. Die Molkereien stellten z. B. ihren Betrieb ein und die Bauern konnten keine Milch mehr abliefern. Eines Tages kam die Benachrichtigung, dass die Bauern beim Amtsvorsteher, meist auch Ortsgruppenleiter der Partei oder Ortsbauernführer, ihre „Schwimmer“ für die häuslichen Milchschleudern oder Bauteile der „Butterfässer“ abholen sollten. Das waren die Teile, die in den späten Kriegsjahren in Verwahrung gegeben werden mussten. Man wollte dadurch verhindern, dass die Bauern die Milch selbst entrahmten und sich zusätzlich mit Butter versorgten. Unsere Bäuerin bat mich, ihre Teile zu holen und so machte ich mich mit einem Jungen aus dem Dorf auf den Weg. Das Gehöft des Amtsvorstehers lag relativ weit vom Dorf entfernt. Das Grundstück war mir bereits bekannt. Dort hatten wir die deftige Erbsensuppe nach der Treibjagd genossen. Der Amtsvorsteher war der Onkel meines Begleiters. Er war trotz der bereits unsicheren Situation immer noch guter Dinge. Als die beiden sich begrüßten und einige Worte gewechselt hatten, ging er zum Waffenschrank, nahm ein Kleinkalibergewehr heraus und drückte es ihm in die Hand. Dazu gab er noch ausreichend Munition. Wir waren noch nicht weit vom Grundstück weg, da begannen wir mit unseren Schießübungen. Endlich mal eine ordentliche Waffe und keine Improvisation, nur das zählte bei uns beiden. Auch auf diese Weise kann man seinen Waffenschrank auflösen und meinen, noch etwas Gutes getan zu haben.

Ja, und dann traf Vater in Reddenau ein und wir waren wieder als Familie beisammen. Vor allem beschäftigte uns die Frage, wann denn nun der Russe kommt und was er mit uns machen wird. Es gab die unterschiedlichsten Gerüchte, vorwiegend von Menschen, die schon von weiter östlich zu Fuß auf der Flucht waren. Einmal hieß es, dass man den Frauen den Bauch aufgeschlitzt hätte und Hammer und Sichel, als Wappen der Sowjetunion, reinlegte. Andere wiederum erzählten, dass man den Zivilisten nichts getan hätte und den Kindern sogar Bonbons und Schokolade gab. Wir lebten letztlich in Angst. Vermutlich nahm man das Geschehen von Nemmersdorf, einem Dorf südlich von Gumbinnen, zum Anlass, die berechtigte Furcht vor der Roten Armee noch zu erhöhen. Es war tatsächlich so, dass Angehörige der Roten Armee sich unmenschlich an der Zivilbevölkerung vergangen hatten. Vermutlich waren das die ersten Deutschen, auf die man traf. Sie wurden stellvertretend bestraft für das, was die Deutschen der russischen Bevölkerung angetan hatten. „Die Saat ging auf, die Deutsche gesät haben.“ Bei vielen Sowjets hatte sich ein Rachegefühl entwickelt, das in der kollektiven Schuld aller Deutschen begründet schien.

In Nemmersdorf, so wurde erzählt, hat man Frauen mit Mistgabeln erstochen, an Scheunentore genagelt oder auf andere Weise brutal ermordet. Die Sowjetpropaganda war bei den Soldaten angekommen und das auch schriftlich durch Flugblätter. Fast wörtlich hieß es: „Tötet die Deutschen, überall und immer. Ein Tag, an dem ihr keinen Deutschen getötet habt, ist ein erfolgloser Tag! Nur ein toter Deutscher ist ein guter Deutscher.“ Autor: der Schriftsteller Ilja Ehrenburg. Aber es war meist nur die junge Generation, die das so praktizierte und auch nur ausnahmsweise mit dieser Brutalität. Wir sollten es später selbst erleben.

Was passierte weiter in Reddenau? Vater nähte sich einen neuen, größeren Rucksack. Sicher schon in der Überlegung, wenn wir auf die Flucht gehen, etwas mehr einpacken zu können. Danach schnitt er von seinem Eisenbahnermantel die Originalknöpfe ab. Es waren goldene Knöpfe mit dem Adler drauf. Das wäre bei den Russen sicher nicht gut angekommen. Es wurden neutrale Knöpfe angenäht. Immer mehr Menschen suchten kurzfristig Unterschlupf im Haus. Auch die „heiligen Gemächer“ unserer Bäuerin waren mittlerweile überfüllt. Alles wirkte chaotisch und die Situation wurde immer ängstiger. Es war so eine Art Endzeitstimmung in der auch die Wehrmacht bereits unorganisiert wirkte. Soldaten holten sich ein Schwein aus dem Stall, erschossen es und versorgten sich, warum auch nicht? Wie unsere Bäuerin „verrückt gespielt“ hat, will ich nicht weiter beschreiben.

Es hielt sich immer mehr Militär im Dorf auf, aber man sah kaum Geschütze oder andere Militärtechnik, mit Ausnahme von einer größeren Anzahl LKW. Eines Tages wurden die Fahrzeuge auf eine Wiese gefahren, kaum 50 Meter von den letzten Gebäuden des Dorfes entfernt. Sie wurden zur Sprengung vorbereitet. Nur wenige LKW ließ man für den eigenen Rückzug abseits geschützt stehen. Wir Jungs hielten uns in der Nähe, aber etwas versteckt, auf, um das besondere Ereignis beobachten zu können. Es war wirklich ein besonderes Erlebnis, als bei der Sprengung die Räder der LKW wie fliegende Untertassen durch die Gegend flogen, Pakete mit Leuchtkugeln explodierten und die Leuchtkugeln sich überschlagend über die Wiese wälzten. Wir wurden dann aber selbst aktiv und legten die unbeschädigten Kartons mit den Leuchtkugeln auf brennende Reifen. Welch ein Leichtsinns! Ich steckte mir noch ein Kabelmesser ein, eine Art spezielles Taschenmesser. Es sollte mir später fast zum Verhängnis werden.

Diese Tage waren die letzten in Reddenau. Unsere Bäuerin fasste nun doch den Entschluss, sich mit Anhang auch mit Gespann und voll bepacktem, fast überladenen Wagen, auf die Flucht zu begeben. Unsere Franzosen natürlich mit. Das Vieh wurde sich selbst überlassen. Wenige Tage zuvor tauchte der Schwager der Bäuerin auf, es war der Bruder ihres verstorbenen Mannes. Er war aus einer Irrenanstalt, sprich psychiatrischen Einrichtung, entlassen worden. Es könnte die Stadt Tapiaw gewesen sein, ein etwas größerer Ort Richtung Königsberg. Bei der näher rückenden Front wurden die Anstalten einfach geöffnet und man überließ die Insassen sich selbst. Es war schon erstaunlich, dass er ohne größere Schwierigkeiten den Weg nach Reddenau fand, obwohl der öffentliche Verkehr bereits zusammengebrochen war. Unsere Bäuerin war sehr aufgeregt, als er erschien. Sie befürchtete irgendwelche Gewalttätigkeiten. Wir hatten das Gefühl, dass sie selbst etwas mit der Einweisung in die Anstalt zu tun hatte. Wir jedenfalls stellten fest, dass es sich um einen ganz friedlichen und höflichen Menschen handelte, mit dem man sich ganz normal unterhalten konnte und der sich ausgesprochen unauffällig verhielt. Das sollte sich später noch bestätigen.

Dann kam der Tag des Aufbruchs. Das war Ende Januar. Wir hörten schon aus Richtung Katzen, dem Nachbarort zirka drei Kilometer südlich von uns, Maschinengewehrfeuer. Eile war geboten. Wir benutzten Nebenstraßen. Alle mit Ausnahme der Kinder gingen zu Fuß neben dem Fahrzeug. Es war grimmig kalt bei starkem Frost. Das Ziel war Hoofe, ein Dorf südwestlich von Landsberg/Ostpommern, etwa 18 Kilometer westlich von Reddenau entfernt. Dort wohnten die Eltern unserer Bäuerin, eine Familie Langhans. Sie hatten ein mittelgroßes Grundstück mit dem üblichen Vieh und zwei Pferden. Der Bauer Langhans war ein gebürtiger Berliner oder Randberliner, ein ganz verträglicher und hilfsbereiter Mensch. Seine Frau hatte das Sagen, das sollten wir später zur Genüge erleben, es war ihre Grundhaltung, da gab es kaum Kompromisse. Irgendwie hat er das akzeptiert, was blieb ihm auch anderes übrig. Durch ihre Herrschsucht haben wir uns alle auf der späteren Flucht ihrem Willen und Verhalten unterworfen.

Die sehr schleppende Fahrt nach Hoofe verlief ohne größere Vorkommnisse, auch weil wir Hauptstraßen mieden, die waren meist verstopft. Von uns war auf dem Wagen lediglich leichtes Handgepäck dabei, eigentlich nur Dinge zum Überleben, vorzugsweise Esswaren. Als wir die Hauptverbindungsstraße Heilsberg-Landsberg überqueren mussten, stand ein Wehrmachtsangehöriger als Regulierer auf der Kreuzung. Es dürfte sich sogar um einen General gehandelt haben, denn er hatte breite rote Biesen an der Hose. Alle Flüchtlingswagen durften die Straße nur queren bzw. auf eine Wiese fahren, für sie war es die Endstation. Diese Hauptstraße wurde grundsätzlich für die Wehrmacht freigehalten. Uns störte das nicht, denn wir wollten planmäßig nur queren. Wir fuhren auf eine Straße nach Hoofe, die allgemein nur von Fuhrwerken genutzt wurde.

Wir kamen dann noch am selben Tag wohlbehalten auf dem Grundstück Langhans an. Es lag außerhalb des Ortes. Uns wurde ein Zimmer zugewiesen, das kaum über Möbel verfügte. Schnell wurden improvisierte Bretteraufkantungen verlegt und der Boden mit Stroh verfüllt. Es war unsere Liegestatt für die nächste Zeit. Wir waren als Familie fünf Personen, hinzu kam der Schwager der Bäuerin, der angeblich unberechenbar und aggressiv sein sollte. Auch hier war unser Zusammensein mit ihm ausgeprägt verträglich. Die einzige Auffälligkeit war, dass er zum Wasserlassen eine Konservenbüchse benutzte, die er dann aber draußen entleerte. Auch das tat er sehr unauffällig. Vielleicht war er das durch die Unterbringung in der psychiatrischen Einrichtung so gewohnt.

Das Ausziehen der Kleidung für die Nacht gehörte ab jetzt der Vergangenheit an, zumal wir ja nichts für einen Wechsel hatten. Nach mehreren Tagen spürte ich ein ständiges Jucken auf dem Körper, da half als Gegenmittel nur kratzen. Mutter meinte wiederholt: „Du hast doch Läuse!“ Ich versuchte das zu bagatellisieren. Es half nichts, Mutter wollte es wissen und das Ergebnis war: Nicht ich hatte Läuse, sondern die Läuse hatten mich. Ich war ihr Futterspender. Mutter kannte sich da aus. Sie hatte ihre Erfahrungen aus dem 1. Weltkrieg. Sie entschied: Alle Sachen ausziehen, und das waren viele, alles in den Backofen, nachdem das Brot raus war, und gründlich waschen. Es half, das Jucken war weg!

Nun zu der Kleidung, die wir Tag und Nacht auf dem Körper trugen. Schon vorweggenommen: Das endete erst im späten April oder Anfang Mai 1945. Jetzt hatten wir Ende Januar. Man musste jederzeit mit der Vertreibung rechnen, oder die vagabundierenden Russen hätten die ausgezogenen Sachen aus Schikane mitgenommen und dann möglicherweise weggeworfen. Durch das ständige Tragen wurden manche Sachen steif. So wurden die langen Strümpfe auch durch die vielen Schuppen innerhalb der Strümpfe immer kleiner bzw. kürzer.

Nun die Aufzählung, was ich so alles angezogen hatte: Zwei Paar lange Strümpfe, oben an den Knöpfen befestigt. Eine lange Skihose, eine Art Überfallhose, eigentlich die Uniformhose vom Jungvolk. Dann kam die Hose von Helmut's Konfirmationsanzug. Weiter zwei Hemden, die waren früher so lang, dass ich sie unten nach vorn und hinten durch die Beine schlagen konnte. Dann kam ein Pullover, die Jacke von Helmut's Konfirmationsanzug und als letzte Hülle, wenn wir unterwegs waren, ein Mantel von Helmut mit bräunlichem Fischgrätenmuster. Natürlich hohe Schuhe, die zum Glück früher viel zu groß auf Zuwachs gekauft wurden. Gewaschen haben wir uns täglich. Es war aber nicht viel mehr als eine Katzenwäsche.

Die Tage vergingen. Außer Geschützdonner vernahmen wir eigentlich nichts Außergewöhnliches von der sich nähernden Front. Man konnte auch nicht feststellen, aus welcher Richtung sich die Kampfeinheiten bewegten, weder von der deutschen Wehrmacht, noch von der Roten Armee. Die Sowjets rückten nicht einfach von Ost nach West vor, sondern verfolgten vielmehr strategische Ziele. Danach wurde Ostpreußen in Kessel aufgeteilt und diese Kessel wurden dann aufgerieben. Bei uns kam die Front direkt aus dem Süden, also war Heilsberg am 30. Januar bereits in sowjetischer Hand und das nächste Ziel war Landsberg. Diese scheinbare Ruhephase war eigentlich nur eine Wartezeit bis die ersten Russen erschienen. Da es keinen Strom mehr gab, war die Versorgung des Viehs aufwendiger, denn es musste alles von Hand und bei Tageslicht aufbereitet werden. Aber es standen ja genug Leute zur Verfügung. Ich war eigentlich nur Zuschauer, von kleinen Handreichungen abgesehen.

Es kam der 2. Februar 1945. Der Tag begann wie üblich mit einer trügerischen Ruhe und der Feststellung, dass sich Wehrmacht und Rote Armee in unmittelbarer Nähe befinden mussten. Außer kleinen Scharmützeln mit Handfeuerwaffen waren keine Kampfhandlungen bemerkbar. Wir bewegen uns kaum aus dem Haus, versuchen aber aus den Fenstern alles zu erfassen, was ein mögliches Erscheinen sowjetischer Truppen erkennen lässt. Und so dauerte es auch nicht lange, es war in den Vormittagsstunden, da kam ein Trupp Rotarmisten mit etwa 20 Mann in Wintertarnkleidung, die Maschinenpistolen schussbereit im Anschlag, direkt auf unser Grundstück zu. Da unser Gehöft auf dem Abbau lag, reichlich einen Kilometer vom Dorf entfernt, wussten wir nicht, ob Hoefe bereits von der Roten Armee besetzt war.

Wir hatten unheimlich Angst und erwarteten nichts Gutes. Noch mehr Angst schienen die Franzosen zu haben. Sie trugen ja ihre braunen Uniformen, deren Farbe denen der Parteibonzen ähnlich war. Dieser Trupp, eine relativ kleine Kampfeinheit, hatte den Auftrag, die Grundstücke im Umfeld von Landsberg nach deutschen Soldaten abzusuchen. Übrigens war der 2. Februar auch der Tag, an dem Landsberg von der Roten Armee eingenommen wurde. Die sich nähernde Kampfeinheit schwärmte beim Erreichen unseres Grundstücks aus und durchsuchte alle Gebäude und Nebengebäude. Ein größerer Teil kam ins Haus. Die ersten Worte: „Germanski Soldat“ verstanden auch wir und verneinten. Die zwei Franzosen gaben sich gleich als „Franzos“ zu erkennen und der polnische Fremdarbeiter versuchte klar zu machen, dass er „Polaki“ ist.

Beim lauten „Uhri jist“, gemeint waren Armband- und Taschenuhren, gab es keinen Unterschied in der Nationalität. Ob Deutscher, Franzose oder Pole, mit einem kurzen Ruck haben sie mitsamt der

Kette ihren Besitzer gewechselt. Das gleiche galt für Ringe und anderen Schmuck. Nach dem Durchkämmen aller Gebäude, hielt sich die gesamte Truppe im Wohnhaus auf. Die Soldaten brachten aus dem Keller Most hoch, statt die Flaschen ordentlich zu öffnen, wurde einfach der Flaschenhals abgeschlagen, und einer von uns musste den ersten Schluck trinken, als Test gegen Vergiftung. Dann wurde die Flasche geleert und der Durst gestillt. Ein anderer brachte einen Napfkuchen aus der Speisekammer, zerbrach und teilte ihn sich mit anderen, dann ließen sie sich's schmecken. Für die mit Sicherheit sehr einseitig versorgten Soldaten war es sicher etwas Besonderes.

Der Ehrlichkeit halber darf ich erwähnen, dass uns die Soldaten nichts getan haben. Außer dem Verlust der Uhren etc. gab es keine Misshandlungen und Vergewaltigungen. Dies galt allgemein für die unmittelbar kämpfende Truppe. Die danach kamen, konnten Bestien sein, aber dazu später. Nach relativ kurzem Aufenthalt verließ uns dieser Trupp. Sie bewegten sich zum nächsten Gehöft. Man hörte keinen Schuss. Die Wehrmacht hatte sich abgesetzt. Wir befanden uns in einem kampflos überlassenen Gebiet.

Das war es vorerst! Der Verlust der Wertgegenstände war angesichts unserer Befürchtungen schnell zu verkraften. Die Franzosen lernten ihre Kriegsverbündeten auf eine besondere Art kennen und der Pole sagte nur Gutes über seine deutsche Bauernfamilie aus, obwohl er sicher unter der herrschsüchtigen Bäuerin zu leiden hatte. Und nun war die scheinbare Ruhe wieder Alltag. Wir sahen weder deutsche noch sowjetische Soldaten und hatten nur mit der Versorgung des Viehs zu tun. Nach etwa zwei Tagen, überraschend, denn wir rechneten zu diesem Zeitpunkt nicht mehr mit einem Besuch von sowjetischen Soldaten, näherte sich ein Pferdegespann, eine deutsche Kutsche mit zwei aufgesessenen Soldaten und Maschinenpistolen im Anschlag, in zügigem Tempo unserem Gehöft. Mitten auf dem Hof blieben sie stehen, setzten ab, durchsuchten wieder alle Gebäude und nahmen Kontakt mit uns auf. Wieder verlief alles ohne Belästigung und Misshandlung. Der eine Soldat nahm dem kleinen Werner die Mütze vom Kopf und setzte sie ihm ein bisschen verunglückt wieder auf. Für mich stand eindeutig fest, dass er sehen wollte, ob eine Pistole darunter versteckt war. Ein unmöglicher Gedanke.

So schnell wie sie gekommen waren, verschwanden sie wieder. Ab jetzt waren wir mehrere Tage im Niemandsland, also zwischen zwei Fronten ohne wesentliche Frontaktivitäten. Außer gelegentlichem Geknatter von Handfeuerwaffen war nichts Ernsthaftes von irgendeiner Seite zu bemerken. Gelegentlich zogen am unweit gelegenen Nachbargrundstück Wehrmachtssoldaten vorbei, wir sahen auch in größerer Entfernung ein deutsches Sturmgeschütz westlich von Landsberg fahren, aber sonst ereignete sich nichts. Wir waren der Meinung, dass Landsberg von der Wehrmacht eingekesselt war und die Vernichtungsschlacht vorbereitet wird. Woher diese irriige Meinung stammte, wusste niemand. Wir sollten uns sehr getäuscht haben.

Dieser Zustand dauerte so etwa eine Woche. Eines Tages waren wir gerade dabei im Stall bzw. in der Scheune Futter für das Vieh aufzubereiten, da schlug kurz hinter der Stallung eine Granate ein. Das Blechdach hörte sich an, als hätte jemand Erbsen draufgeschüttet. Fluchtartig suchten wir das Wohnhaus auf. Dort fühlten wir uns sicherer. Dieser Beschuss mit schwerer Artillerie war eigentlich die Ausnahme. Doch irgendwie hatten wir das Gefühl, dass sich demnächst etwas ereignen würde.

An einem späten Nachmittag kamen zwei Wehrmachtssoldaten auf unser Gehöft und meinten unverbblümt: „Morgen greift der Russe an. Wenn ihr noch weg wollt, dann sofort!“ Die nächste Aufanglinie war in Buchholz, etwa acht Kilometer westlich von unserem Standort entfernt. Dort hatten sich die Reste der Wehrmacht noch einmal formiert um den Vormarsch der Roten Armee zeitlich etwas aufzuhalten. Im Prinzip hatten sich die Truppen bereits abgesetzt und eine Verteidigung war nicht zu erwarten. Nach dem Hinweis der beiden Soldaten wurde ein großer Kastenwagen vollgepackt, fast überladen, und es sollte beim Einsetzen der Dunkelheit losgehen. Es war von vornherein ein sinnloses Unterfangen. Bei Schnee, gefrorenem Boden und Glätte überhaupt noch aufzubrechen und das mit einem total überladenen Wagen mit nur zwei Zugpferden und in hügeligem Gelände, das konnte nie gut gehen! Hinzu kam, dass wir nur Feldwege benutzen konnten. Und so wurde die Aktion nach höchstens einem Kilometer abgebrochen und es ging zurück. Da die Rote Armee bereits Stellung für den Angriff bezogen hatte und immer wieder Leuchtkugeln das Umfeld erhellten, wurden auch wir entdeckt und kamen unter Beschuss durch Maschinengewehre. In dem

hügeligen Gelände gelangten wir aber unbeschadet zu unserem Gehöft zurück.

### **Verloren zwischen den Fronten**

Vom ersten Kontakt mit der Roten Armee am 2. Februar war jetzt eine knappe Woche vergangen. Nun wird es ernst, das war uns allen bewusst. Wir glaubten nicht mehr an die Einkesselung von Landsberg, die Sowjets hatten sich lediglich neu formiert und sich mit Nachschub versorgt.

Am nächsten Tag, im Morgengrauen, hörten wir schweres ununterbrochenes Artilleriefeu: Abschuss und Einschlag! Wir deuteten dieses laut und leise falsch und meinten immer noch, dass „laut“ von der Wehrmacht abgefeuert wird und leiser der Einschlag zu hören war, natürlich weiter von uns entfernt. Wie sollten wir uns wieder einmal getäuscht haben. Wir schauten aus dem Fenster, es war bereits fast hell, da sahen wir kaum 100 Meter von uns entfernt die Einschläge in einer Wiesensenke. Unmittelbar danach erschienen zwei Wehrmachtssoldaten hastig mit einem Schwerverwundeten. Sie spannten einen leichten Wagen vom Bauern mit zwei Pferden an und versuchten sich trotz Beschuss zu retten. Unser Bauer war tatsächlich noch darüber empört, dass sie die Pferde links und rechts vertauscht eingespannten, das waren sie doch nicht gewöhnt, meinte er. Mancher macht sich zur falschen Zeit so seine Sorgen, obwohl das eigene Überleben zu diesem Zeitpunkt sicher Priorität hatte.

Zu erwähnen ist noch, dass kurz vor dem Hellwerden viele Gehöfte in Brand geschossen worden waren, um eine länger anhaltende Ausleuchtung des Kampfgebietes zu erreichen. Dadurch verbrannte viel Vieh in den Ställen, meist noch angekettet. Man könnte auch unterstellen, dass auf diese Art andere Leuchtmittel eingespart wurden. „Aber im Krieg ist jedes Mittel recht.“ Wir blieben in unserem Haus von einem Granateinschlag verschont. Es dauerte nicht mehr lange, da kam das kämpfende Fußvolk, unterstützt von schwerer Technik, auf unser Anwesen zu. So weit das Auge reichte: „Soldaten, Soldaten, Soldaten!“ Die Sowjets wirkten eigentlich immer leicht verlumpt, der Vergleich mit der preußischen Exaktheit und Ordnung der Wehrmacht ist hier nicht zu ziehen. Jeder Soldat hatte einen kleinen dunklen Sack mit einem Strick übergehängt, in dem sich Verpflegung und Munition befanden. Schon dies wirkte befremdlich und die Massen, die auf uns zukamen, steigerten unsere Angst. Es war ganz anders, als das Erscheinen des kleinen Trupps am 2. Februar.

Mit der unüberschaubaren Zahl von Soldaten kam auch ein Panzer auf uns zugefahren, dem ein Teil des Turms fehlte, das klaffende Loch war mit einer Zeltplane geschützt. Auch das erhöhte unsere Angst. Der Panzer stellte sich unmittelbar hinter das Haus, für ihn ein wirkungsvoller Schutz vor einem eventuellen Beschuss. Die Masse der Soldaten okkupierte das Haus, d. h. es gab nur Soldaten und nochmals Soldaten. Viele waren total übermüdet und schliefen mit der MPi abgestützt, auf der Stelle ein.

Der kleine Werner, zu dieser Zeit sechs Jahre alt, nahm einen Strohalm von unserer Lagerstätte, zerriss ihn und sagte zu einem Rotarmisten mit höherem Dienstgrad: Stroh kaputt! Der deutschen Sprache nicht mächtig, interpretierte er das als „Russ kaputt“. Er zog seine Pistole, entscherte sie und tat so als wollte er ihn erschießen. Werner verhielt sich instinktiv, wiederholte das anschaulich, doch das Missverständnis war nicht ausgeräumt. Dann lehnte Werner sich an das Knie des sitzenden Soldaten vertraut an, er spielte weiter mit dem Stroh, aber die Spannung blieb. Vater versuchte Einfluss zu nehmen, er sprach aber nicht russisch, was sicher geholfen hätte. Dann wurde der Pole herbeigeholt, der aufklären sollte. Und das mit Erfolg! Werner war aus seiner misslichen Situation gerettet.

Den Kontrast dazu bildete ein junger Offizier, der sich danach länger in unserem Raum aufhielt. Er sprach ein auffallend gutes Deutsch und versuchte, mir das russische Alphabet zu erklären und unserem gegenüberzustellen. Er tat das gekonnt lehrerhaft. Da er blaue Augen hatte und richtig sympathisch und gepflegt wirkte, konnte es aus unserer Betrachtung nur ein blauäugiger Jude gewesen sein. Anderen Russen sprachen wir solche Fähigkeiten ab. So haftete auch uns Kindern bereits eine Ideologie an, die ungerecht und unbegründet war.

Es war bereits später Nachmittag, die Bäuerin, Frau Langhans, hatte an diesem Tag planmäßig Backtag für einen großen Posten Brot. Das dauerte seine Zeit, denn der Backofen, Teil des Küchenherdes, musste mit Holz aufgeheizt werden, der Sauerteig musste eine geraume Zeit „gehen“, und dann kamen die Brote in den Ofen. Als das passiert war, kam einer der Offiziere auf uns zu und forderte uns auf, das Haus bzw. den Hof zu verlassen. Er nannte als Ziel Bartenstein, ca. 28 Kilometer entfernt, östlich von uns. Es fing bereits an zu dämmern. So nahmen wir uns einen Teil unseres griffbereiten Überlebensgepäcks und verließen Haus und Hof ins Unbekannte, besser gesagt: ins Ungewisse. Was mit den Franzosen passierte, haben wir nie erfahren.

Wenn ich das Überlebensgepäck erwähne, dann erinnere ich mich noch, dass Helmut u. a. einen Eimer halb voll mit Schmalz hatte und Werner grundsätzlich ein kleines Köfferchen mit unseren Papieren und ähnlichen Dingen tragen musste. Ich hatte einen altersgerechten Rucksack und eine Aktentasche. Wir entschieden uns, nach Landsberg zu gehen. Immerhin waren wir 18 Personen. Auf der Straße Landsberg/Hoofe angekommen und in Richtung Landsberg gehend, standen in dichtem Abstand Geschütze, die Rohre relativ steil nach oben gerichtet, so dass der Granateneinschlag in nicht allzu großer Entfernung erfolgen musste. Das Kaliber war so um die 10 Zentimeter. Das waren die Geschütze, die früh unsere Wiesensenke als ein erstes Ziel beschossen hatten. Auch zu diesem Zeitpunkt feuerten die Geschütze noch ohne Unterbrechung.

Da es fast dunkel war, hatten wir ein kleines Gehöft am Stadtrand von Landsberg für die Übernachtung anvisiert. Die Stadt selbst wollten wir meiden, sie war mit Sicherheit voll von Russen, denn von hier aus formierte sich der gegenwärtige Angriff Richtung Westen. Auf dem Gehöft angekommen, hatten schon viele Menschen dort Zuflucht gesucht. Mit Kerzen waren die Räume mäßig erhellt. In solch Überlebenssituation suchten wir Menschen einander und es war Platz für jeden. So auch für uns 18 Zufluchtsuchende. Bei dieser spärlichen Ausleuchtung fand jeder eine Liegemöglichkeit, auch für den Kinderwagen mit einem wenige Monate alten Säugling war genügend Platz. Zu erwähnen wäre noch, dass all die vielen Menschen möglichst in einem Raum sein wollten. Irgendwie erhöhte dies das Gefühl der Sicherheit. Die Bleibe sollte auch nur für diese eine Nacht sein.

Nun passierte Folgendes: Ein alter russischer Soldat, weit über 50 Jahre alt, brachte uns geöffnete deutsche Feldpostpäckchen mit Keksen und ähnlichem Inhalt. Er schob die jungen Frauen in ein wenig auffallendes Nebenzimmer, stellte einen Tisch davor, legte sich drauf und stellte sich schlafend. Das ging eine Weile gut. Dann kamen junge, hasserfüllte Soldaten, die irgendwie seine Absicht erkannten, den Tisch mit ihm umkippten und ins Zimmer drangen. Er zuckte uns gegenüber, wenig auffallend, mit den Schultern und konnte das nicht verhindern. Es war wie eine wortlose Entschuldigung. Allerdings wurden die jungen Frauen nicht vergewaltigt, es ging diesen Soldaten mehr um die übliche Beute wie Uhren, Schmuck und Ähnliches. Diese Gruppe gehörte noch zu den Kampfeinheiten und verhielt sich gemäßigt. Die Nacht war überstanden und wir rüsteten zum Aufbruch in Richtung Reddenau, wo wir ja bedingt heimisch waren und auf die Möglichkeiten für eine Bleibe hofften.

Bartenstein bzw. andere Ziele im Osten wurden grundsätzlich ausgeschlossen, wir befürchteten einen Abtransport nach Russland. Bis Reddenau waren es etwa 18 Kilometer und als Tagesziel, selbst unter erschwerten Bedingungen, zumutbar. Vor unserem Aufbruch haben wir versucht, noch ein wenig das Umfeld zu erfassen und uns nach etwas Essbarem umzuschauen. Vorsicht war insofern geboten, da bei vielen die Angst auf Magen und Darm geschlagen hatte und einige schafften es für ihre Notdurft gerade noch bis kurz vor die Haustür. Unangenehm, aber menschlich.

Seitlich des Hauses befand sich eine kleine Scheune, die Tore standen offen. An einem Querbalken, nicht sehr hoch, baumelte ein erhängter deutscher Soldat. Vermutlich von der Feldgendarmarie, genannt Kettenhunde, aus niederen Beweggründen erhängt. Diese brutalen Menschen nahmen jede Möglichkeit wahr, versprengte Soldaten oder Flüchtlinge hinzurichten. Sie hatten scheinbar Spaß am Morden, aber nur, wenn die Betroffenen wehrlos waren.

Ich erwähnte schon, dass es bis Reddenau etwa 18 Kilometer waren, mit Umwegen etwas mehr. Unter den konkreten Bedingungen aber letztlich doch unberechenbar. So sollte es auch kommen. Die Straßen, insbesondere die Hauptverkehrsstraßen, waren unüberschaubar voll von Militärtech-

nik und unzähligen Soldaten. Eigentlich wollten wir Hauptstraßen meiden, aber Nebenstraßen bzw. landwirtschaftliche Straßen der waren in dieser Jahreszeit kaum passierbar. Hinzu kam, dass wir eine junge Mutter mit einem wenige Monate alten Baby im Kinderwagen und einen etwa knapp vierjährigen Jungen dabei hatten. Auch eine hochschwängere Frau, die nur wenige Wochen vor der Entbindung stand, war unter uns. Unser Werner war ja auch erst sechs Jahre alt. Auch diese Umstände machten das Erreichen unseres Tagesziels unsicher. Letztlich entschieden wir uns doch für einen etwas größeren Umweg über die Orte Hanshagen und Petershagen. Wir hätten so die Hauptstraße Landsberg/Heilsberg meiden können, die durch das viele Militär für Zivilisten kaum passierbar war. Bei unserer geplanten Route hätten wir diese Straße nur ein kurzes Stück benutzen müssen, etwas mehr als für eine Überquerung.

Wir brachen bald auf. Andere aus dem Haus hatten sich nicht uns angeschlossen, so dass wir weiterhin eine Gruppe von 18 Menschen waren. Es ging zurück nach Hoofe, wir mussten durch das Dorf hindurch. Die Geschütze des Vortages waren alle weg und die Straße schien tatsächlich nur mäßig beansprucht. Sie führte nach Süden, wo die Rote Armee das Gebiet schon vor mehreren Tagen eingenommen hatte. Zur Front ging es in Richtung Westen und für den Nachschub wurde sie kaum genutzt. Durch Hoofe kamen wir ohne eine Belästigung durch, ebenso durch Hanshagen. Am Dorfende, direkt hinter einer Häuserfront, bog die Straße scharf nach links ab. Sie war vorher nicht einzusehen. Unmittelbar nach der Häuserfront waren Wehrmachtsgefangene damit beschäftigt, irgendwelche Räumungsarbeiten durchzuführen. Für uns war es ein schockierender Anblick: „Deutsche Soldaten als Gefangene!“ Die russischen Posten versuchten uns sehr energisch verständlich zu machen, dass wir nicht weiter dürften und zurück müssten. Da wir natürlich die Aufforderung nicht verstanden, versuchte uns das einer der deutschen Gefangenen beizubringen. Also ging es zurück nach Hoofe bis zu einem möglichen Abzweig nach Grünwalde. Und gerade das hatten wir versucht zu vermeiden, denn es war ein langgezogener Ort an der Straße Landsberg/Heilsberg, der mit Sicherheit militärisch besetzt war.

Nach längerer Zeit und unter strapaziösen Bedingungen kamen wir am ersten Haus von Grünwalde an. Es war dem Dorf etwas vorgelagert. Viele Menschen hatten sich bereits dort niedergelassen um auszuruhen. Wir suchten auch eine Möglichkeit für eine kurze Rast; meist war dies nur auf dem schneebedeckten Frostboden möglich. Helmut setzte sich auf einen kleinen Strohhaufen, zog seine Beine ein und seinen langen Mantel über die Stiefel, die ihm bis dahin noch niemand entwendet hatte. Vermutlich hatte sie auch kein Russe bisher unter seinen langen Hosen entdeckt. Lederstiefel waren besonders begehrt, denn Russenstiefel bestanden allgemein aus Leinwand mit wenig Lederbesatz im Fußteil. Viele russische Soldaten trugen noch ihre Filzstiefel, die nicht einmal eine Laufsohle aus Leder hatten. Und bei dem aufgefahrenen Schlamm auf den Straßen war Filz schnell durchnässt.

Ein russischer Soldat, es könnte ein Sergeant gewesen sein, bewegte sich zwischen den Deutschen, aber gezielt nach Beute ausschauend. Nun wurde er fündig. Er entdeckte an Helmut die gut gepflegten Schaftstiefel, verschwand aber wieder. Kurz darauf kam er mit einem Paar Gummistiefeln zurück, bei einem fehlte die Spitze. Er warf sie Helmut hin, zog ihm die Lederstiefel aus und verschwand. Das war ein ungewöhnliches Verhalten, fast eine freundliche Geste. Andere hätten sicher die Stiefel genommen, und es wäre ihnen egal gewesen, dass Helmut bei Matsch und tiefem Frost nur noch in Socken weiterlaufen konnte.

Helmut und ich nahmen unsere Mitglie­derausweise von Hitlerjugend und Jungvolk aus unseren Taschen heraus und versteckten sie in einem Strohhaufen. Da wir uns bei Befragungen immer jünger machten, wollten wir verhindern, dass unser Geburtsdatum nachweisbar war. Um weiter in Richtung Reddenau gehen zu können, mussten wir durch das Dorf in voller Länge hindurch. Das war unter den unmittelbaren Bedingungen nicht einfach, eher gewagt. Wir mussten immer wieder stehen bleiben und vor den Militärtransporten und Militärangehörigen ausweichen. Befestigte Fußwege gab es in den Dörfern kaum, auch hier nicht. Es gab nur Schlamm auf der durch schwere Technik zerfahrenen Straße. So wie wir waren viele Deutsche unterwegs, um aus diesem Dorf wieder herauszukommen.

Als wir wieder einmal länger stehen bleiben mussten, umschlich ein älterer Soldat immer wieder unsere Mutter. Er hatte den Ehering bei ihr entdeckt. Das musste seiner werden! Ruhig ging er auf

Mutter zu, nahm fast zart ihre Hand, drehte mit etwas Zeitaufwand den Ring vom Finger und verschwand. Ein jüngerer Soldat hätte brutal den Ring in seinen Besitz gebracht. Selbst die Verletzung des Fingers hätte er in Kauf genommen. Erstaunlich war, dass vorher noch kein anderer Russe den Ring bemerkt hatte. Mutter meinte immer, sie bekäme den Ring nicht mehr vom Finger runter. Sie hätte ihn ansonsten wegstecken können.

Auf dem Weg durchs Dorf wurden wir wiederholt von Armeeingehörigen, meist mit höherem Dienstgrad, in Häuser geholt und unser Gepäck wurde nach Beute durchsucht. Dabei passierte einmal folgendes: Wir mussten der Reihe nach durch ein Haus durch und alles wurde durchwühlt. Dieses Mal war eine Frau in Offiziersuniform besonders aktiv und uns Deutschen gar nicht gut gesonnen. Sie schüttete meine Aktentasche aus, begutachtete sie und fand Gefallen daran. Ich wollte sie wiederhaben und den Inhalt wieder hineintun. Das gefiel ihr gar nicht. Mit einem Stiefeltritt in den Hintern wurde die Situation beendet. Im Weggehen versuchte ich noch einiges mitzunehmen, aber es galt: Schnell weg! Wir benötigten fast einen halben Tag, um durch Grünwalde hindurch zu kommen. Zu Grünwalde wäre noch zu erwähnen, dass es eine längere Abwehrschlacht gegeben haben musste, Im Dorf standen mehrere zerschossene Panzer beider Kriegsparteien. Das Dorf selber war kaum zerstört.

Es fing zu dämmern an. Wir hatten das Dorf verlassen und hielten Ausschau nach einer möglichen Übernachtung. Wählerisch konnte man nicht sein, wenn es um 18 Personen in der beginnenden Dunkelheit ging. In einer Entfernung von knapp zweihundert Metern von der Straße entfernt sahen wir in einer Wiesensenke einen Geräteschuppen stehen. Solche Schuppen gab es öfter. Die Bauern nutzten sie für die Unterbringung einfacher landwirtschaftlicher Geräte. Sie wurden direkt auf dem natürlichen Boden mit einfachen Baumstämmen und in der Regel Schwartenbrettern errichtet. Bald erreichten wir einen unbefestigten Fahrweg, der zu einem entlegenen Grundstück führte. Wir konnten von diesem Weg zu dem Schuppen gelangen. Dass der Fahrweg durch die Militärfahrzeuge zu einer zerfahrenen Schlammzufahrt geworden war, ist nur nebenbei zu erwähnen. Nicht weit von der Hauptstraße entfernt lag direkt an diesem Weg ein zerschossener Flüchtlingswagen, aber ohne tote Pferde und halb zur Seite gekippt. Er war auch schon geplündert. In gleicher Höhe, in der Fahrspur, lag ein getöteter Mensch, den die Fahrzeuge bei jeder Wegbenutzung immer tiefer in den Schlamm drückten und dabei zermalmten. Eigentlich konnte man nur noch an der Kleidung erkennen, dass es ein Mensch war.

Wir erreichten den Geräteschuppen, räumten ein wenig um, denn 18 Personen wollten wenigstens sitzend untergebracht werden. Es war bereits dunkel und wir waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Es dauerte nicht lange, da erschien eine kleine Gruppe Rotarmisten. „Ein Soldat sieht alles“; man hatte beobachtet, als wir zu dem Schuppen gingen. Die Soldaten leuchteten alle Gesichter ab, blieben vor einer der jungen Frauen stehen, einer schoss mit seiner Pistole ins Dach um uns in Angst zu versetzen, und mit den Worten: „Ich Kommandant, kommen Sie Frau, zwei Minuten Fickfick!“ wurde die Frau nach draußen geführt. Es war die jüngste Frau unter uns, so Mitte zwanzig. Sie nahmen sie trotz Nässe und Schlamm nach draußen und alle vergewaltigten sie. Das war der Beginn des Martyriums aller jüngeren Frauen unserer Gruppe, wobei gerade diese Frau auch in der nächsten Zeit immer wieder unter unzähligen Vergewaltigungen zu leiden hatte.

Wir ersehnten die Morgendämmerung, die im Februar ja sehr spät einsetzt. An Schlaf war kaum zu denken, wobei die Kälte mit tiefen Minusgraden wesentlich dazu beitrug. Bald starteten wir erneut in Richtung Reddenau, das von hier aus nur etwa 12 Kilometer entfernt war. An dem zerschossenen Flüchtlingswagen vorbei ziehend, konnten wir kaum noch etwas von dem zermalmten Menschen im Schlamm erkennen. Im Vorbeigehen nahm ich noch einen offen liegenden Pullover aus dem Wagen mit, der meiner Größe entsprach. Dieses Kleidungsstück trug ich dann viele Jahre, später mehr gestopft als original, es war letztlich der einzige Pullover den ich damals besaß. Die Erinnerungen an diesen Aufenthalt haben mich jedoch nicht anhaltend belastet. Wenn es ums Überleben geht, hakt man einzelne Geschehnisse schnell ab. Es zählt nur die unmittelbare Situation und die Angst vor dem was kommen könnte.

Gar nicht lange unterwegs, am Straßenabzweig Richtung Reddenau, wurde uns klar, warum wir vermutlich am vorherigen Tag von Hoofe nicht über Hanshagen/Petershagen gehen durften. Unmittelbar am Dorfrand von Petershagen hatte man eine große Funkstation aufgebaut. Sie nahm

annähernd die Fläche eines Fußballfeldes ein. Von Grünwalde kommend durften wir aber passieren. Wir näherten uns dem Ort bzw. Bahnhof Salvorschinen. An der Straße stand eine große Feldscheune, Tore wie üblich offen. Davor viel lockeres Stroh. Es war eine Einladung Rast zu machen und etwas zu essen. Unsere Hauptversorgung war zu dieser Zeit ein wenig Schinkenspeck mit dem Taschenmesser vom größeren Stück abgeschnitten und einige Ecken Brot aus unserem Überlebensgepäck. Das hatte man uns beim Durchwühlen unseres Gepäcks bisher nicht weggenommen. Übrigens: Das selbstgebackene Brot hält sich recht lange. Es trocknet eher aus und wird hart, als dass es schimmelt. Auf dem Stroh sitzend, wir waren wie meist nicht allein, denn andere rasteten auch, versuchten wir die nähere Umgebung zu erfassen. Kaum einen Meter von uns entfernt lag ein toter deutscher Soldat, leicht mit Stroh zugedeckt. Es könnten auch mehrere gewesen sein, aber das wollte man gar nicht genauer feststellen. Wir waren uns selbst am nächsten. Bereits das bisher Erlebte hatte uns schon so weit abgestumpft, dass wir den Toten nur für den Augenblick registrierten. Er war kein Grund sich woanders hinzusetzen oder mit dem Essen aufzuhören.

Nach dieser kurzen Rast ging es weiter Richtung Reddenau. Zum Glück gab es kaum noch geschlossene Dörfer an der Straße. Wir begegneten vielen Kühen, die bei Schnee in den Koppeln standen, ohne Fressen, die Euter prall mit Milch gefüllt. Es war ein mitleidvoller Anblick, viele Tiere waren auch bereits verendet. Ähnlich erging es den Pferden, aber mit dem Unterschied, dass gesunde Pferde gleich vom Militär mitgenommen und genutzt wurden. Pferdewagen bzw. Panzerwagen waren immer noch ein Hauptbeförderungsmittel der Roten Armee. Nur verletzte Tiere vegetierten vor sich hin. Vater ging auf ein Pferd zu, dem ein größerer Granatsplitter ein Stück Fleisch aus dem linken Hinterteil gerissen hatte. Er kannte sich ja mit Pferden aus, so dass es ihm auch ohne Zaumzeug vertrauensvoll folgte. Einen Teil unseres Gepäcks hängte er dem Pferd über den Rücken und erst unmittelbar vor Reddenau überließ er es wieder seinem Schicksal.

Wir hatten Reddenau erreicht, gingen aber nicht gleich ins Dorf. Etwas vorgelagert vor dem geschlossenen Dorf war ein kleines Gehöft, es wirkte wie eine Kate mit Nebengelass. Wir kannten es schon aus der Zeit, als wir vorübergehend in Reddenau lebten. Über dieses Anwesen gab es immer schon Legenden. Tatsache war, dass dort zwei ältere Brüder lebten, die niemanden auf den Hof bzw. in das Haus ließen. Gelegentlich zeigte sich jemand an der geöffneten Hoftür. Es sollte dort mysteriös zugehen. Genaues wusste aber niemand, auch die Dorfjungen in meinem Alter nicht. Die Brüder verhielten sich wie Eremiten und hielten kaum Kontakt zu Nachbarn. Wie sie sich von dem bisschen Land, das sie hatten, ernähren konnten, war ebenso schleierhaft. Nun klärten sich einige Dinge auf, die bisher rätselhaft schienen. Diese Brüder lebten noch nach alten überlebten Normen und Gewohnheiten, die uns tatsächlich fremd erschienen. Die Grundausrüstung der Küche bestand noch aus Kupferkesseln und den dazu passenden Küchenutensilien wie im jüngeren Mittelalter. Also war doch an dem Dorfgerede etwas dran.

Von den sich im Haus aufhaltenden Menschen, es waren viele, konnten wir auch nicht erfahren, wie die Lage im Dorf war. So beschlossen wir weiter ins Dorf zu gehen, zum Haus unserer nicht besonders geliebten Bäuerin, Frau Kohn. Das Grundstück lag gleich am Ortsanfang und war somit schnell zu erreichen. Das Dorf war, wie auch schon Grünwalde, vollgestopft mit Militär. Alles weckte Unbehagen und Angst bei uns. Wir sahen, wie die ersten jungen Frauen zusammengetrieben und für Transporte in die Sowjetunion formiert wurden. Dabei mussten sie tagelang zu Fuß zu den Sammelpunkten gehen, kaum gepflegt und ohne vernünftige Kleidung. Die Straßen versanken im Schlamm, nachts war tiefer Frost. Aus dem Nebenhaus hat man einer jungen Mutter das Kind aus den Armen genommen, einer alten Frau auf den Schoß gesetzt, und auch sie musste mit. Wie unmenschlich! Diesen Kommandos ging es nur um die Erfüllung ihrer zahlenmäßigen Vorgaben. Verbunden mit dem Hass auf die Deutschen, war jedes Mittel recht. Vielleicht hatten sie aber auch Vergleichbares von den Deutschen in Russland erfahren.

Unser ehemaliges Zimmer im Haus Kohn war voller Menschen, die meist auf dem Boden lagen. Wenn russische Soldaten rein kamen, stellten sich die meisten schlafend. Man wollte so den Blickkontakt vermeiden. Die jüngeren Frauen trugen Kopftücher bis weit ins Gesicht gezogen, um wie alte Frauen zu wirken. Wiederholt wurde Helmut nach seinem Alter gefragt. Ob man in ihm einen Wehrmattsangehörigen vermutete oder ob man ihn auch in die Sowjetunion verschleppen wollte, war nicht erkennbar. Er gab sein Alter immer mit 13 Jahren an, statt mit 15, und ich behauptete, elf Jahre alt zu sein. Bei meiner Körpergröße war das glaubhaft. In der kurzen Zeit, in der wir uns in

Reddenau aufhielten, gab es keine größeren Belästigungen und Schikanen. Uns war aber klar, dass wir hier nicht bleiben konnten und wir eine Bleibe außerhalb des Ortes finden mussten.

Jetzt bei Tageslicht, schien es uns zu gewagt, das Dorf in seiner vollen Länge zu passieren. 18 Menschen in einer geschlossenen Gruppe fielen letztlich auf. Die Erlebnisse in Grünwalde hatte Spuren hinterlassen. Da wir ja alle Möglichkeiten im Umkreis des Dorfes kannten, entschieden wir uns für ein Gehöft außerhalb des Dorfes abseits von der Straße. An einem landwirtschaftlichen Fahrweg Richtung Albrechtzdorf gab es zwei beieinander liegende größere Gehöfte, reichlich 2 Kilometer von uns entfernt. Das eine gehörte zwei Brüdern, zufällig auch mit dem Namen Kohn, wie unsere Bäuerin, sie waren aber nicht miteinander verwandt. Ich war schon einmal vor längerer Zeit dort und hatte fehlgeleitete Post hin gebracht. Ich war somit mit der Lage des Grundstücks vertraut.

Bis zur Dämmerung war es noch lang und unter den unmittelbaren Bedingungen zog sich die Zeit endlos hin. Wir hatten somit auch Gelegenheit, das uns bekannte Umfeld etwas näher zu betrachten. Vor dem Haus lag ein Großteil unserer Kleidung, die wir noch von Eydtkau gerettet hatten. Sie war meist zerfetzt oder in den Schlamm getreten. Dieser Anblick tat weh. Wir hatten auch von Eydtkau unsere „Sparhexe“ mitgenommen, ein kleiner Herd, der auf einen anderen aufgesetzt werden kann und wenig Brennmaterial verbraucht. Diesen kleinen Herd hatten Zufluchtsuchende aus dem Haus auf Ziegelsteine gesetzt, unmittelbar vor dem Haus, und mit einem angesetzten Rohr statt eines Schornsteins als Feuerstelle genutzt. Eine junge Frau hatte gerade einen großen Topf mit Kartoffeln aufgesetzt und war mit dem Feuer beschäftigt. Ein junger russischer Soldat, nicht sehr vertrauenerweckend, ging auf sie zu und sagte etwas in Russisch. Couragiert versuchte die Frau auch etwas zu sagen, sicher wollte sie nur ihre begründete Angst überspielen. Ohne besonderen Anlass trat der Soldat mit dem Stiefel auf sie ein, sie fiel in den Schlamm, und dann passierte das gleiche mit dem Herd und den Kartoffeln. Es schien, als hasste dieser Mensch alles, was „deutsch“ war.

In Vorbereitung unserer Aufbruchs fassten wir den Entschluss, dass ich mit der jungen Frau und dem wenige Monate alten Baby im Kinderwagen versuchen sollte, abseits der Straßen, quer über die verschneiten Wiesen und Felder, zu dem Gehöft zu gelangen. Allerdings sollte ich, wenn der Kinderwagen über die größten Hügel hinweg war, auf dem gleichen Weg zurückkommen. Dies gelang wie gedacht. Trotz der vielen Russen um uns herum, beachtete man uns kaum. Es war sehr anstrengend unter diesen Geländebedingungen mit dem Kinderwagen voranzukommen. Als wir, begünstigt durch das hügelige Gelände, vom Dorf nicht mehr zu sehen waren, kehrte ich um. Meine Aufgabe war erfüllt. Auf diesem Weg bei Dunkelheit zu den Gehöften im Abbau zu gelangen, schien möglich.

Nun geriet ich in eine Situation, die noch heute so fest in meiner Erinnerung gespeichert ist, dass ich die Bilder wiederholt vor Augen habe, als wäre das Ganze eben erst passiert. Ich war auf dem Rückweg aus dem hügeligen Gelände und ging auf die Gebäude zu, in denen die Anderen warteten. Ein Soldat, etwas weniger als hundert Meter entfernt, sah mich im offenen Gelände, nahm seine Maschinenpistole, entsicherte sie, kniete sich in den Schnee, und zielte auf mich. Instinktiv setzte ich meinen Weg im bisherigen Tempo in seine Richtung fort und ließ keine Angst erkennen. Als ich bei ihm ankam, schulterte er seine MPi und führte mich ins nächstliegende Haus, da er mich wohl für einen Spion hielt. Das Haus war voller Soldaten. Alle betrachteten mich. Aber jetzt geschah etwas, was ich nicht erwarten konnte. Man stellte mir eine große Schüssel Fleisch auf den Tisch und ich sollte mich satt essen. In dieser Situation hatte ich weder Hunger noch Appetit, aß aber ein wenig. Man schob mir sogar einen Stuhl hin, damit ich mich setzen konnte.

Nach einer Weile erschien ein Soldat, der gut deutsch sprach. Ich schilderte ihm meine Situation und unmittelbar danach nahm ein anderer Soldat seine Waffe und ging in die Richtung, aus der ich gekommen war. Nach geraumer Zeit kam er mit der jungen Frau und dem Kinderwagen zurück. Sie durfte gehen, ich blieb in der Obhut der Soldaten, schien aber jetzt glaubwürdig und war vom Verdacht, ein Spion zu sein, befreit. Es verging wieder eine längere Zeit. Ich wurde nach draußen geführt. Dort erwartete mich der deutsch sprechende Soldat mit einem Offizier höheren Dienstgrades. Sie sprachen miteinander. Scheinbar war der Aspekt Spion zu sein, doch noch nicht ganz beendet. Ich musste meine Taschen entleeren, dabei kam das Kabelmesser zum Vorschein, das ich

seiner Zeit bei der Sprengung der LKWs am Ortsrand eingesteckt hatte. Dies war dann Anlass für ein längeres Gespräch zwischen dem Soldaten und dem Offizier. Dabei fiel das Wort „Soldat“. Ich fühlte mich irgendwie als Soldat bezeichnet und erklärte, dass ich in meinem Alter kein Soldat sein kann und erläuterte, wo ich das Messer herhatte. Aber weil ich das Wort „Soldat“ verstanden hatte, das vermutlich im Russischen ebenso hieß, war man nun der Meinung, dass ich russisch sprechen bzw. verstehen müsse. Wieder eine völlig neue Situation, die sich aber bald zum Guten wendete. Ich wurde befragt, wo meine Eltern zu finden seien. Nun führte ich Dolmetscher und Offizier ins etwa fünf Minuten entfernte Haus. Der Offizier und Dolmetscher sprachen mit meinem Vater. Im Prinzip lieferten sie mich unbeschadet bei meinen Eltern ab mit der deutlichen Ermahnung, dass ich mich unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht außerhalb des Hauses aufhalten solle. Undenkbar! Auch das gab es. Das Verhalten und Handeln dieser sowjetischen Soldaten passte so gar nicht zu meinen bisherigen Erfahrungen. Aber wir sollten es später auch anders erfahren.

Nach dieser Begebenheit hatten wir nun folgenden Plan: Wir brechen bei fortgeschrittener Dämmerung auf, werden die Dorfstraße weitgehend meiden und vorwiegend durch die Vorgärten der Häuser gehen. Bis zum Dorfende war es etwa ein Kilometer. Das Vorwärtskommen unter den unwegsamen Bedingungen, dazu 18 Personen, Kinderwagen, Kleinkinder und ältere Menschen, war zeitaufwendig, aber diesmal ging unser Plan auf. Vom Dorfende bis zum Gehöft Kohn auf dem Abbau war es etwa auch ein reichlicher Kilometer, aber es gab den befestigten Fahrweg dorthin und keine Russen. Es war endgültig dunkel geworden und wir erreichten problemlos das Anwesen.

Was erwartete uns nun dort? Auch hier hatte sich eine größere Menschengruppe niedergelassen. Unter ihnen waren noch ein früherer Knecht des Bauern und die „Wirtschafterin“, eigentlich wäre die Bezeichnung Magd richtiger. Es war eine noch relativ junge Frau, die mit ihren strähnigen roten Haaren und ihrem gesamten Äußeren ungepflegt wirkte. Ich erwähne es ungern, aber sie blieb von Vergewaltigungen weitestgehend verschont. Da wir nur ein Dach über dem Kopf bzw. eine Bleibe haben wollten, war unser Ziel vorerst erfüllt. Wir schliefen einfach auf dem Fußboden, zusammengedrängt in einem großen Zimmer und in der relativ großen Wohnküche. Andere Räume blieben ungenutzt. Auch hier galt: In einer großen Gruppe fühlt man sich sicherer.

Am nächsten Morgen bei Tageslicht erfassten wir als Erstes das Umfeld des Gehöftes. Die Scheune und ein Teil der Stallung waren abgebrannt. Es stand nur noch ein Stall, in dem früher die Kühe und Pferde untergebracht waren. Auf dem Hof, unweit vom Wohnhaus, lag ein totes Pferd. Ein Hund lief eingeschüchtert, fast apathisch auf dem Hof herum. Aus Hunger versuchte er die Pferdeschnauze anzufressen. Die war gefroren und er hatte nur wenig Erfolg. In dem noch vorhandenen Stall befand sich eine vom Hof abgewandte Tür. Unmittelbar neben der Tür an der Außenwand saß ein toter russischer Soldat. Er muss schwer verwundet seinen Verletzungen erlegen sein, denn Beine und Arme waren in voller Länge in durchblutete Binden gehüllt. Da der Boden tief gefroren war, hatte man ihn sicher nicht beerdigen können. Andererseits waren wir verwundert, dass er nicht zu einem Sammelpunkt gebracht worden war und hier einfach abgelegt wurde. Wiederholt wurden wir von russischen Soldaten zur Rede gestellt, warum der tote Soldat dort sei. Wir wurden sogar mehrmals verdächtigt, ihn getötet zu haben. Solange wir uns auf diesem Gehöft aufhielten, wurde er nicht abtransportiert.

Auf einer am Gehöft angrenzenden Viehkoppel lagen etwa 40 tote Kühe. Sie haben sicher die Strapazen nicht überlebt, denn sie hatten keine sichtbaren Verletzungen. Mit den Stallungen war auch das gesamte Feuerungsmaterial für den Winter verbrannt. Gefeuert wurde vor allem mit Torf, den die Bauern meist selber auf ihren Wiesen stachen. Auf dem Nachbargrundstück, knapp hundert Meter von uns entfernt, war alles intakt und wir versorgten uns von dort. Direkt am Verbindungsweg dorthin lag ein gefallener deutscher Soldat. Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, als hätte man ihn aufgebahrt. Die Stiefel hatte man ihm ausgezogen. Irgendwie wirkte das seltsam, bei der Kälte nur in Socken so daliegend. So können sicher nur Kinder denken.

Im Haus des Nachbargrundstücks hatten auch viele Menschen Unterschlupf gesucht zu denen wir allerdings wenig Kontakt hatten. Man traute sich kaum aus dem Haus und wollte auch vermeiden, gesehen zu werden. Das lockte immer vagabundierende Russen an. In der Küche hatte bald die Mutter unserer Bäuerin, Frau Langhans, das Heft an sich gerissen. Das war bei ihrer herrschsüchtigen Art nicht anders zu erwarten. Gekocht wurde meist im größten Kochtopf für alle im Haus. Da

die Bauern allgemein Selbstversorger waren, fanden wir in den ersten Wochen genügend Vorräte. So gab es kaum Probleme mit Zutaten für Eintöpfe und Ähnlichem. Die Keller waren voll mit Kartoffeln, Kohl und anderem Gemüse. Auf den Hausböden lagerte meist Roggen und nicht selten bereits geschrotetes Getreide, sprich grobes Mehl. Auch fand man in der ersten Zeit noch recht viel gepökelttes Fleisch vom Schwein. Damit wussten die Russen nicht viel anzufangen, allerdings kippten sie die Fässer samt Inhalt oft um. Mit dem Umkippen ging auch die Salzlake verloren. Da wir nur selten Salz fanden und die Lake zum Salzen des Essens genommen wurde, gab es bald Engpässe. Doch in diesem Überlebenskampf ging es nur um die Grundversorgung, die war letztlich gesichert. Die Versorgungssituation änderte sich schlagartig, wenn wir aus den jeweiligen Häusern grundlos vertrieben wurden und uns anderswo Unterkunft suchen mussten. Obwohl ich ja als Kind ein ausgeprägt schlechter Esser war, habe ich von einem Tag zum anderen gelernt, dass man alles essen kann, sogar ohne Salz und andere Gewürze. Das hat mich für mein späteres Leben geprägt.

Für die Rote Armee war der Einmarsch nach Ostpreußen ein Einmarsch ins Schlaraffenland. Die Ställe waren voll Vieh, die Speicher und Hausböden voll Getreide, die Keller und Mieten lieferten bis in den Sommer hinein Kartoffeln und die Scheunen waren z. T. auch noch voll mit ungedroschenem Getreide. Hinzu kamen das Federvieh: Hühner, Enten, Gänse. Daher nahmen uns die russischen Soldaten bei ihren Plünderungen kaum Esswaren weg.

In der ersten Zeit verging kaum ein Tag, wo wir nicht durch Russen belästigt wurden. Meist ging es darum, junge Frauen und Mädchen zu vergewaltigen und das häufig in größeren Gruppen und mit „Schlangestehen“. Immer wieder waren es bei uns zwei junge Frauen, die diesem Martyrium ausgesetzt waren. Nicht selten kamen die Russen auch nachts. Bei den vielen Menschen, die wir auf dem Fußboden lagen, wurde mit Taschenlampen nur das Gesicht angeleuchtet ob es eine Frau war und sofort wurde die Betreffende in Anwesenheit aller vergewaltigt. Es wurde keine Ausnahme gemacht, auch die Hochschwangere, die kurz vor der Entbindung stand, wurde nicht verschont.

Diese Situation war unser Alltag, aber es sollte noch schlimmer werden. Es war der 13. Februar 1945, ein Dienstag, ich glaube, es war Fastnacht. Der Tag ging zur Neige, es fing bereits an zu dämmern. Unser Gehöft war etwa hundert Meter vom wenig genutzten Fahrweg nach Albrechtshof entfernt. Von Albrechtshof kommend bewegte sich eine Gruppe Männer mit Bewachung und einem Schäferhund in Richtung Reddenau. In der Höhe der Zufahrt zu unserem Gehöft machten sie Halt. Es war wieder so ein Kommando, welches Männer für einen Transport in die Sowjetunion zusammen trieb. Zwei Soldaten kamen zu uns ins Haus und forderten alle Männer auf, sich anzukleiden, Verpflegung mitzunehmen und den Soldaten zu folgen.

Ein schnelles Verstecken in der Stallung oder im Haus war aussichtslos, da der Hund mit Sicherheit jeden aufgespürt hätte. Es war auch nicht auszuschließen, dass sie den Betreffenden, den sie aus dem Versteck geholt hätten, auf der Stelle erschossen hätten. Ein Menschenleben galt zu dieser Zeit nichts. Bei uns wurden fünf Männer mitgenommen. Unter ihnen waren auch der Schwager unserer Bäuerin, den sie aus der Irrenanstalt entlassen hatten, unser Vater und zwei ältere Männer, die bereits das 70. Lebensjahr überschritten hatten. So schnell verlor ich meinen Vater! Es war ein Abschied für immer. Die zwei siebzigjährigen Männer kamen nach einigen Tagen zurück. Sie erzählten folgendes:

Sie wurden zu Fuß bis Rastenburg gebracht, die Stadt lag etwa 60 Kilometer östlich von uns entfernt und gehörte schon zu Masuren. Für die Unterbringung wurde das dortige Gefängnis genutzt. Sie wurden einzeln verhört und für die Transporte formiert. Bis zu 30 Zivilgefangene wurden in dieser Zeit in einer Zelle untergebracht. Unser Vater hat mit seinen Russischkenntnissen wohl noch gedolmetscht. Weil er nicht schnell genug übersetzt hatte, erhielt er Schläge. Das ist die letzte Information, die wir von seinem Verbleib haben. Helmut hatte Glück. Obwohl er schon 16 Jahre alt war, sich aber jünger gemacht hatte, nahm man ihn nicht mit.

Fast alle Männer im arbeitsfähigen Alter sind in die Sowjetunion verschleppt worden. Bei Frauen war der Anteil geringer und die Aktion wurde auch früher beendet. Spätere Aktivitäten durch uns über den Suchdienst des DRK etwas über den Verbleib oder den Tod unseres Vaters zu erfahren, brachten keinen Erfolg. Selbst jetzt nicht, nach Öffnung der Archive in der früheren Sowjetunion.

Wir gehen davon aus, dass Vater den Strapazen gesundheitlich nicht gewachsen war. Er hatte von jeher mit Magenproblemen zu tun und bekanntlich sind nur wenige dieser Menschen lebend zurückgekommen.

Wie ging es dann mit uns weiter? Am Folgetag wurde auf unserem Nachbargrundstück eine Art Lazarett bzw. Pflegestation für zusammengetriebene Rinder eingerichtet. Das bot sich an, da noch alle Gebäude intakt waren und genügend Futter zur Verfügung stand. Dazu wurden die noch verbliebenen arbeitsfähigen Männer und Frauen aufgefordert, die Tiere zu versorgen. Hierbei gab es keine Altersbeschränkungen, so dass auch Helmut dabei war. Ich wurde auch befragt, verneinte aber mit einem Kopfschütteln. Diese Männer und Frauen wurden bewacht und genossen somit Schutz vor Übergriffen durch andere. Einen Tag früher und wir hätten unseren Vater nicht verloren.

Dieses Bewachungspersonal bestand aus meist älteren Soldaten, die in ihrem Verhalten uns gegenüber menschlich waren. Als der eine Soldat sah, dass bei uns ein nur wenige Wochen alter Säugling war, trieb er eine Milchkuh zu uns herüber, die wir aber verstecken sollten. Das gelang uns auch. Im Stall war ein kleiner Abschlag, von Heu verdeckt. Dort kam die Kuh hinein und von außen wurde alles mit Heu und Stroh zugepackt. Zum Glück verhielt sich das Tier ausgesprochen ruhig und wir hatten für eine Übergangszeit Milch. Als die Pflegestation dann ins Dorf verlegt wurde, holte man die Kuh natürlich wieder ab. Dass dieser Soldat ein so hohes Risiko eingegangen ist, muss man heute noch anerkennen. Ansonsten wurde das kleine Geschöpf nur mit dünnem schwarzen Kaffee und Tee ernährt. Die Mutter konnte wohl nicht stillen.

Eines Tages schleppte sich ein älterer Mann ins Haus, er stammte aus Reddenau. Er sagte zu uns auf plattdeutsch: „Eck komm her, tom starwe!“ Das heißt auf Hochdeutsch: „Ich komme her, um zu sterben.“ Und er ergänzte: „Stellt mir einen Eimer Wasser hin, ich habe nur Durst!“ Er legte sich auf eine freie Stelle auf den Fußboden und lebte, wenig sprechend, nur noch einige Tage. Er war zum Schluss zu schwach, um überhaupt aufzustehen und seine Notdurft zu verrichten, ließ alles unter sich und dann wurde es ruhig. Er war tot! Bald danach wurde eine Leiter beschafft, er draufgelegt und zu einem in unmittelbarer Nähe stehenden Strohschober gebracht. Dort hatte die Wehrmacht kleine Schützenlöcher ausgehoben. In eins wurde er hineingelegt. Eine andere Möglichkeit, ihn zu begraben, gab es nicht. Der Boden war immer noch hart und tief gefroren. Mich hat diese unmittelbare Konfrontation mit dem Sterben eines Menschen, das direkte Erleben, belastet. An Tote hatte man sich schon gewöhnt, aber das hier war doch etwas anderes. Als es darum ging, den Toten auf die Leiter zu legen und wegzutragen, da besann ich mich auf mein Alter und wollte wieder Kind sein. Ich kniff!

Wir lebten ohne Zukunftspläne, immer nur für den unmittelbaren Tag und die akute Situation. Im Prinzip saßen wir still auf unseren Stühlen, redeten kaum und warteten auf das nächste Ereignis. Ich sehe immer noch, wie die Kinder mit ihren Fingern spielten, auch sie wirkten apathisch und der kindliche Spieltrieb war vollkommen unterdrückt.

In einer Nacht ereignete sich Folgendes: Unser Haus hatte eine zweiflügelige Eingangstür. Ein Türflügel fehlte. Im relativ großen Vorraum des Hauses war der Zugang zum Keller. Die Kellertreppe war eigentlich mit einer Klappe abgedeckt. Diese Klappe fehlte, wir hatten uns daran gewöhnt und sahen für uns keine unmittelbare Gefahr. Auf dem Grundstück hielt sich wiederholt ein durch Futtermangel heruntergekommenes und leidendes Pferd auf. Da es nachts sehr kalt war, versuchte es durch die fehlende Tür ins Haus Schutz zu suchen. Durch das Gepolter wurden wir aufgeschreckt, erwarteten aber vagabundierende und nach Beute suchende Russen. Zum Glück war es auch dieses Mal nur wieder das Pferd.

Wir waren uns zwar bewusst, dass das Pferd bei den sich wiederholenden Hausbesuchen in den Keller stürzen könnte, uns fehlte aber der Antrieb nach einer Abdeckung zu suchen. Und dann passierte das, was letztlich zu erwarten war. Das Pferd stürzte rückwärts die Treppe hinunter, die im unteren Bereich noch einmal die Richtung änderte. Immer und immer wieder versuchte das Pferd sich aus dieser Lage zu befreien, aber es verklemmte sich mehr und mehr. Wir waren machtlos und konnten nicht helfen. Ich habe immer noch vor Augen, wie es zu Beginn häufig den Kopf hob, das aber immer weniger wurde und uns flehend ansah. Nach mehreren Tagen verendete das arme Tier und wir standen vor der Frage, wie wir den Kadaver dort weg bekommen. Ein

Pferd ist schwer und dieses war dazu noch total verklemmt. Zu Beginn stiegen wir immer über das tote Pferd hinweg, wenn wir Kartoffeln aus dem Keller holen wollten, auch das war schon beschwerlich. Wir waren uns darüber einig, dass das Pferd aus dem Haus muss, wenn es weiterhin bewohnbar bleiben sollte.

Da Bauern, die Frauen eingeschlossen, auf dem Dorf mit so mancher schwierigen Situation groß geworden sind und grundsätzlich nicht zimperlich sein durften, wurde entschieden, das Tier zu zerlegen und stückweise aus dem Keller zu tragen. Das war kompliziert, da die Treppe relativ eng war, um die Ecke ging und die Lage des Pferdes wenig Bewegungsfreiheit zum Arbeiten ließ. Auch hier versuchte ich mich zu drücken. Die Initiative übernahm der von Rastenburg zurückgekommene Bauer Langhans, der das Pferd zerlegte und den Transport der Pferdestücke bewältigten zwei junge Frauen. Als Behältnis diente eine große Wanne. Bis auf die Eingeweide, die stanken und Brechreiz auslösten, ließ sich alles andere geruchsmäßig ertragen. Jedenfalls wurde das Pferd in transportfähige Stücke gesägt, aus dem Keller entfernt und wir hatten wieder einen freien Zugang. Selbstverständlich fand sich danach auch etwas für die Abdeckung der Kellertreppe.

Es könnte die letzte Februarwoche gewesen sein, da kamen wieder mehrere Soldaten, z. T. mit niederem Dienstgrad, und forderten uns auf, das Haus zu räumen. Einen Grund gab es eigentlich nicht, denn es ging ihnen nicht darum, Quartier für einen größeren Trupp vorzubereiten. Das war wieder eine der typischen Schikanen. Wie schon vorher, so hieß auch diesmal die Zielorientierung: Bartenstein. Einen anderen Ort schienen die Russen wohl nicht zu kennen. Wir bereiteten uns für das Weggehen vor, das war ja nicht sehr zeitaufwendig. Schnell wurde noch Milch aus dem letzten Bestand aufgekocht und in eine Thermosflasche gefüllt. Die Flasche wurde dem Säugling in den Kinderwagen gelegt und nun sollte es losgehen, natürlich wieder ins Ungewisse. Da fing das Kind fürchterlich an zu weinen und zu schreien und ließ sich nicht beruhigen. Wie üblich wurde es noch einmal aus dem Kinderwagen genommen und dann wussten wir auch, warum das Kind nicht zu beruhigen war. Die Thermosflasche hatte sich geöffnet, die kochend heiße Milch hatte das Kind am Bauch bis hin zum Rücken verbrüht. Und das setzte sich fort bis zum Oberschenkel und einem Oberarm. Wir meinten, es war ein Viertel bis ein Drittel der Körperfläche. Als die Russen das sahen, winkten sie ab und wir durften bleiben.

Was tun in dieser Situation? Die Möglichkeiten einer medizinischen Versorgung gab es nicht. Die verbrühte Haut wurde nur mit konzentriert aufgebrühter Kamille abgetupft und Mull von den textilen Windeln aufgelegt. Bald löste sich die gesamte verbrühte Haut und es war nur noch offenes Fleisch. Unsere Mutter erinnerte sich, dass ihre Eltern in ihrer Kindheit von der Milch abgeschöpfte Sahne in einem Tiegel bei relativ großer Hitze eingedampft hatten und als eine Art Salbe verwendet hatten. Das wurde dann auch so praktiziert. Zumindest klebte der Mull nicht mehr wie bisher fest und es begann tatsächlich der Heilungsprozess, die verbrühten Bereiche wurden langsam kleiner. Es vergingen aber einige Monate bis zur Ausheilung, aber das Kind hat, trotz der Entbehnungen in dieser Zeit, überlebt. Zurück blieb nur eine großflächig vernarbte Haut.

Unsere Vertreibung aus dem Haus hatte sich durch diesen Vorfall aber nur verzögert. Es könnte bereits Anfang März gewesen sein, da mussten wir letztlich doch aus dem Haus und erneut ins Ungewisse aufbrechen. Es ging wieder zurück in Richtung Landsberg/Hoofe. Die Straßen- bzw. Wegebedingungen zwangen uns, die befestigten Straßen zu benutzen. Militärtransporte in größerer Konzentration gab es nicht mehr, die Straßen waren meist frei. Wir befanden uns bereits auf der Straße von Bartenstein nach Landsberg, da hatten wir folgendes Erlebnis: Neben dem Kinderwagen hatten wir jetzt noch einen kleinen Handwagen, auf ihm war ein Teil unseres Gepäcks. Obendrauf wurde der kleine 4jährige Neffe unserer Bäuerin gesetzt. Für uns war solch Tagesmarsch schon eine Strapaze, für so ein Kind nicht zu bewältigen. Unserem Werner mit sechs Jahren wurde der Fußmarsch aber schon zugemutet. Von hinten, aus Richtung Bartenstein, kam ein Militär-LKW, ein Pritschenfahrzeug mit aufgesessenen Soldaten. Obwohl wir uns schon ganz rechts am Straßenrand bewegten, nahm uns der LKW voll aufs Korn mit der Absicht, uns zu rammen. Wir, die wir zu Fuß neben dem Wagen gingen, konnten zur Seite springen, aber der Handwagen wurde voll erwischt und flog in hohem Bogen in Richtung Straßengraben. Den kleinen Jungen oben drauf schleuderte es auch fort, aber er blieb unverletzt. Mit einem Freudengebrüll der aufgesessenen Soldaten fuhr der LKW in Richtung Landsberg davon. Wir hatten wieder einmal Glück, dass uns nichts Ernsthaftes passiert war.

Einige Kilometer weiter und zu fortgeschrittener Tageszeit wurde die Mutter des kleinen Säuglings immer unruhiger, das Kind musste versorgt werden. Es ging eigentlich nur darum, einfachen schwarzen Kaffee warm zu machen. Wir näherten uns einem Haus, welches nur etwa 50 Meter von der Straße entfernt war. Aus dem Schornstein kam Rauch, also musste es bewohnt sein. Die junge Mutter fasste Mut und ging mit ihrem Vater in unsicherem Gefühl auf das Haus zu. Wir warteten ab. Nach einer längeren Zeit kamen beide in Begleitung eines älteren russischen Soldaten zurück. Er hatte eine große Teekanne mit heißem Tee bei sich und versorgte uns alle damit. Anschließend sollten die zwei Männer, die einzigen alten, die noch übrig geblieben waren, mit ihm mitgehen. Wir hatten gemischte Gefühle und wussten nicht, was er vorhatte. Nach dem eben Erlebten glaubten wir aber nicht an etwas Böses. Es verging eine ganze Weile, da kamen unsere Männer zurück, einer trug einen gefüllten Sack auf dem Rücken. Was kaum wahr sein konnte, der Sack war gefüllt mit russischen Proviantbrot. Das sind überdicke Brotscheiben, die irgendwie geröstet und damit haltbar gemacht worden waren. Das Brot war zwar z. T. nass, es muss Regen abbekommen haben oder lag in einer Pfütze, aber wir konnten es in einem neuen Quartier trocknen und hatten somit für einige Tage Proviant. Dies war wieder einer der kaum glaubhaften Widersprüche dieser Zeit. Ich kann wieder nur sagen: Auch das gab es!

Wir setzten unseren Weg ins Ungewisse fort, die Tageszeit war fortgeschritten und wir mussten an eine mögliche Bleibe denken. Städte wollten wir meiden, andererseits waren wir nur noch etwas weniger als zwei Kilometer von Landsberg entfernt. Ein Wegweiser nach Peisken bzw. Kleipeisken gab einen Hinweis auf eine Übernachtungsmöglichkeit. Peisken war ein großes Gut mit allem, was zu einer Ansiedlung dazugehörte. Direkt am Fahrweg dorthin stand in wenigen hundert Metern Entfernung von der Straße ein einzelnes Haus. Es schien unbewohnt und könnte eine mögliche Unterkunft werden. Wir gingen auf direktem Weg dorthin und fanden tatsächlich bewohnbare Räume, die nur wenig verwüstet waren. Ein Teil des Hauses war durch einen Granattreffer merkbar zerstört, aber zwei Zimmer und die Küche waren bewohnbar. Trotzdem zogen wir uns alle in einen Raum zurück. Es gab uns wie bisher ein Gefühl größerer Sicherheit. Wir waren zu dieser Zeit 15 Personen. Eine junge Frau mit ihrer etwa 8jährigen Tochter hatte sich von irgendwo kommend unserer Gruppe angeschlossen. Sie stammte aus Landsberg und hatte früher als Familienbetrieb ein kleines Fuhrunternehmen. Im Haus fanden wir wie bisher meist Kartoffeln und Mehl für die Grundversorgung. Auch fanden wir im Umfeld einen eingepökelten Schweineschinken, der in voller Größe gekocht eine Beilage zu unserem Russenbrot wurde. Natürlich hatte auch hier die alte Frau Langhans die Gewalt über die Küche und herrschte über alles, was damit im Zusammenhang stand.

Am nächsten Morgen erforschten wir wie üblich das unmittelbare Umfeld. Gleich hinter dem Haus war ein Gelände mit tiefen Bodensenken, Steilwänden und Buschwerk. In normalen Zeiten das Richtige zum Verstecken spielen. Wenn ich mich recht erinnere, hatte man dort früher Ton für eine Ziegelei abgebaut. Ein Trampelpfad führte in dieses unwegsame Gelände, das wir auch nach etwas Verwertbarem absuchen wollten. Nur wenige Meter entfernt, in der ersten Senke, lag eine getötete junge Frau. Die Kleidung war vom Unterleib gerissen, vermutlich hatte man sich brutal an ihr vergangen. So einen Anblick vergisst man nicht, und doch gehörte er zum damaligen Alltag.

Wir lebten dort die ersten zehn Märztag. Mit dem, was wir im Haus fanden, waren wir versorgt. Es war auch Roggenschrot im Haus, so dass auch Brot gebacken werden konnte. Da alle gemauerten Küchenherde auch über einen Backofen verfügten und Feuerungsmaterial auf den Grundstücken zu finden war, gab es da kein Problem. Es dauerte aber nicht lange, da hatten uns die Russen wieder aufgestöbert. Das war ja auch recht einfach, denn wir verrieten uns durch den meist qualmenden Schornstein. Nach kurzer Zeit bekamen wir täglich „Besuch“ durch einen eigentlich friedlich wirkenden Russen. Er kam zu seiner täglichen Vergewaltigung der immer gleichen Frau. Später brachte er noch einen Begleiter mit. Wir verließen wie auch anderswo kaum das Haus, um niemanden auf uns aufmerksam zu machen. Täglich früh kam eine gepflegte Zweispännerkutsche an unserem Haus vorbei. Ein hoher sowjetischer Offizier ließ sich zu seiner Dienststelle nach Landsberg fahren. Abends ging es dann zurück. Er hatte vermutlich sein Quartier auf dem Gut in Großpeisken. Der befestigte Fahrweg neben unserem Gehöft war für ihn die wohl kürzeste Verbindung.

Als die Belästigungen der Frauen immer unerträglicher wurden, fassten einige Frauen den Mut und

wollten sich eines Tages bei dem hochrangigen Offizier beschweren. Man konnte davon ausgehen, dass er möglicherweise Befehlsgewalt über die in Landsberg oder Umgebung stationierten Truppen hatte. Und so passierte Folgendes: Als sich die Kutsche eines Morgens wieder unserem Haus näherte, gingen einige Frauen auf den Wagen zu und baten um Halt. Ich war auch dabei! Die Frauen trugen ihm ihr Anliegen vor. Er hörte aufmerksam zu und gab dann in perfektem Deutsch folgende Antwort: „Bedanken Sie sich bei Herrn Rosenberg über das Verhalten der russischen Soldaten!“ Das Gespräch war beendet und er setzte seine Fahrt fort.

Am nächsten Tag erschienen zwei russische Soldaten und erteilten uns den Auftrag, einen gefallenen deutschen Soldaten zu beerdigen, der nur wenige hundert Meter von uns entfernt hinter einer Wegkrümmung lag. Der Offizier wollte sicher diesen Anblick loswerden, denn er fuhr ja täglich an diesem Toten vorbei. Wir erfüllten den Auftrag, die aufgetaute Erde ließ das jetzt zu, fertigten auch ein provisorisches Kreuz und hängten einen Stahlhelm drauf. Hier musste ich voll mithelfen, ich konnte nicht mehr kneifen. Die beiden Soldaten hatten noch eine Hiobsbotschaft. Sie forderten uns auf, das Haus umgehend zu verlassen. So einfach löste der Offizier Probleme. Toter begraben und keinen Ärger mehr mit diesen Deutschen.

Uns beschäftigte aber doch noch seine Antwort bei der Beschwerde, „Bedanken Sie sich bei Herrn Rosenberg.“ Keiner von uns konnte mit diesem Namen etwas anfangen. Viele Jahre später erfuhr ich aus politischem Interesse, dass Rosenberg der oberste Chefideologe der Nationalsozialisten war und verantwortlich für die eroberten Gebiete. Seine Einflussnahme auf die Verbrechen der Deutschen dort sollen gewaltig gewesen sein.

Noch an diesem Tag sollten wir das Haus verlassen und ins Ungewisse ziehen. Und wieder die Ironie des Schicksals: Wie bei der ersten Vertreibung sollte an diesem Tag noch Brot gebacken werden. Der Teig war angesetzt, die Brote geformt, sie mussten noch gehen, aber zum Backen fehlte die Zeit. Wir beluden unseren kleinen Handwagen, obendrauf die ungebackenen wabbligen Brote, die eigentlich Wärme brauchten. Unsere Entscheidung: Wieder zurück nach Hoofe auf das Langhans'sche Grundstück. Aber auch dieses Mal sollte es anders kommen. Die Straße nach Landsberg bzw. über den Ort wollten wir meiden, schon wegen des militärischen Verkehrs. Wir entschieden uns, Landsberg über Waldwege zu umgehen, um an Grauschinen vorbei von hinten nach Hoofe zu gelangen. Dass die obenauf liegenden Brotteige uns bei diesem Wegzustand ständig beschäftigten, muss ich nicht weiter beschreiben.

Wir erreichten dann auch nach einem beschwerlichen Marsch Hoofe. Das erste Grundstück, der Besitzer hieß Krause, lag auf einem Berg auf dem Abbau und erlaubte einen Blick zum Dorf und den Gehöften jenseits der Landsberger Straße. Hier machten wir Halt, um aus der Ferne die Situation zu erfassen. Das Grundstück Langhans, unser eigentliches Ziel, Luftlinie etwa reichlich einen Kilometer entfernt, schien bewohnt. Dieses Grundstück war ja der Ausgangsort unserer ständigen Vertreibungen und der erste Kontaktpunkt mit den Sowjets.

Nach längerer Beobachtung stellten wir fest, dass ausgerechnet dieses Grundstück vom Militär belegt war und der Ausbildung junger Rekruten diente. Bei deutscher Marschmusik mittels Grammophon übte man exerzieren und anderes was zur Grundausbildung gehörte. Für uns hieß das: Dort hin können wir nicht. Ins Dorf wollten wir auch nicht. Somit entschieden wir uns, auf dem Grundstück Krause zu bleiben und abzuwarten, bis die Russen das Langhans'sche Grundstück räumen würden. Die Gebäude des Gehöfts waren durch fünf Granattreffer erheblich beschädigt. Vier Treffer bekam das reedgedeckte Wohnhaus ab. Einen Treffer landete im Stall. Da dieses Grundstück unsere Bleibe bis zum Verlassen Ostpreußens im Dezember 1946 werden sollte, davon später mehr.

Der heftige Beschuss dieses Gehöftes hatte sicher folgenden Zusammenhang: Man konnte davon ausgehen, dass von diesen Geländehöhen, die nur wenige hundert Meter parallel zur Heilsberg-Landsberger Chaussee verliefen, die auf Landsberg vorrückenden sowjetischen Truppen am Vormarsch gehindert und unter Beschuss genommen worden sind. Das zeigte sich auch darin, dass am Rand eines nahegelegenen Wäldchens relativ viele einfache Unterstände durch die Wehrmacht angelegt worden waren. Durch die überlegene Artillerie der Sowjets und den gezielten Beschuss des Waldrandes sahen die Bäume in diesem Bereich wie nach einem gewaltigen Wind-

bruch aus. So war wohl auch der Beschuss des Grundstücks Krause zu erklären. Von der Heilsberg-Landsberger Chaussee war nur das Dach des Wohnhauses zu sehen. Das reichte als Zielorientierung, denn alle Treffer des Wohnhauses lagen auf dieser Seite.

Obwohl das Dach des Wohnhauses erheblich beschädigt war, war das Haus bewohnbar und nicht extrem verwüstet oder demoliert worden. Erstaunlich war, dass sogar die Mehrzahl der Fensterscheiben ganz war, das war eine Ausnahme. Wie üblich versuchten alle in einem Raum unterzukommen, machten dann aber noch einen zweiten Raum bewohnbar. Ich muss sicher nicht besonders hervorheben, dass die alte Mutter Langhans sich gleich der Küche bemächtigte. Aber daran hatten wir uns gewöhnt und bekanntlich „verderben viele Köche den Brei“. Einer musste ja die Regie übernehmen. Ihre erste größere Aktion am Folgetag war das nun endgültige Fertigbacken der Brote. Die verunglückten Brotteige hatten zwar erheblich gelitten, aber waren gerettet und in dieser Zeit des Überlebens war alles essbar.

Die Grundlage unserer Versorgung schien auch hier wieder gesichert. Der Keller war voller Kartoffeln. Getreide bzw. Mehl waren auch reichlich vorhanden. Fleisch war aber kaum noch zu finden. Zerschossene Flüchtlingswagen zum „Plündern“ waren hier abseits der Straßen eine Ausnahme. Noch am gleichen Tag unserer Ankunft machten wir uns mit dem Umfeld vertraut und das war auch dieses Mal wieder ernüchternd. Man musste immer davon ausgehen, dass es Tote auf den Grundstücken gab, so auch hier. Am Gartenrand unter hohen Fichten lag ein toter deutscher Soldat. Es war bereits der fortgeschrittene Monat März und nach der langen Liegezeit bei Wind und Regen sind Tote nicht mehr besonders ansehnlich.

An der Grundstückszufahrt war ein defekter Panjewagen, ihm fehlte ein Rad. Mit einem Strick an den Wagen angebunden lag ein alter toter Mann. Man hatte ihn zu Tode geschleift. Seine Sachen waren bis auf den nackten Körper in Schleifrichtung zerfetzt. In diesem Zustand war der alte Mann kaum zu identifizieren. Eine ortsansässige Frau meinte allerdings mit einigem Zweifel, dass es jemand aus dem Dorf Hoofe war. Wie muss der Gespannführer die Pferde wohl angetrieben haben, wenn dabei sogar ein Wagenrad bricht. Grausam!

Und dann lag im Garten unter einem großen Birnbaum noch ein totes Pferd. Keine hundert Meter vom Gehöft entfernt war auf einer Anhöhe ein russischer Soldat beerdigt. Wir erkannten das an einer im Erdreich aufgestellten verjüngten Säule. Es gab keine Inschrift oder Erkennungsnummer. Eigentlich hatte man immer einen Sowjetstern oben aufgesetzt. Der fehlte. Wenig entfernt von diesem Grab steckte ein Pferdegeschirr halb in der Erde. Es war etwas Ungewöhnliches und man sah vorerst keinen Zusammenhang mit dem Grab bzw. dem gefallenen russischen Soldaten. Den haben wir zu einem späteren Zeitpunkt erfahren können.

Als Erstes wollten wir die beiden Toten beerdigen. Unsere Leute hatten einen besonders gut gemeinten Platz dafür ausgesucht. Im Garten, direkt unter dem Birnbaum sollte das sein. Vielleicht sollten dann die Birnen besonders gut schmecken? Es wurde ein Doppelgrab. Ein Kreuz aus Birke wurde angefertigt und wie üblich wurde ein Stahlhelm aufgesetzt. Das Pferd wurde gleich daneben der Erde überlassen. Eine Möglichkeit, es woanders hin zu transportieren, gab es nicht. Der Birnbaum hat sich noch einmal über die Düngergabe gefreut, aber später, beim Essen der Birnen, hatte man immer ein eigenartiges Gefühl. Bei dieser Aktion versuchte ich mich wieder zu drücken, es gab letztlich genügend Erwachsene.

Zum Alltag Ende März gehörte immer noch, dass russische Soldaten, meist in kleinen Gruppen, auftauchten und nach Beute suchten. Dazu kam auch das Vergewaltigen der Frauen, aber nicht mehr in dieser Häufigkeit und Brutalität. An ein Auskleiden nachts war immer noch nicht zu denken, denn nach wie vor war das Verhalten der russischen Soldaten unberechenbar und der Hass uns Deutschen gegenüber saß zu tief. Das Waschen, grundsätzlich nur früh, war über Wochen und Monate eigentlich nur ein symbolischer Akt. Es kam auch gar nicht das Gefühl auf, dass man unangenehm riechen könnte. Zähneputzen existierte noch nicht einmal als Gedanke, womit auch putzen!

Geändert hatte sich in der Zwischenzeit, dass wir uns jetzt aus dem Haus wagten und auf den Nachbargrundstücken nach etwas Essbarem suchten. Das gelang auch, in den Kellern war immer

noch etwas zu finden. Um nicht irgendwelchen Russen in die Arme zu laufen, war stets Vorsicht geboten. Auch versuchten wir festzustellen, ob es in der Nähe noch andere Deutsche gab. Man musste nur nach rauchenden Schornsteinen Ausschau halten und beobachten, dass sich dort keine Russen einquartiert hatten. Die Mehrzahl der Deutschen lebte wie wir vorzugsweise auf dem Abbau und abseits von genutzten Straßen. Erst später, als einige Dorfbewohner nach der Flucht in ihre Häuser zurückkehrten, wurden auch wieder Häuser im geschlossenen Dorf bewohnt.

Es war bereits Anfang April 1945. Die sowjetischen Militäreinheiten wurden immer weniger und konzentrierten sich auf größere Orte. Es waren vorwiegend Einheiten für besondere Aufgaben. Dazu gehörten auch Kommandos des NKWD, also des sowjetischen Geheimdienstes. Sie hatten unberechenbare und umfassende Vollmachten und zeichnete sich durch kompromissloses Verhalten aus. Das galt auch für die eigenen sowjetischen Militärangehörigen. Hier war deren Aufgabe hauptsächlich, Deutsche aufzustöbern, die im Dritten Reich irgendwie politisch aktiv waren oder der Hitlerpartei NSDAP angehört hatten. Die so zusammengetriebenen Menschen wurden in unmenschlichen Verhören zu Geständnissen gezwungen, welche dann ausreichten, um sie in die Sowjetunion zu verschleppen. Wenn die Vorgabebeträge für einen Transport nicht ausreichten, wurden auch unbescholtene Deutsche im passenden Alter formal zum Nazi gemacht.

Ich erinnere mich, wie einmal Monate später eine Gruppe Frauen auf der Straße von Hoofe nach Landsberg abgeführt wurde und an einem bewohnten Grundstück Rast machte. Die dort Wohnenden hatten gerade zuckerhaltige Rüben gekocht, um den Saft für eine Art Sirup auszupressen. Nach Aufforderung durch die Wachmannschaft mussten diese Rüben den Gefangenen zum Essen überlassen werden. Dabei kam es zum Gespräch mit den Frauen und den Umständen ihrer Verhaftung. Übrigens, solche gekochten Rüben schmecken scheußlich und sind fast ein Brechmittel!

Alles in allem hatten wir immer wieder Glück in dieser gesetzlosen Zeit, wo wir jeder Willkür ausgesetzt waren und es nur zu Überleben galt. Wir waren durch die bisherigen Ereignisse eingeschüchtert und lebten in ständiger Angst. Ein typisches Beispiel dafür: Es war schon spät abends und sehr dunkel. Einige von uns waren noch einmal auf den Hof gegangen. Sie sahen zwei Lichter auf uns zukommen. Aus einer anderen Richtung waren im Dunkeln zwei Schatten erkennbar. Alle wurden informiert und die Jüngeren, ich dabei, rannten so schnell wir konnten in ein nahe gelegenes Wäldchen. Ich hatte in der häuslichen Dunkelheit meine Schuhe nicht gefunden und hatte nur Holzpantoffeln an. Im Wäldchen war es sumpfig und nass, andauernd verlor ich bei diesen unwegbaren Bedingungen meine Pantoffeln. Glücklicherweise fand ich sie immer wieder. Vom Waldrand beobachteten wir die weitere Entwicklung. Die Lichter verschwanden, aber die zwei Schatten nicht. Wir meinten sogar, dass sie sich weiter dem Gehöft näherten. Nach längerer Zeit im Wald wurde uns doch langsam klar, dass wir aus unserer stetigen Angst heraus einem Trugschluss unterlegen waren. Die Lichter, die wir sahen, stammten von Fahrzeugen, die in etwa zwei Kilometer Entfernung auf einer hochgelegenen Straße in Richtung Landsberg fuhren. Die zwei Schatten waren Nadelbäume vom tief gelegenen Nachbargrundstück. Wir sahen nur die Baumspitzen, schlank wirkend wie zwei Personen im Dunkeln. Die im Haus verbliebenen älteren Personen genossen ihren Schlaf.

Von unserem Grundstück bzw. der Anhöhe am „Russengrab“ aus beobachteten wir laufend die Bewegungen auf der Straße Hoofe-Landsberg und im weiteren Umfeld. Wir wenigen Deutschen, die es noch gab, suchten einander und tauschten Informationen aus. Häufig waren es nur Wunschgedanken in Hoffnung auf eine positive Zukunft. Von den sowjetischen Militärs hörten wir meist nur „Gitler kapuut.“ (Die Russen können das H nicht sprechen und nutzen dafür das G.)

Bis etwa Ende März hörten wir immer noch Geschützdonner, konnten aber nicht zuordnen, wo genau der herkam. Da es zwei konstante Richtungen westlich und nordwestlich von uns waren, vermuteten wir, dass es eingekesselte größere Städte sein müssten, die noch von der Wehrmacht gehalten wurden. Bald jedoch hörte dann der Geschützdonner auf. Die Verteidiger der Städte hatten kapituliert oder mangels Munition sind sie eingenommen worden. Lediglich der Kriegshafen Pillau fiel erst Ende April. Nur auf der südlichsten Spitze - der „Frischen Nehrung“ - hat sich noch ein kleiner Rest der deutschen Wehrmacht bis zur bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, am 8. Mai 1945, gehalten.

Es dürfte April gewesen sein, als wir beobachteten, dass die Ausbildungseinheit vom Langhans'schen Grundstück abgezogen wurde. Die Marschmusik verstummte und wir sahen auch die Fahrzeuge fahren. Der Entschluss stand vorher schon fest, dass die Langhans'sche Sippe jetzt wieder auf das eigene Grundstück zurückgeht. Immerhin waren es noch neun Personen, darunter zwei Kinder. Wer nicht gerne mitging, das war die Schwiegertochter mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester, die besonders unter den Russen gelitten hatte. Allerdings stand die Entscheidung fest, denn die junge Frau Langhans stand unmittelbar vor der Entbindung und brauchte Sicherheit.

Für uns ergab sich nun eine vollkommen neue Situation: Wir, das waren Mutter, Klein Werner, Opa Thieler und ich. Es stand von vornherein fest, dass wir auf dem Grundstück Krause bleiben. Das Zusammensein mit der alten Frau Langhans hätte ohnehin keine Zukunft gehabt. Die andere Seite wollte es auch sicher nicht. Die junge Frau aus Landsberg mit der 8jährigen Tochter, die sich uns in Peisken angeschlossen hatte, suchte sich auch wieder eine Bleibe in der Stadt, hielt aber noch eine längere Zeit Kontakt zu uns.

Da ich zu Opa Thieler bisher kaum etwas erwähnt habe, jetzt etwas umfassender zu seiner Person. Er war einer von den Männern in Reddenau, die die Russen auch mitgenommen hatten. Er wurde in Rastenburg nach dem Verhör wieder entlassen, weil er älter als 70 Jahre war und ein krankhaftes Zittern hatte. Emil Thieler kam aus dem Raum Schloßberg, unserem Nachbarkreis, ebenfalls in der Nähe der litauischen Grenze gelegen. Dort überschritt die Rote Armee zuerst die deutsche Reichsgrenze. Die Bewohner von dort sollten noch in geordneten Trecks der Sowjetarmee entkommen. Im Raum Preußisch-Eylau lief er neben Gespann und Wagen, um sich warm zu halten. Die Schwiegertochter fuhr. Durch die bereits unorganisierten Bewegungen der Trecks verlor er den Wagen und war allein. So begegneten wir uns auf dem Kohnschen Hof, auf dem Abbau in Reddenau. Seitdem gehörte er zu unserer Gruppe und wurde auch mit versorgt. Er blieb bis zum Verlassen der ostpreußischen Heimat und auch noch im Quarantänelager Torgau im Januar 1947 bei uns.

Ohne uns hätte er in dieser schweren Zeit mit Sicherheit nicht überleben können. Dies sah er jedoch anders als wir. Oft war es nicht einfach mit ihm, denn er war überzeugt etwas Besseres zu sein, entsprechend seiner Herkunft und Stellung als Grundbesitzer. Er besaß ein überdurchschnittlich großes Grundstück, die Kinder mussten alle standesgemäß studieren, „auch wenn die letzte Kuh geopfert werden musste“, so wörtlich von ihm. Er war im Kirchenrat des Kirchspiels Schloßberg in besonderer Funktion wirksam und jetzt fühlte er sich berufen, und das bis zu unserer Ausreise aus Ostpreußen, Gottes Wort zu verbreiten, im Raum Hoofe Kinder zu taufen und Tote zu beerdigen. Auch Bibelstunden hielt er bei Hausbesuchen ab. Ohne Bibel und Gesangbuch ging er nie aus dem Haus. Bei uns gab es täglich nach dem Frühstück die Morgenandacht. Ein Stückchen Text aus der Bibel und mehrere Strophen eines Liedes aus dem Gesangbuch waren obligatorisch. Es waren immer zur Situation passende Texte. So z. B. folgende Strophe aus dem Gesangbuch: „Wie schändlich ist, wenn ein Soldat dem Feind den Rücken kehret, wie schändlich, wenn er seine Stadt verlässt und sich nicht wehret...“, usw. usw. Nun war der kleine Landser schuld an der Situation, in der wir uns befanden! Aber letztlich war ja bei ihm alles gottgewollt und für uns eine Prüfung. Nach all dem Erlebten kamen bei uns Zweifel auf.

Da ich unter Normalbedingungen zu dieser Zeit am Konfirmationsunterricht teilgenommen hätte, fühlte er sich berufen, mir den Unterricht aufzuerlegen. Obwohl ich christlich erzogen und nach den Zehn Geboten lebte, war es manchmal zu viel des Guten und ich entwickelte eine innere Opposition wegen seines fordernden und herausfordernden Verhaltens. Seine beherrschende Art ging letztlich so weit, dass er selbst Mutter in die Pflicht nahm und wie eine Untergebene betrachtete. Für ihn waren alle Dienstleistungen ihm gegenüber selbstverständlich. Zur Verträglichkeit erzogen, nahmen wir es sehr lange so hin. Langsam nervten seine überlangen Gebete aber, zumindest mich. Bei uns wurde auch zu den Mahlzeiten gebetet, aber angemessen lang. Bei ihm musste es immer länger sein, mit Ironie gesagt: „Bis das Essen kalt wurde!“

Zur Veranschaulichung seines anmaßenden Verhaltens zwei Beispiele: In den ersten Monaten 1945 fanden wir ausreichend Fleischprodukte, meist geräuchert. Jetzt, Ende März bzw. April, waren das Ausnahmen. Eines Tages fand Mutter noch einen unversehrten geräucherten Gänse-schinken. Er wurde gründlich gewaschen und getrocknet und luftig unter einem Handtuch in der

Küche aufgehängt. Für uns war das eigentlich ein Versteck, denn die Russen oder später auch die Polen hätten dort nicht nach Beute gesucht. Mutter verfolgte die Absicht uns Kindern, streng rationiert, immer ein kleines Stückchen zukommen zu lassen. Ohne Hemmungen und in unserer Anwesenheit nahm Opa Thieler eines Tages ein Messer, ging zum Schinken, schnitt sich ein Stück ab mit den Worten: „Da habe ich ja etwas zum Zusetzen!“ Er war es gewohnt, in der Familie an erster Stelle zu stehen. Sein Verhalten war sicher mehr als eine Frechheit.

Das zweite Beispiel, war ein richtiger Selbstschuss. In einem Kochgeschirr hatte Mutter vor den Russen Schmalz versteckt. Mutter ging sehr sparsam damit um. Es wurde immer nur eine kleine Messerspitze davon in die Suppe gegeben. Letztlich ging der Verbrauch gegen Null, da es immer unwahrscheinlicher wurde, neues Fett zu finden. Eines Tages konnte sich Opa Thieler wieder nicht beherrschen. Er ging ans Kochgeschirr und griff mit seiner zitternden Hand hinein. Eine Handvoll Schmalz wurde gierig von ihm verschlungen. Das Ganze hatte eine extrem „durchschlagende Wirkung“. Er hat sich regelrecht „beschissen“, zumal er mit seinem Stuhlgang sowieso seine Schwierigkeiten hatte. Dass Mutter dann alles auswaschen durfte, war wie bisher selbstverständlich. Zu Beginn hatten wir den Ursprung seiner misslichen Lage gar nicht zuordnen können. Aber dann sah Mutter die Fingerspuren und das handgroße Loch im Schmalz.

Den Begriff Stuhlgang konnte man bei ihm wörtliche nehmen. Eigentlich erledigt man sein „großes Geschäft“ am Tage und auf dem Plumpsklo. Man kann das natürlich auch in die Nacht und ins Zimmer verlegen. Das ist bequemer, kein zusätzlicher Weg und kein kaltes Plumpsklo. Ein Eimer im Zimmer tut es auch. Solange wir noch alle in einem Zimmer beisammen waren, wurde das mit einem Knurren hingenommen. Aber rücksichtsvoll stellte er dann immer den Eimer in einen Schrank und dämpfte den Geruch damit etwas ab. Als die Langhans'sche Sippe dann ausgezogen war und wir in das frei gewordene Zimmer einzogen, verbesserten sich auch für ihn die Bedingungen für das nächtliche Geschäft. Er fand eine noch bessere Lösung: den wörtlich zu nehmenden Stuhlgang. Von einem Stuhl entfernte er die Sitzplatte, stellte den Kackeimer darunter und die Bequemlichkeit erhielt eine völlig neue Qualität.

Für seine äußere Schönheit war ich zuständig. Opa Thieler trug einen mäßig großen Schnurrbart und einen Spitzbart. Mit einer kleinen Schere, wie sie die Soldaten in ihrem kleinen Nähzeugpäckchen hatten, hielt ich den Bart in Form. Das betraf auch seine dünnen, weißgrauen Haare. In der ersten Zeit hatten wir keinen Kamm. Da musste Mutter mit ihrem halbrunden Haarsteckkamm aus helfen. Später fanden wir dann Kammstücke. Als Spiegel hatten wir nur ein Stück Spiegelglas von einem Scheinwerfer. Er verzerrte alles, aber man konnte sich sehen. Für seine Finger- und Zehennägel war ich auch zuständig. Mit den Fußnägeln hatte ich ein echtes Problem. Der Nagel einer großen Zehe sah aus wie der Huf eines Zwergpferdes. Opa Thieler meinte, dass ihm einmal ein Pferd draufgetreten hätte und dabei wurde das Nagelbett beschädigt. Mit einer übergroßen Feile, es war mein Universalwerkzeug, konnte ich den Nagel aber in Form halten. Ich hatte schon erwähnt, dass Opa Thieler krankheitsbedingt stark zitterte, daher konnte er solche Tätigkeiten selbst nicht ausüben. Auch beim Essen mit dem Löffel gab es Schwierigkeiten, und wenn er manchmal gierig aß, blieb kaum etwas im Löffel drin. Wenn er kraftvoll ein Werkzeug oder Ähnliches mit den Händen umklammern und führen konnte, war die Koordination im Wesentlichen vorhanden. Aber noch einmal zu seinem Verhalten in unserer Mitte. Er war meist mit dem Hacken von Holz beschäftigt, welches wir in entsprechende Längen gesägt hatten. Damit begründete er, dass er sich sein Essen und das gesamte Umsorgen redlich verdient hätte und er nicht unbedingt dankbar sein müsse.

Obwohl ich bereits kurz erwähnte, wie Opa Thieler seine Angehörigen verloren hatte, will ich zu dieser Problematik noch einmal zurückkommen. Die Trennung von Familien bzw. Kindern von ihren Eltern geschah sehr häufig, das hat man nach dem Krieg erfahren. Als der Vormarsch der Roten Armee nach Beginn der Großoffensive im Januar 1945 immer schneller verlief und Ostpreußen bereits Ende Januar 1945 vom Reich abgeschnitten war, war auch das zügige Weiterkommen der Trecks kaum noch möglich. Die Wehrmacht versuchte zwar noch, die Wagenkolonnen zu dirigieren, musste aber auch die Straßen für die Wehrmacht freihalten. Durch das unberechenbare Vordringen der Sowjetarmee fehlten oft auch Informationen über noch freie Straßen. Da Ende Januar bzw. Anfang Februar noch tiefer Frost herrschte, setzten sich nur gehschwache Menschen und gehschwächte Kinder auf die Wagen. Alle anderen liefen nebenher, um sich vor dem Erfrieren von

Gliedmaßen zu schützen bzw. um sich warm zu halten. Die Trecks bewegten sich langsam und mit ständigem Halt. Daher lief man nicht immer mit dem eigenen Wagen in gleicher Höhe.

Wiederholt gab es auch Beschuss durch Flugzeuge und Artillerie, so dass man Schutz im Straßengraben suchen musste. Zum Verhängnis wurde vielen, wenn durch die Wehrmacht ein Treck schlagartig umgeleitet werden musste, weil es in bisheriger Richtung kein Weiterfahren mehr gab. So erging es auch dem Opa Thieler. Er merkte gar nicht, dass sich der Treck geteilt hatte und er mit einem anderen Kolonnenteil mitlief. Als es dann zum Stillstand kam und er zu seinem Wagen wollte, fand er ihn nicht mehr. Er hat, solange wir noch in Ostpreußen waren, nie in Erfahrung bringen können, was mit dem Treck passiert war und ob der Schwiegertochter die Flucht gelungen war. Man musste aber davon ausgehen, dass der Treck das Reich nicht erreicht hat. Opa Thieler hatte u. a. einen Sohn in Berlin, ein anderer wohnte in Eilenburg. Beide Adressen waren auch der Schwiegertochter bekannt. Da ich für ihn Briefkontakt mit beiden gesucht habe, kam es 1946 zu einem Schriftverkehr mit dem Sohn aus Eilenburg. Dieser Sohn holte den Vater im Januar 1947 aus dem Quarantänelager Torgau ab. Auch sie hatten über den Verbleib der Schwiegertochter nichts in Erfahrung bringen können, trotz Suchdienst.

Auch hierzu eine Ergänzung: Nachdem Ostpreußen vom Reich abgeschnitten war, es also keinen Landweg mehr für eine Flucht gab, war die einzige Möglichkeit, mit den Trecks über das Frische Haff zur Frischen Nehrung zu gelangen. Dort musste man alles zurücklassen und versuchen, mit einem Schiff wegzukommen. Das Frische Haff war zu dieser Jahreszeit vollständig zugefroren und die Eisdecke so dick, dass sie Fuhrwerke tragen konnte. Die Wehrmacht steckte Fahrspuren ab und es gelang vielen, die Nehrung zu erreichen. Allerdings muss auch bemerkt werden, dass die Sowjets sich hierbei unmenschlich verhalten haben. Obwohl es eindeutig erkennbar war, dass es zivile Kolonnen waren, gab es ständig Tieffliegerangriffe und auch Beschuss durch Artillerie, nicht wenige versanken mit ihren Pferden und Wagen im eiskalten Wasser des Haffs. Die Schätzung geht von mehreren Zehntausend aus, viele sind auch bei der Schiffsüberfahrt versenkt worden.

Aber nun zurück zur Situation im April 1945 in Hoofe bzw. unserem jetzigen etwas anderen Alltag. Da die stationären sowjetischen Militäreinheiten immer weniger wurden, ließen auch die Belästigungen nach. Sie wurden seltener, an der Art hatte sich nichts geändert. Es gab weiterhin Raubzüge und die Suche nach etwas Brauchbarem, dazu die Belästigung und Vergewaltigung der Frauen. Wir versuchten immer wieder, mit anderen Deutschen Kontakt aufzunehmen, um eventuell etwas von unseren vermissten Angehörigen zu erfahren. Dabei kam uns entgegen, dass immer häufiger Geflüchtete, die weiter westlich von der Roten Armee überrollt worden waren, in ihre Heimdörfer zurückkehrten. Bei uns kam zu dieser Zeit nie der Gedanke auf, dass Ostpreußen eines Tages von Deutschland abgetrennt werden könnte. Wir hatten aber auch nicht die Absicht, nach Eydtkau zurückzukehren. Grundsätzlich wollten wir uns nicht weiter Richtung Osten bewegen. Die Angst, nach Russland verschleppt zu werden, steckte gedanklich immer noch im Hinterkopf.

Vom Verbleib unseres Vaters konnten wir weiterhin nichts erfahren. Von Helmut wussten wir seit dem Weggang von Reddenau bzw. seinem Einsatz in der Viehpflegestation auch nichts mehr. Wir beobachteten, wie immer häufiger kleine Gruppen von Deutschen auf der Straße Richtung Landsberg, von Heilsberg kommend, unterwegs waren. Eines Tages sollten wir Glück haben. Es kam wieder einmal eine kleine Gruppe, wir nahmen Kontakt auf, fragten nach dem Woher und Wohin und erkundigten uns auch, ob sie vielleicht einem Helmut Marks begegnet sind. Eine Frau antwortete sofort in plattdeutsch: „Ach det Helmutke, der ess noch in Powarschen, bei de Familie Kämpfert, dem geit et goot!“

Powarschen war ein großes Gut, etwa zehn Kilometer von uns entfernt. Dort hatten die Sowjets ein großes Pferdelaazarett eingerichtet. Verletzte Pferde wurden auskuriert und für den Abtransport in die Sowjetunion vorbereitet. Ende April bzw. Anfang Mai wurden die letzten Pferde abtransportiert und das Lazarett geschlossen. Da Helmut nicht wusste wohin, verblieb er in Powarschen. Dort gab es mehrere Gleichaltrige und wegen seiner allgemein beliebten Art hatte ihn eine Familie aufgenommen. Durch so einen Zufall fanden wir Helmut wieder. Heute könnte ich sagen: Wir waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Am nächsten Tag machten wir uns natürlich gleich auf den Weg nach Powarschen, meist über

Feldwege. Ich staune heute noch, wie wir uns immer wieder zurechtfinden. Unterwegs gab es kaum jemanden, den man nach dem Weg fragen konnte. Wir kamen dann auch ohne Behinderung dort an. Wir, das waren Mutter, Werner und ich. Den Deutschen dort ging es unter Berücksichtigung der Situation angemessen gut. Der verantwortliche hochrangige sowjetische Offizier des Lazarets, sein Name war Popalkownik, hatte in Deutschland studiert. Er war sehr korrekt und tat auch viel für die Sicherheit der dort tätigen Deutschen, die meist in den für ein Gut typischen Insthäusern wohnten. Wir fanden auch bald die Familie Kämpfert. Die Frau sprach außer ihrer Muttersprache Deutsch, auch Russisch und Litauisch. Wenn Russen kamen, war sie Litauerin, diese Sprache verstand ohnehin kein Russe. Und nach der Besetzung Litauens, 1940, war sie sogar sowjetische Staatsbürgerin, wenn sie sich als Litauerin ausgab. Um die jungen Leute trotzdem vor den Russen zu schützen, wurden sie für die Nacht in ein kleines Nebenzimmer gesteckt und ein Kleiderschrank vor die Tür geschoben. Es waren zwei Jungs und zwei Mädchen, die dann nachts noch ein „fröhliches Jugendleben“ entfalten konnten.

Wir sollten in Powarschen übernachten und erst am nächsten Tag zurück nach Hoofe gehen. Das schien auch entsprechend der späten Tageszeit sinnvoll. Also erstmals nach etwa drei Monaten die Sachen vom Leib und ausgezogen ins Bett. Nach kurzer Zeit meinte die Gastgeberin: „Was riecht denn nur so komisch, es riecht irgendwie nach Asche!“ Sie wiederholte das mehrmals, fand aber keine Erklärung dafür. Wir wussten es, blieben aber schweigsam. Dass die Sachen so einen Geruch abgaben, obwohl wir sie zu kleinen Bündeln zusammengelegt hatten, überraschte auch uns. Am nächsten Tag ging es nach Hause. Helmut verblieb noch in Powarschen und hatte dann bei einem anderen Kommando mit der Pflege von Kühen zu tun. Auch dieses Kommando wurde Ende Mai aufgelöst und die letzten Kühe unter militärischer Begleitung nach Königsberg getrieben. Es war für diese Zeit hoch anzuerkennen, dass die Begleitposten die Jungs wieder unbeschadet und beschützt nach Powarschen zurückbrachten. Königsberg war etwa 60 Kilometer entfernt.

In der Zeit, als Helmut im Pferdelaazarett war, also März/April, gab es ein Ereignis, das typisch für diese Zeit war. „Menschenjäger“ waren erneut unterwegs. Sie suchten wieder einmal Männer für einen Transport in die Sowjetunion. Es war ein Kommando des NKWD und zu dieser Zeit noch arbeitsfähige Männer zu finden, war schwierig. So geschah es, dass dieses Kommando eine größere Anzahl junger Leute grundlos aus dem Pferdelaazarett mitnahm und in Vorbereitung des Transports in Landsberg einsperrte. Helmut war auch unter ihnen. Der Kommandant des Pferdelaazaretts war zu diesem Zeitpunkt nicht im Objekt und der kleine Soldat oder Sergeant, der diese Menschen schützen sollte, war machtlos. Die Macht des NKWD war so groß, dass selbst diese sowjetischen Militärangehörigen zu Opfern hätten werden können. Als der Chef des Lazarets wiederkam, fuhr er sofort nach Landsberg zur Kommandantur, um seine Leute zurückzuholen. Mit seinem hohen Dienstgrad war das möglich. Als er feststellte, dass einer seiner Leute bereits abtransportiert worden war, suchte er sich einen anderen Inhaftierten heraus und nahm ihn stattdessen mit. Der hatte Glück, nicht in die Sowjetunion verschleppt zu werden, für den anderen war es zu spät.

Nachdem das Kommando der Kuhbetreuung aufgelöst war, suchte Helmut nach einer neuen Tätigkeit für die Sowjets. Dadurch war er gegenüber anderen geschützt, zumindest lebte man in diesem Gefühl. Dieses Kommando hatte die Aufgabe Getreide auszudreschen, das noch in großen Mengen in den Scheunen lagerte. Es war die Ernte vom Herbst 1944, die normalerweise in den Wintermonaten gedroschen wurde. Dreschmaschinen standen zu dieser Zeit noch genügend herum und als Antriebsmaschine wurde ein Lokomobil gangbar gemacht. Ein Lokomobil ist im Aufbau vergleichbar mit einer Feuerlokomotive, aber die Energie wird hier nicht zum Fahrtrieb genutzt, sondern zum Antrieb einer großen Riemenscheibe. Diese schweren Monster verbrauchten viel Feuerung für die Dampferzeugung. Da es kaum Kohle gab, musste fast ausschließlich mit Holz ge feuert werden. Woher nehmen? Einfallsreich, wie oft junge Leute sind, sägten sie die Balken aus den Scheunen im näheren Umfeld heraus und verfeuerten sie. Dass die Gebäude dann früher oder später einstürzen könnten, weil die Statik zerstört war, interessierte nicht.

Als die Aufgabe beendet war, löste sich dieses Arbeitskommando auf und Helmut kam wieder zu uns zurück. Auch hier war anzuerkennen, dass jeder eine größere Menge Getreide mitbekam als eine Art Entlohnung. So etwas war immer abhängig von der Einstellung des Kommandoleiters. Als Helmut wieder bei uns war, gab es einiges im Haus zu tun, wenn wir länger darin wohnen wollten. Zumindest die eine Dachhälfte musste in dem Bereich dichtgemacht werden, den wir bewohnten.

Das war der Bereich eines Granattreffers. Eine zweite Granate hatte den Schornsteinkopf getroffen, der über dem Dach war und ließ ihn nach innen kippen. Er hing dann relativ fest auf der darunter stehenden Räucherammer, ließ sich aber nicht entfernen. Bedenken hinsichtlich eines Brandes gab es, weil jetzt das Stroh bzw. Schilf im Abzugbereich frei darüber ragte. Auch hatten wir Sorge, dass sich die verklemmte Schornsteinkrone doch eines Tages lösen könnte. Bei dem Gewicht hätte sie die Küchendecke mühelos durchschlagen und jemanden von uns treffen können.

Eine dritte Granate hatte auf einem anderen Dachteil etwa ein Drittel des Daches zum Einsturz gebracht. Dieses Stück Dach lag direkt auf der Zimmerdecke und eine Instandsetzung war nicht möglich. Dadurch, dass ein Reeddach mindestens 30 cm dick ist, hielt das eingestürzte Dachteil sehr lange den Regen ab und auch dieses Zimmer war noch lange bewohnbar. Die vierte Granate hatte das Haus direkt unter einem Fenster getroffen. Durch das jetzt fehlende Wandstück bot es sich an, das Fenster zu einer zusätzlichen Tür umzufunktionieren. Zum Glück handelte es sich nur um einen kleinen Nebenraum mit dem Eingang zum Keller. Nach kurzem Nachdenken holten wir aus einem unbewohnten Haus in der Nähe eine Tür mit Rahmen und passten sie in das Loch ein. Das war nicht schwierig, denn das Haus hatte dicke Lehmwände und da konnte man mit wenig Aufwand den Durchbruch so bearbeiten, dass die Tür hineinpasste. Verschmiert wurde dann alles mit einer Lehmpampe. Nach dem Trocknen wirkte das sogar richtig fachmännisch. Diese neue Tür war jetzt auf der Hinterseite des Hauses und wurde mehr genutzt als die richtige Haustür.

Die Abdichtung des Daches im bewohnten Teil des Hauses hatte Priorität. Es war ein Loch von etwa zwei Meter Durchmesser. Zum Glück waren die Dachbalken nicht beschädigt, so dass wir als Erstes Bretter überlappt draufnageln konnten. Dann holten wir uns von einem entfernten Gehöft Blechelemente von einem Schuppendach und nagelten sie zusätzlich drauf. Damit war das Dach dauerhaft gedichtet.

Mit dem Wärmerwerden, es war der späte Monat Mai, begannen die herumliegenden Tierkadaver in eine fortgeschrittene Verwesung überzugehen. Es stank fürchterlich. Dieser Geruch steckt mir heute noch so in der Nase, dass ich bei einem vergleichbaren Geruch sofort in diese Zeit versetzt werde. Dazu gehört u. a. der Geruch der „Stinkmorchel“, ein häufig vorkommender ungenießbarer Waldpilz. Jede neue Windrichtung, die uns einen Verwesungsgeruch zuführte, war Anlass, den Spaten zu nehmen und in die entsprechende Richtung zu ziehen. Meist waren es verendete Pferde. Wir haben sie dann mit Erde zugedeckt. Das Unangenehme war dabei, dass um so einen Kadaver herum ein zentimeterdicker Teppich aus Maden schwamm. In der ersten Phase waren diese verwesenden Tiere wie ein Ballon aufgebläht. Vergleichbar mit einer Explosion fiel dann eines Tages das Ganze zusammen und es gab nur noch ein Knochengerüst mit Fell.

## **Der Krieg ist vorbei**

Dass Deutschland kapituliert hatte, und der Krieg zu Ende war, erfuhren wir dann, nicht aber das genaue Datum. Die Russen sagten immer nur: „Gitler kapuut, woina konschel!“ - „Hitler kaputt, Krieg zu Ende!“ Irgendwie erfuhren wir auch, dass Ostpreußen geteilt wird. Der südliche Teil geht an Polen, der nördliche Teil wird russisch. Die Grenze wurde fast wie mit einem Lineal gezogen und verlief nur knapp Zehn Kilometer nördlich von Landsberg.

Polen begann mit einer Miliz Einfluss zu nehmen, aber an den organisierten Aufbau einer Verwaltung war noch lange nicht zu denken. Es war eine Zeit, wo wir zwischen die Mühlsteine geraten waren. Die sowjetischen Militärs wollten so weitermachen wie bisher, die polnische Miliz wollte sich aber auch zunehmend behaupten. So kam es häufig zu Reibereien, jedoch nicht zu Gewalttätigkeiten. Es wurde gelegentlich auch geschossen, aber in die Luft. Die Leidtragenden waren wir Deutschen. Was die Russen uns gelassen hatten, wollten uns jetzt die polnischen Milizionäre wegnehmen. Dabei galt uns gegenüber: Was die Deutschen sechs Jahre lang mit uns gemacht haben, sollt Ihr jetzt spüren. Die Milizionäre waren meist junge Leute aus Zentralpolen, die mit Sicherheit in der Zeit der deutschen Besetzung sehr gelitten hatten und da entwickeln sich, nachvollziehbar, Rachegefühle. Später kamen Polen auch vereinzelt in kleinen Gruppen, aus dem tieferen Polen, die auch noch Gewinner der Nachkriegssituation werden wollten. Viel war nicht mehr zu finden, sie hatten sich ohnehin hauptsächlich auf Leder orientiert. Schwerpunkt waren Reste von Pferdege-

schirren, Treibriemen u. Ä. Wir prägten dann auch den Namen „Lederpolen“. Direkt bestohlen haben sie uns aber nicht.

Da sich die Situation insgesamt langsam entspannte, konnten wir uns auch von der bisherigen Grundhaltung - Wir leben nur für den heutigen Tag - umstellen und an „Morgen“ denken. Das hieß, dass wir u. a. Kartoffeln in die Erde bringen mussten, um uns später ausreichend versorgen zu können. Getreide war noch im Herbst 1944 in üblicher Menge von den Bauern gesät worden, so dass wir in dieser Hinsicht optimistisch an die Ernte denken konnten. Ende Mai bereiteten wir die Fläche von etwa einen „Morgen“ für die Pflanzung der Kartoffeln vor. Diese Größenbezeichnung war früher üblich. Vier Morgen sind ein Hektar. Da die Äcker im Herbst 1944 noch gepflügt worden sind für die Frühjahrsbestellung 1945, mussten wir nur den Boden mit einer Egge auflockern. Das wird üblicherweise mit Pferden gemacht und verlangt eine relativ große Kraftanstrengung. Helmut und ich spielten Pferd, nutzten aber nur ein Eggenelement. Wir schindeten wie Leibeigene, der Unterschied war aber, dass es um unser Überleben ging. Das Legen der Kartoffeln erforderte einen sehr hohen Zeitaufwand, denn für jede Kartoffel musste mit dem Spaten ein Loch gemacht werden. Auch das spätere erforderliche Anhäufeln war bei dieser großen Ackerfläche sehr zeitraubend, aber wir hatten ja diese Zeit.

Wie verliefen die weiteren Sommermonate 1945? Die Sowjets betrachteten alles Verwertbare als Kriegsbeute, um es dann in die Sowjetunion abtransportieren zu können. So wurden wieder neue Kommandos aktiv, die sich hauptsächlich auf landwirtschaftliche Maschinen und Geräte orientierten. Selbst Sensen, Harken und ähnliches Gerät wurde gesucht und zählte zum Beutegut. Die Ironie dieser Aktion war allerdings, dass Vieles vorher als kapitalistisch geprägt, demoliert und zerschlagen worden war. Jetzt versuchte man den verbliebenen Rest zusammenzutragen. In dieses Vorhaben waren auch komplette Demontagen von Fabrikanlagen einbezogen. So passierte das auch mit einer Spinnerei in Landsberg, wo die leeren Fabrikhallen später durch die Polen anders genutzt wurden.

Der Bahnhof von Landsberg war auch eine Sammelstelle für die Vorbereitung dieser Transporte. Ausgeführt wurden die Verladearbeiten von deutschen Kriegsgefangenen. Verladetechnik gab es nicht. Es war alles schwere körperliche Arbeit, wenn man berücksichtigt, dass z. B. Dreschmaschinen ein enormes Gewicht hatten. Vorher musste noch eine gesprengte Brücke, kurz vor dem Bahnhof, befahrbar gemacht werden. Das erfolgte auch ohne jedes technische Hilfsmittel. Über das gesprengte bzw. fehlende Stück wurde eine Vielzahl von Schienen gelegt und von unten mit Baumstämmen abgestützt. Der Zug fuhr dann im Schrittempo drüber und die Verladung konnte beginnen. Wir konnten alles von unserem Berg aus beobachten, auch, als eine Dreschmaschine beim Verladen abstürzte, deren Trümmer wir später besichtigen konnten. Nach Abschluss dieser Aktion wurden alle Gleise aufgenommen. Ein dankbares Beutegut. Man hat den Polen nichts gelassen, sie mussten die Strecke dann später neu aufbauen.

Mit einzelnen Episoden, ohne zeitliche Einordnung, will ich die damalige Situation aufzeigen. Manchmal musste man schon schmunzeln. Wir hatten wieder einmal neuen Kontakt mit einem älteren Ehepaar, das uns stolz einen besonderen Fund präsentierte. Sie hätten einen großen Paken Zucker gefunden, in Pressform und die Einzelstücke so groß wie Riegelseife. Die Farbe war tiefbraun und merkwürdigerweise hatte alle Stücke an gleicher Stelle ein kleines Loch. Auf die Frage woher sie das hätten und wie sie darauf kämen, dass es Zucker sei, kam folgende Antwort: „Wir haben das auf einem Acker gefunden, erst dachten wir es wäre Seife. Da es beim Lecken süß schmeckte, muss es Zucker sein. Die Stücken waren natürlich nass. Zum Trocknen haben wir sie auf den Herd gelegt.“ Herd heißt grundsätzlich Feuerherd. Die Temperaturen können je nach Feuerung mehrere hundert Grad erreichen. Wir kannten uns mit solchen Dingen besser aus und mussten dann den alten Leuten bewusst machen, dass es sich um eine Art Sprengstoff handelte und sie sich in eine lebensgefährliche Situation gebracht hatten.

Ein anderes Beispiel im Umgang mit Sprengmitteln und Munition. Nicht allzu weit weg von uns, direkt hinter dem Bahndamm und der vorher erwähnten gesprengten Brücke, war ein Gehöft, alle Gebäude waren noch intakt. Es war bewohnt von einem älteren Ehepaar, die auch Eigentümer waren und nach der Flucht in ihr Anwesen zurückgekommen waren. In der Scheune hatte die Wehrmacht eine große Menge Munition eingelagert. Es waren Granaten der schweren Flak, Kaliber 8,8

cm. Somit lebten die alten Leute fast wörtlich zu nehmen auf einem Pulverfass. Vater Czimnik, so hießen die Leute, hatte bald die Gefahr erkannt und für ihn stand fest: Die Granaten müssen weg und so gelagert werden, dass die größte Gefahr gebannt ist. In etwa hundert Metern Entfernung war der Bahndamm relativ hoch. Es bot sich an, die Granaten auf der anderen Seite des Dammes abzulegen. Mit einer Schubkarre transportierte er die Kisten zum Bahndamm, trug die Granaten mit einigen Anstrengungen einzeln auf die andere Seite und hatte so die unmittelbare Bedrohung abgewandt.

Allgemein suchten wir Abstand zu Munition und anderen Sprengmitteln. So war gleich zwischen dem Bahndamm und dem genannten Gehöft ein Doppelgürtel Panzerminen seinerzeit im Schnee verlegt worden. Es waren größere Holzkisten, gefüllt mit Sprengstoff und einem aufgesetzten Zünder, der sichtbar anzeigte, dass die Minen scharf gemacht worden waren. Um solche Dinge machten wir einen großen Bogen. Erst im Spätherbst 1945 wurden durch polnische Trupps Munition und andere Sprengmittel zusammengetragen und in einem Einschnitt der tiefliegenden Bahnstrecke gesprengt. Obwohl unser Haus einige hundert Meter entfernt lag, flogen noch Munitionsteile über uns hinweg. Man hatte uns aber über die bevorstehende Sprengung informiert.

Nun wieder zurück zu unserem Alltag im frühen Sommer 1945. Wir dehnten unsere Suchaktionen immer weiter aus und stöberten noch häufiger auf Hausböden und in Kellern zerschossener oder nicht bewohnter Grundstücke herum, um noch Verwertbares, so auch Lebensmittel, zu finden. Das war immer mit gemischten Gefühlen verbunden. Man musste stets damit rechnen, auf einen Toten zu stoßen. Im Durchschnitt waren zwei Tote auf einem Grundstück zu finden. In der Mehrzahl nicht beerdigt, also der Verwesung ausgesetzt. Unsere Suchaktionen begannen meist mit dem Wühlen in großen Müllbergen rings um das jeweilige Wohnhaus. Ich erwähnte bereits, dass es den sowjetischen Soldaten vorwiegend darum ging, alles zu zerstören, was deutsch war. Also machte man die Fenster auf und alles, was in den Räumen war, flog nach draußen. Sicher wurden auch Häuser als Quartiere für die Soldaten genutzt, aber die Müllberge rings um die Wohnhäuser waren die Regel. Und so konnte man schnell einmal auf einen Toten stoßen. Mir schlug das Wühlen immer auf den Darm und ich musste um die „nächste Ecke“! Diesen psychischen Effekt habe ich mein Leben lang behalten. Wenn ich heute im Keller oder auf dem Boden etwas suche, muss ich fast ausnahmslos mein Anliegen unterbrechen und zwischendurch die Toilette aufsuchen.

Ein weiteres Beispiel: Wenige hundert Meter von uns entfernt auf einem Berg stand ein Gehöft, der frühere Besitzer war Bauer Bortz. Der Stall brannte durch einen Artillerievolltreffer komplett aus. Die Kühe waren angekettet und waren verbrannt, jedoch nicht vollständig. Durch den Gestank war man immer bemüht, sich dort nicht länger aufzuhalten. Aber gerade an diesem Haus waren die Müllberge besonders hoch und man war animiert, bis in die Tiefe hinein zu wühlen. So war das auch dieses Mal. Helmut und ich stöberten erst im Haus herum, dann war der Haufen vor dem Haus dran. Und beim Wühlen griffen wir auf einen toten deutschen Soldaten. Beim Freilegen stellten wir fest, dass ihm der Kopf fehlte. Prinzipiell hatten wir uns an den Anblick von Toten gewöhnt. Aber wenn man unerwartet einen verwesenden Körper anfasst, in der Annahme es ist nur ein brauchbares Kleidungsstück, da bekommt man doch ein mulmiges Gefühl. Wenn dann noch der Kopf fehlt, wird das Ganze deutlich belastender. Das Wühlen wurde abgebrochen und uns war klar, dass wir den Toten beerdigen mussten. Das wurde auf den nächsten Tag verschoben.

Mit Spaten ging es dann am nächsten Tag wieder auf den Berg. Der tote Soldat lag ganz dicht am Haus, auf einem gepflasterten Streifen. Wir beseitigten den Müll und gleich neben dem Pflaster hoben wir ein entsprechend großes Loch aus, um ihn hinein zuschieben bzw. hineinzurollen. Da er schon einige Monate dort lag, mochten wir ihn nicht mehr mit den Händen bewegen oder sogar transportieren. Beim Ausheben des Loches kam ich immer häufiger mit meinem Kopf bzw. meiner Nase in die Nähe des Toten. Unangenehm! Wir hatten früher eine ausgesprochene Angst vor dem sogenannten „Leichengift“, was aber nach heutigem Kenntnisstand nicht gefährlich ist. Aber so ein Verwesungsgeruch lässt in der Phantasie alles zu. Der Tote war unter der Erde, für uns war die Aufgabe für diesen Tag erledigt.

Dann kam, was kommen musste. Ich legte mich am Folgetag ins Bett, bekam Fieber und wurde richtig krank. Zu dem Bett, das ich zu dieser Zeit nutzte, muss ich noch etwas sagen, denn mit der zunehmenden Schwere der Krankheit, entstanden zusätzliche Probleme für mich. Mein Bett war

ein übergroßes Kinderbett aus Metall, mit Seitengittern aus Maschendraht. Selbst im Alter von reichlich dreizehneinhalb Jahren passte ich noch bequem hinein. Das Hinein- und Herausklettern war normal schon sehr kraftaufwändig, aber ich wurde so krank, so dass ich das nur noch mit größter Anstrengung bewältigen konnte. Ich bekam in Intervallen stechende Leibkrämpfe, so dass ich es nur noch gekrümmt im Bett aushielt. Hinzu kam das Bedürfnis, mein „Inneres“ ständig zu entleeren. Es kamen aber nur Blutgerinnsel bzw. kleine Blutklumpen. Mutter war überzeugt, dass ich an der Ruhr erkrankt war, die ja bekanntlich sehr ansteckend ist. Es stand dann für alle fest: Das war das Leichengift! In solchen Situationen wusste sich Mutter immer irgendwie zu helfen. Das hatte sicher seinen Ursprung in ihrer Kindheit, denn das Dorf in der Ukraine in dem sie aufwuchs, kannte mit Sicherheit keinen Arzt. Mutter ging zu einem nah gelegenen Weizenfeld und schnitt Ähren. Die waren zwar noch nicht ausgewachsen bzw. ausgereift, hatten aber bereits brauchbare Kerne. Die Ähren wurden zerrieben, die Kerne auf dem Herd getrocknet und mit einer Kaffeemühle zu Mehl gemahlen. Mit einem Teesieb wurde nur das feinste Mehl zu einer Art Schleim gekocht und mir löffelweise eingeflößt. „Ich habe überlebt!“

Ich habe ja erwähnt, dass man im Durchschnitt von zwei Toten je Grundstück ausgehen konnte. Es waren immer Unbekannte, die auf der Flucht verstarben, durch Fronteinwirkung ums Leben kamen, oder auch von den Russen erschossen worden waren. Einmal fanden wir auch sechs polnische Mädchen erschossen in einer Rübenmiete. Es waren junge Menschen, die zur Zwangsarbeit bei den deutschen Bauern verpflichtet worden waren. Die Russen machten da kaum Unterschiede in ihrem Vorgehen, zumal das Verhältnis zu den Polen ohnehin seit Jahrhunderten, historisch bedingt, belastet war. Auch wir spürten das immer wieder.

Nun etwas zu dem Russengrab unweit von unserem Gehöft. Als die sowjetische Armee von Landsberg aus ihre Offensive fortsetzte bzw. einzelne Einheiten das nähere Umfeld durchkämmten, schienen sie manchmal selbst nicht zu wissen, wo sich noch Einheiten der deutschen Wehrmacht befanden. So passierte es, dass ein Schlitten, bespannt mit zwei Pferden und zwei aufgesessenen russischen Soldaten über einen Berg kommend, direkt auf das Nachbargrundstück von uns zufuhr. Die Besitzerin des Grundstücks hatte uns das Ereignis in allen Einzelheiten erzählt, sie wohnte später bei uns. Auf dem Grundstück befanden sich noch deutsche Soldaten in Abwehrbereitschaft. Außerdem hielten sich zu diesem Zeitpunkt auch viele Flüchtlinge dort auf. Als der Schlitten in schussicherer Entfernung war, eröffneten die Deutschen das Feuer, einer der russischen Soldaten war sofort tot, der andere wurde schwer verwundet. Auch ein Pferd wurde bei diesem Beschuss getötet. Das wurde von den Sowjets offensichtlich beobachtet und es dauerte nicht lange, da kam die Antwort. Das Haus erhielt einen Granattreffer, ein Teil der Hauswand wurde dabei aufgerissen und sechs Flüchtlinge verloren ihr Leben. Vatel Steinert, so wurde er von seiner Frau genannt, ging abends im Dunkeln mutig zum Schlitten, spannte das tote Pferd aus und fuhr den Schlitten mit dem schwerverwundeten Russen ins Dorf. Das war noch von der Wehrmacht besetzt. Was dann geschah, hatte Frau Steinert nie erfahren können. Das Pferd und die sechs deutschen Zivilisten wurden später von Unbekannten begraben. Den gefallenen russischen Soldaten haben die Sowjets direkt vor Ort beigesetzt. Als wir Ende März 1945 auf das Grundstück Krause kamen, war vom genannten Geschehenen nichts mehr zu sehen. Lediglich ein Stück des Schlittengeschirrs des toten Pferdes ragte aus der Erde heraus und das schnitten sich später die „Lederpolen“ ab.

Wie hielten wir über Nacht das Feuer im Herd? Streichhölzer gab es nicht zum täglichen Anzünden. Am Tag war das Gluthalten kein Problem. Man durfte nur nicht verpassen, immer wieder Holz nachzulegen, das wir ja reichlich hatten. Nach dem Abendbrot ließen wir das Feuer niederbrennen und legten ein Brikett drauf. War das angebrannt, wurde es mit viel Asche zugedeckt. Es schwelte über Nacht so dahin, dass früh immer noch Glut da war und man wieder ein Feuer aufbauen konnte. Es war aber keine Ausnahme, dass uns gelegentlich am Tag das Feuer ausging. Zum Glück war das immer im Sommer, wenn man das Haus nicht warm halten musste. Das Feuer ging dann schnell einmal aus. Was tun? Als Kinder haben wir oft mit einem Brennglas - eine große Linse von einer Taschenlampe - aus Spielerei Feuer gemacht oder den anderen Jungs unbemerkt Verbrennungen zugefügt. Also wussten wir aus Erfahrung, dass gebündelte Sonnenstrahlen eine sehr hohe Temperatur besitzen und zum Feuermachen genutzt werden können.

Das lief dann wie folgt ab: Ich hatte an einer unauffälligen Stelle Gewehrmunition deponiert. Eine

Patrone wurde geöffnet und das Schießpulver auf eine Kohlschaufel geschüttet. Dazu kamen kleine Holzspäne. Mit dem Brennglas wurde in der Sonne das Schießpulver entzündet, die Holzspäne schnell draufgelegt und das lodernde Feuer mittels Kohlschaufel problemlos in den Küchenherd gebracht. Nur einmal hatte ich ein wenig Pech. Es war wieder einmal das Feuer ausgegangen, allerdings war es schon kurz vor Sonnenuntergang und die Sonne hatte nur noch wenig Kraft. Die Prozedur lief wie immer ab und ich versuchte das Schießpulver zu zünden. Das wollte und wollte nicht klappen und ich ging immer weiter mit dem Kopf runter. Und dann entzündete es sich doch, fast explosionsartig und meine Wimpern und Augenbrauen waren weg gebrannt. Größere Verbrennungen hatte ich nicht, aber das gewollte Feuer! Wieder einmal Glück gehabt.

Unsere nächsten Nachbarn, etwa einen Kilometer entfernt, nur Frauen im Haus, sind recht oft zu uns gekommen, um glühende Kohle in einem Eimer zu holen. Sie behalfen sich auf ihre Art. Als später in Landsberg das erste Geschäft nach dem Krieg geöffnet hatte, war das Streichholzproblem gelöst. Aber das neue Problem hieß: Woher Zlotys kriegen, das polnische Geld. Nachdem sich die polnische Verwaltung schrittweise in den Städten aufbaute und auch auf das Umland von Landsberg Einfluss nahm, wurden wir eines Tages inoffiziell aufgefordert, für eine Kuh und ein Pferd Heu zu machen, in der Menge eines Wintervorrats. Da es genügend Wiesen und auch Kleeäcker in unmittelbarer Grundstücksnähe gab, machte das Abmähen mit der Sense fast Spaß. Eingeholt wurde das fertige Heu mit einem großen Handwagen. Wir waren eigentlich mehr als naiv zu glauben, ein Pferd und eine Kuh von den Polen zu bekommen. Später sollten wir erfahren, welche Absicht dahinter steckte.

Was wir nicht wissen konnten war, dass die Sowjetunion die mit Hitler ausgehandelte polnische Ostgrenze als verbindlich und endgültig erklärt hatte. Dafür wurde die polnische Westgrenze nach Westen, der heutigen Oder-Neiße-Grenze, verschoben. Die deutschen Gebiete fielen an die Polen. Alle Polen, die seit Generationen in nun litauischem Gebiet bzw. in der Westukraine lebten, wurden ausgewiesen bzw. umgesiedelt. Man könnte auch sagen: Sie wurden aus ihren angestammten Gebieten vertrieben, obwohl diese Nationalitäten immer friedlich nebeneinander gelebt hatten. In unseren Raum kamen 1945/46 vorwiegend Polen aus der Wojewodschaft Wilna, der heutigen Hauptstadt Litauens.

Durch das Kampfgeschehen und seine Folgewirkungen gab es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Haustiere mehr. In der Ferne, Menschen meidend, sah man gelegentlich ein Rudel von vielleicht fünf Hunden. Sie liefen immer in Reihe von groß nach klein, Jagdhunde bis Dackel, wie die „Bremer Stadtmusikanten“. Eines Tages waren aber auch sie nicht mehr zu sehen. Man erzählte, dass es im Nachbardorf jemand gab, der Hundefleisch aß, er sollte wohl am Verschwinden beteiligt gewesen sein. In unserem Grundstück lebte verwildert eine schwarze Katze. Sie lief immer schleichend geduckt und wenn sie uns erspähte, war sie wie ein Blitz verschwunden. Sie ernährte sich nur von gefangenen Mäusen und von denen gab es mehr als genug. Sie bekam mehrmals im Jahr, versteckt in der Scheune, Junge. Also musste es im Umfeld auch einen Kater geben, stand für uns fest. Der tauchte dann eines Tages bei uns auf, schwarz-weiß gefleckt, nicht scheu, aber faul im Mäusefangen. Er wollte von uns gefüttert werden. Die kleinen Kätzchen waren so verwildert, dass das Einfangen kaum möglich war. Einmal gelang es einem uns bekannten Polen, das war aber deutlich später, tatsächlich ein Jungtier zu fangen. Er nahm es in guter Absicht mit nach Hause und wollte ein zahmes Haustier daraus machen. Vergeblich! Er gab es bald auf und ließ das Tier bei uns wieder frei. Er erzählte uns dann Folgendes: Als er das niedliche Kätzchen im Zimmer frei ließ, spielte es regelrecht verrückt, riss alles nieder, warf alles um, biss und kratzte um sich, fauchte alle an und war nicht zu bändigen. In der Erkenntnis, das Tier ist nicht zu zähmen, brachte er es dann zu den anderen zurück.

Der Winter 1945/46 war grimmig kalt und unsere schwarze Katze kam immer wieder bis zur Haustür. Es muss ihr sicher schlecht gegangen sein. Und eines Abends, beim Öffnen der Haustür von innen, schoss sie wie eine Rakete ins Haus und weiter in die Küche. In der Nähe vom Herd hatten wir gebündeltes Astwerk gestapelt. Eigentlich war es ein Versteck für Dinge, die die Russen und Polen nicht finden sollten. Das war instinktiv Ziel für die Katze, die darin verschwand und sich nicht wieder sehen ließ. Das Futter, das wir abends hinstellten, war früh immer von ihr gefressen. Früh verlief die Prozedur umgekehrt. Beim Öffnen der Türen verschwand sie genau so schnell wie abends beim Unterschlupfsuchen. Als es draußen wieder etwas wärmer wurde, nahm sie unsere

Hilfe nicht mehr an und versorgte sich selbst.

Eines Tages kam ich auf seltsame Art zu einem Hund. Wieder einmal kamen drei russische Soldaten ins Haus, um in unseren Sachen herumzuwühlen und etwas Brauchbares mitzunehmen. Es war ein Sergeant dabei. Uns gegenüber verhielten sie sich gemäßigt und nicht aggressiv. Einer von ihnen hatte einen kleinen, noch jungen Hund bei sich.

Ohne richtiges Halsband, als Leine einen Strick, zog er das Tier mehr, als dass es freiwillig mit ihm ging. Wie es typisch für junge Hunde ist, bewegte sich das Tier tollpatschig, orientierungslos und schnüffelte nur herum. Die Soldaten verließen das Haus ohne etwas mitzunehmen. Nach etwa einer halben Stunde kam einer der Soldaten zurück und fragte in verständlichem Deutsch, ob wir den Hund gesehen hätten. Das war natürlich nicht der Fall, der Soldat zog wieder ab. Nach etwa wieder einer halben Stunde tauchte der kleine Hund allein auf und suchte unseren Kontakt. Das war uns zu Beginn gar nicht so richtig angenehm, denn wenn die Soldaten zurückgekommen wären und den Hund gesehen hätten, wären sie sicher davon ausgegangen, dass wir den Hund versteckt hätten. Das wäre uns nicht gut bekommen. Doch die Russen kamen nicht zurück und das Tier war unseres, ich könnte auch sagen „meins“.

Ab sofort hieß der kleine Tollpatsch „Fiffi“, er hörte auch bald auf diesen Namen. Fiffi hatte ein rotbraunes Fell, war kurzhaarig und etwas kleiner als ein Fuchs, als er seine volle Größe erreicht hatte. Er war sehr anhänglich, gelehrig und ein ausgesprochener Spurensucher. Dafür einige Beispiele: Es war Erntezeit für das Wintergetreide. In Ostpreußen wurde vorwiegend Roggen angebaut, Weizen war die Ausnahme. In etwas größerer Entfernung hatten wir doch ein Weizenfeld ausgemacht und gingen mit anderen zum Ährenschneiden. Da unweit die Straße nach Heilsberg vorbeiführte und häufig Militärfahrzeuge vorbeifuhren, wollten wir von denen nicht gesehen werden. Sie waren immer noch unberechenbar. Also verlief das Ährenschneiden nur kniend bzw. in abgeduckter Haltung. Obwohl niemand zu sehen war, raschelte es auffällig laut im Getreidefeld. Da das Geräusch direkt auf uns zukam, unterbrachen wir das Ährenschneiden um noch tiefer in Deckung zu gehen. Wir erwarteten Russen. Wer uns dann aber erfreut ansah, das war Fiffi. Eigentlich wurde Fiffi immer im Haus eingesperrt, wenn wir irgendwo hingingen. Opa Thieler hatte ihn etwas leichtfertig raus gelassen und er kam auf direktem Weg zu uns.

Ein anderes Mal ging es um eine größere Entfernung. Mutter, Werner und ich besuchten in Grünwalde die Familie, bei der Helmut während der Zeit in Powarschen, die Zeit des Pferdelaazetts und danach, mit Familienanschluss gewohnt hatte. Der Ort Grünwalde war mindestens vier Kilometer von uns entfernt. Wir mieden wie meist die Straße, gingen über Waldwege und nutzten auch die Bahnstrecke für unseren Weg nach Grünwalde. Bei der Familie Kämpfert angekommen gab es eine herzliche Begrüßung und da man gerade beim Essen war, sollten wir auch zugreifen. Wir haben ja auch nicht gehungert und waren versorgt, allerdings hatten wir schon lange keinen Brotaufstrich mehr. Und hier stand ein großes Weckglas auf dem Tisch mit einem Inhalt, der aussah wie Leberwurst. Zaghafte bestrichen wir unsere Schnitten, natürlich zurückhaltend dünn. Eine ältere Mitbewohnerin sah uns zu und meinte dann in richtigem Platt: „Moakt nur richtig droap, wie hääbbe jenoach davon un n könne wedder nieet moake!“ - „Macht nur richtig drauf, wir haben genug davon und können wieder Neues machen!“ In der Not wird man erfinderisch. Auf der Grundlage von Pilzen und verschiedenen traditionellen Gewürzen hatten sie einen leberwurstähnlichen Brotaufstrich gemixt. Zur Nachahmung empfohlen! Und nun kommts. Es war schon später Nachmittag. Wir wollten den Heimweg antreten. Wir öffnen die Haustür und wer steht da: Fiffi. Obwohl wir wenig benutzte Wege gingen, hat er nach Stunden die Spur aufgenommen und uns so wieder einmal überrascht. Opa Thieler hatte ihn auch dieses Mal aus dem Haus gelassen. Erschreckt hat er mich oft, wenn ich auf entfernten Grundstücken auf den Hausböden nach etwas Brauchbarem suchte. Tripp trapp kam jemand die Treppe hoch und begrüßte mich mit Schwanzwedeln. Man musste immer davon ausgehen, dass es Russen waren und eine unberechenbare Situation entstehen könnte.

Oft waren auch einzelne russische Soldaten unterwegs, die aus eigener Angst den Abzug ihrer MPi durchzogen. So passierte es einmal, dass ein junger Soldat, kaum 17 Jahre alt, bei uns vorbeikam und mir mit Gesten verständlich machte, dass ich mitkommen solle. Eigentlich wirkte er sympathisch, aber das will nichts bedeuten. Wir gingen zum unbewohnten Nachbargrundstück, er

suchte einen Ziegelstein, stellte ihn in ein Stallfenster, nahm die MPi von der Schulter, entsicherte sie, schoss und wollte mir nur zeigen, wie gut er schießen kann. Nach den bisherigen Erlebnissen erwartete man nie etwas Gutes. Möglicherweise nahm er mich auch nur mit, um die eigene Angst zu überwinden. Und die kam eigentlich immer auf, wenn man unbewohnte Grundstücke betrat.

Dass es auch anders kommen konnte, soll folgendes Beispiel zeigen. Eines frühen Abends hörten wir einen Schuss, der aus der Richtung des „Grafschen Grundstücks“ kam. Das Gehöft war nicht weit von uns weg. Wir hatten dort wiederholt herumgestöbert und kannten uns aus. Am nächsten Tag gingen wir dorthin um nachzuschauen, was das gewesen sein könnte. Scheune und einige Stallungen waren abgebrannt und in einem als Garage genutzten Teil stand noch ein durch die Flammen beschädigter PKW. Auch dort schauten wir hinein und zwischen PKW und Wand kniete eine nach vorn gebeugte Frau. Man hatte sie dort am Abend des Vortages erschossen. Warum? Ich sehe sie heute noch mit ihrem Lodenmantel in dieser Stellung. Sie konnte seitlich nicht umfallen. Dass wir uns sofort wieder entfernten, war verständlich. Wenige Tage später fanden wir ein Grab unweit der Stelle im anliegenden Garten. Wer sie begraben hat, haben wir auch nie erfahren.

Und nun eine Begebenheit, die wenig glaubhaft klingt, sich aber so abgespielt hat. Es war schon Sommer, aber die Kartoffeln in den Kellern unbewohnter Grundstücke waren noch verwertbar, wiederholt erschien ein Pferdewagen mit einem deutschen Gespannführer und vier aufgesessenen deutschen Frauen. Der Gespannführer, mittleren Alters, hatte auf einem Handrücken einen großen Sowjetstern tätowiert. Also war er in unseren Augen ein Kommunist der in der Sowjetunion gelebt haben musste und jetzt im Dienst der Roten Armee Aufgaben zu erfüllen hatte. Das machte ihn uns gegenüber nicht unbedingt sympathisch. Sie machten meist bei uns Rast und wir gaben auch Hinweise, wo sie vielleicht noch Kartoffeln finden könnten. Aus diesen Gesprächen konnten wir folgendes erfahren: In Preußisch-Eylau, unmittelbar hinter der jetzt polnisch-russischen Grenze, damals mehr Demarkationslinie, nördlich Landsberg, gab es ein großes Lager, in dem vorwiegend deutsche Frauen und Kinder interniert waren. Den Menschen dort ging es nicht besonders gut. Man könnte auch sagen: Die Versorgung war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Und dieses Gefährt war täglich unterwegs, um noch etwas für die Versorgung zu finden. Der Mann erklärte uns noch, dass er kaum verhindern kann, wenn die anwesenden Frauen unterwegs von russischen Soldaten vom Wagen geholt und vergewaltigt werden. „Ich kann schon mal bei einer sagen: Das ist meine Frau, aber mehr als eine kann ich nicht schützen“, meinte er.

Aber jetzt kommt die Falschheit und Verwerflichkeit dieses Menschen. Auf dem genannten Grundstück Bortz, wo wir den Soldaten ohne Kopf beigesetzt hatten, sah er das Grab mit dem aufgesetzten deutschen Stahlhelm. Er schmiedete danach folgenden Plan, um eine von den Frauen „trösten“ und für sich gewinnen zu können. Er schrieb einen Brief als Information, wer hier begraben wurde. Als Absender gab er einen Namen an, als wäre er ein Wehrmachtskamerad gewesen, der dabei war, als dieser Soldat ums Leben kam. Diesen Brief steckte er in eine Feldflasche, die er auf diesem Grundstück ganz „zufällig“ fand. Dass der Name des Gefallenen nun auch „ganz zufällig“ der Mann einer dieser Frauen war, lässt sich schon erahnen. Als der Pferdewagen bei der Rücktour wieder bei uns hielt, fiel uns nur die kaum zu beruhigende und weinende Frau auf. Eine andere erzählte uns diesen Vorfall. Wir klärten diese andere Frau auf mit dem Hinweis, sie möge zu einem späteren Zeitpunkt das Ganze richtigstellen. Wir haben diesen Pferdewagen nie wieder gesehen.

Da die Belästigungen durch die Russen langsam seltener wurden, war offensichtlich, dass es im südlichen, jetzt polnischen Ostpreußen immer weniger sowjetische Einheiten gab. Das nutzten wiederholt frühere Wehrmattsangehörige, um „ins Reich“ zu gelangen. Einmal waren es zwei Männer, die aus sowjetischer Gefangenschaft geflüchtet waren. Ein anderes Mal waren es zwei, die sich in den Wäldern versteckt hatten und meinten, jetzt aufbrechen zu können. Und dann waren es wieder einmal zwei, die bereits von Kurland aus unterwegs waren. Kurland ist eine Region im westlichen Bereich Lettlands und Estlands. Dort lebte einst das Volk der Kuren. Die Kurlandarmee, eine größere Wehrmachtseinheit, hatte sich bis zur Kapitulation Deutschlands in einem Kessel verteidigt und ging dann geschlossen in die Gefangenschaft. Diese beiden Wehrmattsangehörigen ließen sich nicht gefangen nehmen. Sie warteten einige Zeit und machten sich dann auf den Weg. Sie hatten sogar noch ihre Pistolen bei sich, was sehr gewagt war. Die Strategien dieser Menschen war sehr unterschiedlich. Einige gingen nur nachts und hielten sich am Tag ver-

steckt. Andere hängten sich eine Werkzeugtasche um und taten so, als suchten sie Autowracks als Ersatzteilerpender. Die zwei aus Kurland hatten sich bei uns im Morgengrauen auf dem Stallboden im Heu versteckt. Wir merkten das gleich früh durch die angestellte Leiter. Natürlich erhielten alle von uns Proviant, aber keine Gruppe hielt sich länger bei uns auf als einen Tag oder eine Nacht.

Die Zeit zur Getreideernte war bereits gekommen. Getreide stand genug auf den Feldern. Wir entschieden uns die zwei grundstücksnächsten Felder abzuernten. Helmut hatte sich wieder einmal abgenabelt, er hatte sich eine Tätigkeit bei einem neu gegründeten staatlichen polnischen Unternehmen gesucht, das die Hauptverkehrsstraßen notdürftig in Ordnung bringen sollten. Es gab Straßenabschnitte, die durch Granateinschläge kaum befahren werden konnten. Es war ein Unternehmen mit nur wenigen Leuten, aber zwei polnischen Chefs, die er überall mit einer Zweispännerkutsche hinfuhr, manchmal auch nur zum Vergnügen. Für Helmut bedeutete diese Tätigkeit persönliche Sicherheit, andererseits genoss er aber auch ausgesprochene Freiheiten.

Die Straßeninstandsetzung war zu dieser Zeit ohnehin kaum möglich. Es gab weder Baustoffe noch Transportmittel dafür. Helmut konnten wir somit für das Einbringen der Ernte kaum einplanen. Opa Thieler und ich haben dann mit der Sense das Getreide gemäht, Mutter hat es zu Garben gebunden und dann wurde es zum Restrocknen in Kuppen bzw. Hocken aufgestellt. Ich musste allerdings noch Zusatzelemente für die Sensen anfertigen und befestigen, so dass das abgesenete Getreide in einem Schwad, einer geschlossenen dichten Reihe, zum Liegen kam. Insgesamt war es mehr als ein Hektar, den wir gemäht haben. Nach dem Austrocknen wurde dann alles mit einem Handwagen in die Scheune gefahren. Sie wurde tatsächlich voll. Das Ausdreschen hatte noch Zeit, denn es war traditionell eine typische Winterarbeit.

Etwas später, das Getreide auf den Feldern war bereits überreif, beobachteten wir in der Nähe der Landsberg-Heilsberger Chaussee, wie eine große Gruppe Frauen Getreidefelder mit den typisch russischen Sicheln abernteten. Es waren Frauen aus dem Lager von Preußisch Eylau. Typisch russisch! Erst hat man die gesamte Erntetechnik in die Sowjetunion gebracht und jetzt Sichel von dort beschafft um auf primitivste Weise das Getreide zu mähen. Zu ergänzen wäre noch, dass nur ein Bruchteil der Getreidefelder abgeerntet worden ist. Der größte Teil blieb auf dem Halm. Anderswo sind Menschen verhungert, insbesondere in den Lagern.

Wir hatten jedenfalls für unseren Bedarf ausreichend geerntet und mit den angebauten Kartoffeln hatten wir für den kommenden Winter vorgesorgt, vorausgesetzt, niemand nahm uns was weg. Problematischer war die Versorgung mit Fett und Fleisch. Diese Nahrungsmittel fehlten völlig und die damit verbundenen Nährstoffe konnten dem Körper nicht zugeführt werden. So wurde ich im Frühjahr 1946 durch Mangelernährung nachtblind. Eine sehr belastende Situation, wenn alles tief-schwarz ist, und nur in gewissen Zeitabständen die normale Dunkelheit für Bruchteile von Sekunden aufblitzt.

Um doch an ein wenig Fleisch zu kommen, versuchte ich, verwilderte Tauben einzufangen. Es war das einzige Federvieh, das überlebt hatte und sich zu großen Schwärmen zusammenfand. Sie waren nach kurzer Zeit so verwildert, dass ein Einfangen aussichtslos war. Waghalsig versuchte ich an Nester zu gelangen und der Erfolg war, dass nur federlose heranwachsende Tauben mein Eigen waren. Allerdings konnten sie noch nicht selbst Körner aufnehmen, sie wurden bisher noch vollständig von den Alten versorgt. Also blieb mir nichts weiter übrig, als sie von Hand zu füttern, d. h. Schnabel auf und Korn für Korn hinein. Bei fünf gefräßigen Tauben war mein Tag ausgefüllt. Futter zu finden war kein Problem. Auf den unbewohnten Grundstücken fand ich ausreichend Wicken, ein beliebtes Taubenfutter. Für den menschlichen Verzehr war diese Hülsenfrucht nicht geeignet. Wicken schmecken bitter. Vor dem Füttern musste ich die Wicken eine längere Zeit im Wasser quellen lassen, dadurch nahmen sie an Volumen zu und sicherten den Flüssigkeitsbedarf der Tauben ab. Die Tauben wuchsen schnell, fraßen auch bald selbst und waren sehr zahm. Sie gehörten fast zur Familie. Wenn ich mich gelegentlich vom Grundstück entfernen wollte, passierte es oft, dass einzelne hinterher geflogen kamen und sich auf meine Schultern setzten.

Zwei Tauben landeten dann eines Tages im Kochtopf. Das tat mir sehr leid, aber es war das ursprüngliche Anliegen. Mit den drei übrigen verband ich die Hoffnung, dass ein Pärchen darunter ist und Taubennachwuchs zu erwarten war. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, es waren drei

Täuber. Als sich eines Tages eine Gruppe von polnischer Miliz unserem Grundstück näherte, nahm Helmut ein Beil und hackte allen die Köpfe ab. Er versteckte eiligst die Tauben und wir hatten noch einmal Fleisch. Da diese jungen Milizionäre alles mitnahmen, was ihnen gefiel, war diese schnelle Entscheidung letztlich das kleinere Übel.

Bei der Suche nach Fleisch durften wir nicht wählerisch sein. Eines Tages erspähte ich in einer Baumgruppe ein Nest einer Elster. Da ich als Kind häufig kletterte, war es kein Problem, das Nest zu erreichen. Leider war nur ein Junges darin, aber kurz vor dem „Flüggesein“, also schon voll befiedert. Nach dem Töten und Rupfen waren wir insofern enttäuscht, weil der Rabenvogel Elster körperlich ausgesprochen klein war und der befiederte Kopf fast so groß wie der Körper schien. Geschmeckt hat's trotzdem! Es gab noch eine andere waghalsige Begebenheit mit dem Nesterausnehmen. Etwas weiter von uns entfernt war in einer Baumgruppe auf einem relativ hohen Baum ein Horst von einem Habicht. Fleisch ist Fleisch, Federvieh gleich Federvieh! Ein etwa gleichaltriger Junge wurde an dem Unternehmen beteiligt. Natürlich lag die Initiative zum Besteigen des Baumes wieder bei mir. Ich war etwa einen halben Meter von meinem Ziel entfernt, als sich eines der alten Tiere im Sturzflug näherte, um das Nest mit den Jungen zu verteidigen. Ob Scheinangriff oder ernst, ich kletterte so schnell wie möglich nach unten und ließ von meinem Vorhaben ab.

Es war die Zeit der Kartoffelernte und wir befanden uns am oberen Ende des Ackers. Dort stand eine große Fichte. Sie war als einzelner Baum breit gewachsen mit weit ausladenden Ästen. In wenigen hundert Metern Entfernung war unser Wäldchen, entgegengesetzt ein zweites Wäldchen. Eine Jungkrähe wollte von einem Wald zum anderen fliegen und bekam Konditionsprobleme. Sie schaffte es mit letzter Mühe gerade noch bis zu diesem Baum und auch nur auf einen der unteren Äste. Schnell lief ich ins Haus und holte mein Katapult. Die Krähe saß immer noch da und hatte wohl keinen Mut zum nächsten Wäldchen weiterzufliegen. Bei dieser Entfernung zum Vogel, etwa acht Meter, war das Treffen nicht unbedingt das Problem. Aber das dicke Federkleid einer Krähe hatte ich unterschätzt. Das Tier schüttelte sich nur und plusterte sich sichtbar auf. Den Kopf zu treffen wäre sicher die Lösung gewesen, aber das klappte nicht. Jetzt nahm ich größere Steine und versuchte es mit gezieltem Werfen. Das war erfolgreich und ich hatte die Krähe! Vom Hörensagen wusste ich, dass das Fleisch von Krähen bitter schmecken soll. Man soll einen Rabenvogel daher enthäuten. Also wurde das Tier nicht gerupft, sondern abgezogen wie ein Kaninchen. Das ging problemlos. Wir konnten dann beim Essen feststellen, dass Krähenfleisch wie Taube schmeckt.

In Ostpreußen gab es relativ viele Krähen, die aber als Nahrungsmittel nicht gefragt waren. Allerdings stand in unserem Lesebuch eine Geschichte über „Krajebieter“ - Krähenbeißer- auf der Kurischen Nehrung. Dort wurden die Krähen mit großen Netzen gefangen und mit einem Biss hinter den Kopf getötet. Es war wohl eine Winterbeschäftigung der Fischer. Man kann sicher davon ausgehen, dass es ein delikater Ausgleich zum Fisch war, der vorwiegend gegessen wurde.

## **Neue polnische Nachbarn**

Ich hatte schon erwähnt, dass man in unserer Region Polen angesiedelt hatte, die aus Litauen und der Ukraine vertrieben worden waren. Eines Tages kam ein großer kräftiger Mann, Alter um die Mitte 30, vorsichtig um die Scheunenecke und suchte Kontakt zu uns. Er sprach ein recht gutes Deutsch, so dass man sich gut mit ihm verständigen konnte. Unter der Jacke hatte er eine Flasche Milch versteckt, für unseren kleinen Werner. Er muss schon länger beobachtet haben, dass ein Kind zu unserem Hof gehörte. Es war wohl die erste Milch seit Februar, als wir kurzzeitig in Reddenau die von dem älteren Russen uns überlassene Kuh hatten. Der Pole, er hieß Wladislaw Sawko, kam aus dem Dorf Mitkuschki, aus der Nähe von Wilna. Er hatte sich mit der Familie seines Bruders und einer anderen Familie auf dem Grundstück einquartiert, wo man die Frau erschossen hatte. Dieses Grundstück, überdurchschnittlich groß, der frühere Besitzer hieß Graf, hatte auch ein relativ großes Wohnhaus, so dass alle Platz genug hatten. Wlader, wie er allgemein genannt wurde, war Junggeselle und ihm reichte ein Zimmer. Sein Bruder Ludwig hatte schon vier Kinder und war früher Offizier in der polnischen Armee. Obwohl beide mit Pferd und Wagen und jeweils einer Kuh kamen, war ihr Besitz recht dürftig. Die Familie des Bruders brachte noch einige Hühner mit

und Wlader besaß noch einen Hund. Die dritte Familie besaß nichts von alledem und verhielt sich immer bescheiden.

Von offizieller Seite sah man nicht gern, dass Polen mit Deutschen eine engere Beziehung aufbauten, aber insgesamt entwickelt sich zu diesen Menschen ein fast freundschaftliches Verhältnis in gegenseitiger Achtung. Wir hatten beide unter den Russen gelitten, sie waren aus ihrer Heimat vertrieben worden, uns stand das noch bevor. Das wusste man, somit hatten wir ein ähnliches Los. Wir Deutschen ersehnten eigentlich den Zeitpunkt einer Übersiedlung ins „Reich“, denn eine Zukunft gab es für uns ohnehin nicht mehr in Ostpreußen. Wir waren auch von den Erlebnissen zu sehr belastet.

Die vertriebenen Polen konnten sich nur schwer an die neuen Bedingungen anpassen und sahen für sich auch keine richtige Zukunft. Das äußerte sich u. a. darin, dass trotz reichlich zur Verfügung stehenden Bodens nur so viel bewirtschaftet wurde, dass es gerade für die eigene Grundversorgung reichte. Diese Einstellung hielt lange an. Zu Beginn wurde gar nichts gemacht. Begünstigt wurde das dadurch, dass die Polen in der ersten Zeit Konserven und anderes von der UNRRA erhielten, ebenso Saatgut und im Frühjahr 1946 sogar Pflanzkartoffeln. Alles kam aus den USA. Die Kartoffeln hatten allerdings auf dem Schiffstransport sehr gelitten und sind vermutlich auch mit der Bahn sehr lange unterwegs gewesen. Die Abholung durch die Bauern erfolgte in Heilsberg. Hier endete auch die wieder in Betrieb genommene Eisenbahn. Dort lagerte ein Riesenberg stinkender und z. T. verfaulter Kartoffeln. Beim Herauslesen noch brauchbarer Kartoffeln mit den Händen kam stets Brechreiz auf. Ich begleitete die Sawkos dabei. Für das Saatgetreide hatten die meisten Polen einen besonderen Einfall. Das Getreide war gebeizt, also in dieser Form für den menschlichen Verzehr nicht geeignet. Man hatte die Beize auch rot eingefärbt. Die Polen wuschen und trockneten es, und machten es so für den Verzehr wieder genießbar. Es kam anteilig nur wenig in den Boden. Die UNRRA übrigens war eine Organisation, die bereits 1943 in den USA gegründet wurde und u. a. für Flüchtlingsprobleme zuständig war. Sie wurde 1947 bereits wieder aufgelöst. Man unterstellte den USA, dass sie mit politischen Absichten gegründet worden war.

Mit der Ansiedlung der Polen normalisierte sich in der zweiten Sommerhälfte langsam die Situation. Wir fühlten uns in dem neuen Umfeld etwas geschützt. Die wenigen Zentralpolen konnten sich uns gegenüber nicht mehr so aggressiv verhalten. Die Russen dominierten nur noch, wenn sie in größeren Gruppen unterwegs waren. Doch dann passierte es einmal, dass ein größerer Trupp im Vorbeigehen in unser Haus kam und Mutter vergewaltigen wollte. Sie klammerte sich an Werner und mich und ließ sich nicht wegreißen. Dann gaben sie auf, als sie sahen, dass die ganze Küche und ich voll Blut waren. Als ich nämlich den Trupp aus der Ferne kommen sah, beobachtete ich, ob er tatsächlich an der Weggabelung zu uns abbog. Ich war barfuß und trat dabei in eine im Gras liegende zerbrochene Glasflasche. Dabei zog ich mir eine tiefe Schnittwunde zu, das Blut spritzte regelrecht heraus, und so sah auch die Küche aus.

Kurz nachdem die Russen weg waren, erschien Wladers Bruder Ludwig, aufgeregt und voller Wut auf die Russen. Ob er die Russen vorher schon beobachtet hat, weiß ich nicht. Unter seiner Jacke holte er sein Offizierspatent von der polnischen Armee hervor und brachte es in einen Zusammenhang mit den Ereignissen in Katyn. Katyn war ein Ort im früheren östlichen Polen, wo die Sowjets Tausende polnische Offiziere erschossen hatten und dieses Verbrechen der deutschen Wehrmacht anlasteten. Wir kannten bisher nur diese Version und erst viel später erfuhren wir, dass es tatsächlich die Sowjets waren. Ludwig muss diesem Massaker irgendwie entkommen sein. Sein Vorhaben, uns in dieser Situation beschützen zu wollen, war mehr als ein Wagnis.

Noch ein Erlebnis aus der Zeit, als die polnische Miliz die Ordnung wieder herzustellen versuchte. Uns Deutschen gegenüber gab es allerdings erhebliche Abstriche. Selbst die Milizoffiziere unterschieden sich kaum von ihren Untergebenen. Im Gegenteil: Sie gingen allein auf Diebestour, so dass es keine Zeugen gab. Andererseits gab es auch offiziell eine polnische „Liquidierungskommission“, obwohl es kaum noch etwas zum Liquidieren gab. Die Landsberger Miliz war zuständig für den Bereich Hoofe bzw. unsere Wohnregion. Eines Tages erschien ein Milizoffizier in unserem Haus und suchte nach Beute. Als er in unser Wohnzimmer trat, fand sein Vorhaben schlagartig ein Ende. Von einem großen Bild an der Wand schaute ihn der „gekreuzigte traurige Jesus“ an. Als guter Katholik kniete er nieder, bekreuzigte sich und fragte nur, ob wir auch katholisch sind. Er zog

von dannen, nahm natürlich nichts mit. Wenige Tage später erschien er wieder, um das Bild gegen ein Brot einzutauschen. Natürlich wurde das von uns akzeptiert. Wir hätten ohnehin nicht verhindern können, wenn er das Bild mitgenommen hätte. Tage später erschien er wieder, jetzt zum Beute machen. Kein Heiliger konnte mehr zuschauen oder Zeuge sein, er hatte freie Hand. Später erfuhren wir von einer jungen Frau, die bei der Familie in Landsberg Schneiderarbeiten durchführte, dass er sich vor und nach jeder Diebestour vor dem Bild bekreuzigte. Damit waren ihm sicher seine Sünden vergeben. Wir hatten übrigens dieses Bild und ein zweites mit dem Abendmahl vor längerer Zeit vom Graftschen Grundstück mitgenommen. Beide Bilder hingen dort noch an der Wand. Selbst die stets plündernden russischen Soldaten hatten sie nicht angetastet. Als wir im Dezember 1946 zur Ausreise aufbrachen, gaben wir das Bild mit dem Abendmahl Ludwig Sawko.

Im Jahr 1997 machten wir eine Masurenreise. Ich wollte die Orte aufsuchen, die ich aus den Jahren der Flucht und des Ringens ums Überleben in Erinnerung hatte. Wir suchten auch Kontakt zu den Nachfahren der Sawkos und unterhielten uns lange mit einem Enkel von Ludwig. Er kannte alle Einzelheiten aus jener Zeit und konnte uns auf Anhieb einordnen. Er sagte mit Stolz, dass er jetzt das Ölgemälde von seinem Opa hat und bot an, es uns zu geben oder wenigstens zu zeigen. Natürlich sollte er das Bild behalten, zumal es uns ja auch nicht gehörte und für ihn ein Stück Erinnerung an seinen Opa war. Es dürfte eine Ausnahme sein, dass das Bild noch dort hängt, wo der ursprüngliche deutsche Besitzer es hingehängt hatte.

Doch zurück zum Alltag: Ich schrieb bereits, dass ich handwerklich recht begabt war und mich trotz meines Alters von knapp 14 Jahren in fast allen Gewerken zurecht fand. Und das ohne viel Werkzeug. Das begann mit der Reparatur der Schuhe und Stiefel der Sawkos. Bei vier Kindern in Ludwigs Familie war immer etwas kaputt. In dieser Zeit gab es in Hoofe und Landsberg weder einen Schuhmacher noch andere Gewerke. Es gab nur eine Bedingung für meine Dienstleistung: Leder zum Besohlen des Schuhwerks musste jeder mitbringen. Aber das war kein Problem, alte Pferdegeschirre und anderes Lederzeug waren immer zu finden. Ich habe bei den Schuhreparaturen alles gemacht. So u. a. das Besohlen, neue Absätze, Riester aufsetzen u. Ä. Am häufigsten mussten Nähte erneuert werden. Besonders anspruchsvoll war Wlader bei seinen Stiefeln. Da durfte kein Täks, sprich Nagel, in die Sohle. Ich durfte nur mit Holzspeilen besohlen. Holzspeile sind Stifte etwa im Querschnitt eines Streichholzes. Auch die musste ich selbst aus Buchenholz anfertigen. Bei Wladers Stiefeln machte das Besohlen keinen Spaß. Es war so viel Erde im Stiefel, die ich regelrecht herausstemmen musste. Entlohnt wurde ich meist mit Lebensmitteln, z. B. Eiern. Seltener war die Bezahlung eine UNRRA-Konservenbüchse o. Ä. und nur in Ausnahmen gab es ein paar Zlotys. Geld hatten die Polen selbst kaum und falls doch, hatte eine kleine Flasche „Polski Monopol Wodka“ den Vorrang.

Die Sawkos empfahlen mich weiter und die Lederarbeiten erweiterten sich auf die Reparatur von Pferdegeschirren. Am häufigsten waren es Nährarbeiten. Unter den Polen sprach sich bald herum: Hantschik (Hans) kann alles. Ich setzte bald auch Milchscheidern zusammen, die die Polen nicht kannten und die auf vielen Hausböden zu finden waren.

Auch Uhren „baute“ ich selbst. In den ersten Monaten des Jahres 1945 war die einzige Zeitmessung der Sonnenstand. Später wurde das mit einer Sonnenuhr schon etwas genauer, zumindest was die Mittagszeit 12.00 Uhr betraf. Auf dem Hof wurde ein Pfahl eingeschlagen und mit einem Magneten eines Radiolautsprechers das Zifferblatt einer Uhr in die Nord-Südrichtung justiert. Ein großer Nagel warf den Schatten und wir hatten eine Richtzeit. Später wurde das Instandsetzen von Uhren, meist Wecker, fast zum Hobby. Ich hatte schon wiederholt erwähnt, dass die Russen in ihrer Zerstörungswut alles durch die Fenster geworfen hatten. In diesen Haufen fand ich mehrfach beschädigte oder demolierte Wecker. Bei den meisten war die „Unruhe“ entweder zerbrochen oder oft auch nur aus ihrer Lagerung gesprungen. Der erste instand gesetzte Wecker wurde bei uns nicht alt. Wir hatten wieder einmal einen „Russensbesuch“ spät abends, wir waren bereits zum Schlafengehen ausgezogen. Den Wecker hatte ich zwar unter meinen Sachen versteckt, aber einer fand ihn doch. Und so wechselte mein erster funktionsfähiger Wecker schnell seinen Besitzer.

Da die meisten Wecker wegen der zerbrochenen Unruhen nicht reparaturfähig waren, kam ich auf den Gedanken, statt der fehlenden Unruhe ein kleines Pendel an dem sogenannten Anker anzubringen, das den Gang und die Zeitjustierung ermöglichte. Dies funktionierte nur, wenn die Uhr

nach Gehör richtig aufgehängt wird. Dieses Gehör fehlte vielen, auch dem schon erwähnten Milizoffizier. Er kam wieder einmal auf der Suche nach Beute zu uns. Ich hatte gerade einen Wecker zusammengebastelt, der jetzt eine Pendeluhr in einem selbst gefertigten Holzgehäuse war. Das war natürlich seine. Die Bekannte, die dort schneiderte, erzählte, dass er es nach dem ersten Aufziehen der Uhr nicht schaffte, sie wieder in Gang zu bringen. Für ihn war sie wertlos. Vielleicht hatte er vor seinem diesem Beutegang nicht genügend gebetet! Es waren nicht wenige Uhren dieser Art, die ich anderen Deutschen schenkte. Einen ordentlichen Wecker brachte ich aber auch noch zusammen, den wir mit ein bisschen Glück bei der Ausreise nach Deutschland retten konnten.

In den ersten Sommermonaten 1945 baute ich auch zwei Fahrräder zusammen. Vorher hatte ich mit Rädern kaum etwas zu tun, aber es war nicht schwer, die technischen Zusammenhänge zu erkennen. Da auf fast allen Grundstücken Fahrräder vorhanden, aber der Zerstörungswut der Russen zum Opfer gefallen waren, gab es in der ersten Zeit genügend Ausgangsmaterial. Das erste Fahrrad nahm ein Russe bei einer Beutetour mit. Er konnte vermutlich Rad fahren, er versuchte zumindest aufzusteigen. Bald darauf bastelte ich erneut ein Fahrrad zusammen. Da war es schon schwieriger brauchbare Teile zu finden. Doch wir bekamen wieder Besuch. Ein Russe war mit einem Panjewagen unterwegs und senste unmittelbar in Grundstücksnähe Grünfutter für sein Pferd ab. Für ihn war es selbstverständlich, dass er sich nach etwas Brauchbarem bei uns umsah. Er war aber nicht bössartig oder aufdringlich. Als er das Fahrrad entdeckte, hatte sich sein „Besuch“ gelohnt. Er betrachtete das Gefährt, schob es zu seinem Wagen, legte es behutsam auf sein Grünfutter und verschwand. So schnell war auch dieses Fahrrad weg. Da solche Dinge zum Alltag gehörten, gab es auch kein Nachtrauern. Wir hatten ja gelernt stillzuhalten, das war eine Überlebensnotwendigkeit.

Mit den angesiedelten Polen lebten wir friedlich zusammen. Nicht weit von uns hatte sich eine Familie Renkewitz niedergelassen, die aus Wilna stammte. Auf dem bis dahin unbewohnten Grundstück waren die Gebäude unbeschädigt. Allerdings war unmittelbar nach den Kampfhandlungen ein Pferd in den nicht abgedeckten Brunnen hineingestürzt. Also gab es kein Trinkwasser. Man holte sich Wasser aus einem nahe gelegenen Teich. Es war zwar ganz klar, aber eine Dauerlösung konnte das nicht bleiben. Pan Renkewitz war früher Arbeiter in einer Papierfabrik. Er zeigte mir mal stolz eine Papierrolle, an deren Herstellung er vermutlich beteiligt war. Für ihn war es ein Stück Erinnerung an die Heimat. Er sprach nur wenig Deutsch und war überhaupt nicht sprachbegabt. Pani Renkewitz, sehr füllig mit einem Riesenbusen, war nie die schnellste, aber immer beschäftigt und im Gegensatz zu ihrem Mann ausgesprochen sprachbegabt. Es gab noch eine etwa 18-jährige Tochter, eine fleißige „Bohnenstange“ und Mirosław, etwa 9 Jahre alt. Miros war ein ausgeprägt anhänglicher Junge. Als im Spätsommer 1945 der Schulbetrieb in Hoofe aufgenommen wurde und Miros Schulbücher erhielt, musste ich ihm immer Geschichten aus dem Lesebuch vorlesen. Wenn ich vieles auch nicht verstand, so gut war mein Polnisch noch nicht, so lernte ich aber das polnische Alphabet richtig zu lesen und Miros korrigierte mich bei der Aussprache.

Da diese Familie aus der Stadt kam und mit Landwirtschaft nie etwas zu tun hatte, gab es erhebliche Anlaufprobleme. Sie ließen sich kaum von den eigenen Landsleuten beraten, sondern fragten wiederholt mich, doch ich hatte auch nur begrenzte Kenntnisse von Ackerbau und Viehwirtschaft. Eines Tages baten sie mich, alles auf dem Grundstück mit in Ordnung zu bringen. Das begann mit dem Ausmisten der Ställe und setzte sich mit anderen Arbeiten fort. So hatte ich für einige Zeit meine gesicherte Versorgung. Sie hatten selbst nicht viel, meist war das Essen vegetarisch. Zu Beginn wurde eine große Tonschüssel mit Suppe auf den Tisch gestellt, jeder hatte einen Holzlöffel und alle löffelten ohne Hakelei bis die Schüssel leer war. Nach einer gewissen Zeit gab es eine neue Essvariante. Es gab mehrere kleine Schüsseln, jetzt wurde zu zweit gelöffelt. Ich vermutete, dass die Familie tatsächlich nur wenig Besitz mitbringen konnte. Sie kamen ohne Pferd und Wagen, mit wenig Gepäck. Doch plötzlich war ein ungeahnter Qualitätssprung in der Esskultur möglich. Jeder hatte seinen eigenen Teller, richtigen Löffel und auf dem Tisch standen verschiedene Schüsseln. Woher auf einmal dieser Reichtum? Nachdem wir die Stallungen ausgemistet und richtig gereinigt hatten, entdeckte Pan Renkewitz in der Futterkammer im Stall eine Bodenklappe, darunter war eine Treppe, die in eine Art Futterkeller führte. Dort hatten die deutschen Grundstücksbesitzer, eine Familie Scheffler, einen Teil ihres Geschirrs vor den Russen versteckt, als sie die Flucht antraten. Wie alle anderen hofften auch sie wieder zurückzukommen.

Eines Tages bekam die Familie Renkewitz ein Pferd und eine Kuh. Die Tiere stammten wohl auch aus den USA, auch diese Aktion lief über die UNRRA. Die Kuh hatte sich schnell mit ihrem neuen Zuhause abgefunden und war nicht scheu. Sie gab genügend Milch und erfüllte ihre Funktion. Das war mit dem relativ großen und kräftigen Pferd total anders. Es verhielt sich wie ein eingefangener Mustang, war wild, schreckhaft, scheu und vermutlich noch nie in einem Geschirr bzw. eingespannt vor einem Wagen. Damit sollte ein ahnungsloser unerfahrener Nichtbauer zurechtkommen! Man musste immer auf Abstand bleiben und aufpassen, nicht von einem Beintritt erwischt zu werden. Eines Tages war ich beim Einfahren von Heu in der Nähe von Landsberg behilflich. Das Aufladen des Heus und das Weiterführen des Wagens zu den einzelnen Haufen klappte ganz gut, doch dann kam das Verhängnis: Der Wagen war beladen, oben auf nur die Tochter, die das Heu gestapelt hatte. Ihr wurde von unten die Leine zugeworfen. Das Pferd erschrak, raste los, drehte auf dem Acker eine enge Kurve, der Wagen kippte um, das Mädchen flog im hohen Bogen durch die Luft - dann trat Ruhe ein. Zum Glück war ihr nichts Schlimmeres passiert, sogar der Wagen hat den Sturz ohne Bruch überstanden.

Noch ein Beispiel des menschlichen Nebeneinanders, das eigentlich unerwünscht war. Familie Renkewitz bot uns an, unser Getreide und anderes bei ihnen zu deponieren, damit es uns niemand wegnehmen konnte. Ich habe bei ihnen eine große Munitionskiste abgestellt und einen Teil unseres Roggens eingelagert. Jederzeit hatte ich Zugang und holte geringe Mengen nach Bedarf. Mutter half oft auf dem Acker und klein Werner spielte in Eintracht mit Miro.

Da ich dann immer weniger gebraucht wurde, suchte ich nach schöpferischer Beschäftigung. So baute ich eine Windmühle mit etwa 2,5 m Spannweite und nutzte als Welle eine große Kreissäge, das Sägeblatt wurde natürlich entfernt. Ich hatte auch bald eine Idee für eine praktische Nutzung. Am anderen Ende der Welle befestigte ich ein großes Schwungrad von einem landwirtschaftlichen Gerät. Damit wollte ich einen Fahrraddynamo antreiben, um ein wenig Licht am Abend zu haben. Fahrraddynamos hatten früher ein Ritzel aus Eisen. Das Schwungrad, das ohnehin unrund lief, war auch aus Eisen. Gemeinsam gab das ein weit hörbares Geräusch, so als heulte eine Sirene. Ich hätte dadurch auf uns aufmerksam gemacht und gab auf. Eines Tages stolperte Opa Thieler gegen einen Windflügel und brach ihn ab. Damit war mein „Müllerspiel“ beendet.

Wiederholt habe ich aufgezeigt, dass wir genügend Getreide für die Brotversorgung und auch für eine morgendliche Schrottsuppe hatten, aber der Roggen als Korn ist noch kein Mehl. Zu Beginn haben wir das Getreide mit Kaffeemühlen gemahlen. Allerdings musste es so getrocknet sein, dass es richtig knackte bzw. das einzelne Korn zerbrach. Eine mühsame Angelegenheit. Um die Kaffeemühle nicht immer auf dem Schoß halten zu müssen, baute ich eines Tages das Oberteil in eine Bank ein, es war eine sogenannte Kämmelbank, auf der man Schurwolle zum Spinnen aufbereitete. Ich setzte mich wie auf einen Pferderücken auf die Bank und brauchte nur noch auffüllen und leiern. Das geschah meist in der Dunkelheit, denn unser Tag endete mit dem Sonnenuntergang und mit dem Sonnenaufgang begann er. Eine Nacht kann sehr lang sein. Beleuchtung gab es nicht. In der ersten Zeit fanden wir gelegentlich noch Petroleum, aber funktionierende Petroleumlampen gab es auch nicht. Die waren der Vernichtungswut der Russen zum Opfer gefallen. Meist waren die Glaszylinder zerborsten und eine Lampe ohne Zylinder ist nur eine Rußfackel. Um das Abendbrot zeitlich etwas hinauszuschieben, habe ich Kienspäne angefertigt, mich vor den offenen Herd gesetzt und versucht den Raum ein wenig auszuleuchten. Ein Kienspan rußt aber dermaßen, dass man den Qualm in den Sog des Herdes abziehen lassen muss.

Eines Tages hörte die mühsame Mehlmalerei mittels Kaffeemühle auf. Helmut hatte in Grünwalde eine funktionierende Schrotmühle aufgestöbert. Die hatten die Russen bei ihren Sammelaktionen vermutlich nicht entdeckt. Mit einem größeren Plattenwagen versuchten wir das Monster zu holen. So eine Mühle wiegt mehrere Zentner, aber wir schafften es mit viel Kraftaufwand das Gerät unbeschädigt zu transportieren und in der Scheune aufzustellen. Normal benötigt man für den Antrieb einen mehrere Kilowatt starken Elektromotor. Wir halfen uns wie folgt: Wir beschafften uns von einem anderen Gerät eine Schwungscheibe von etwa 1,5 m Durchmesser. Die befestigten wir an der Antriebswelle und statt der Kurbel wurde eine armdicke lange Stange in die Kurbelbefestigung gesteckt und am Ende in einem Balken justiert. Jetzt konnten mehrere Personen vereint die Mühle antreiben. Trotzdem musste das Getreide auf dem Herd getrocknet werden und man musste fein

dosiert das Mahlgut zuführen. Auch die Nachbarn kamen zum Mahlen zu uns. Die gegenseitige Hilfe stand immer im Mittelpunkt.

Ein anderes Beispiel dafür: Essen ohne Salz ist kaum möglich. Unabhängig vom körperlichen Bedarf ist es auch eine Geschmackssache. In der ersten Zeit fand man immer noch Salzlake vom eingepökelten Fleisch in nicht bewohnten Häusern. Doch das hatte bald ein Ende. Eines Tages kam von einem Nachbarn ein Hinweis, dass man in Landsberg in einem abgebrannten Schuppen Salz gefunden hätte. Das Anwesen gehörte einem früheren Vieh- und Fellhändler. Nichts wie hin! Dort angekommen, war schon eine größere Menschengruppe bergmännisch tätig. Das Salz war nur ein einziger schmutziger Klumpen. Man konnte sich tatsächlich nur mit einer Spitzhacke Ecken herausschlagen. Auch hier wollte sich keiner materiell bereichern, jeder machte bald den Platz frei für die vielen Wartenden. Das verschmutzte Salz war nicht gerade appetitanregend, doch war es kein Problem es zu reinigen. Es wurde brockenweise in Wasser gelöst und durch ein Tuch gegossen. Verwertet wurde es auch im Flüssigzustand und reichte tatsächlich bis zu unserer Ausreise im Dezember 1946.

Dann kam wieder einmal eine Botschaft, dass im Ort Dixen, knapp 3 Kilometer von uns entfernt, in einem früheren Wehrmachtsdepot Erbsen zu finden seien. Wieder sind wir in einer kleineren Gruppe über Waldwege dorthin aufgebrochen. Die Halle fanden wir bald, sie war aber absolut leer. Andere waren schneller. Übrigens war uns dieser Ort namentlich bekannt und gehörte zu unseren Fluchtwegen. Erst später erfuhren wir, dass im Februar 1945 sowjetische Artillerie dort gezielt in Flüchtlingstrecks hineingeschossen hatte.

Wie schon erwähnt, gingen wir aus gutem Grund in Distanz zu Sprengmitteln und ähnlichem Kriegsmaterial. So lag gleich hinter unserer Scheune eine russische Eierhandgranate und etwas weiter weg eine deutsche Stielhandgranate mit heraushängender Abzugsschnur. Solche Dinge rührten wir nicht an, sie waren unberechenbar und deshalb gefährlich. Und dann hat mich doch einmal der „Teufel geritten“. Durch den früheren oft sehr leichtsinnigen Umgang mit Munition und anderen Sprengmitteln, fühlte ich mich häufig auch irgendwie sicher und schätzte Gefahren nicht richtig ein. So fand ich einmal kleine Röhrchen aus Kupfer, die der Kleinkalibermunition ähnelten, nur reichlich bleistift dick waren. Sie hatten eine Füllung, doch es gab kein eingesetztes Geschoss. Dass sie etwas mit Munition oder Sprengstoff zu tun haben müsste, war mir schon klar. KK-Munition hatten wir früher sehr oft zur Explosion gebracht, indem wir sie auf eine feste Metallunterlage legten und mit gezieltem Hammerschlag zündeten. Nie war dabei etwas passiert. Also musste man das auch mit diesem vergleichbaren Ding hinkriegen. Eine Axt wurde als feste Unterlage in den Hackeklotz geschlagen. Darauf wurde das unbekannte Röhrchen gelegt und dann kam zielsicher der Hammerschlag. Es krachte und ich verspürte zeitgleich einen Stich im rechten Oberschenkel, kurz über dem Knie. Aus einer kleinen Wunde quoll tiefrotes Blut heraus. Ein kleiner Splitter war schräg und reichlich vier Zentimeter weit ins Fleisch eingedrungen, zum Glück steckte er aber nur ca. einen Zentimeter unter der Haut. Hätte mich der Splitter anderswo getroffen, gäbe es mich wahrscheinlich nicht mehr. Da der Schusskanal sofort anschwellte, konnte man die Richtung erkennen und auch die Stelle, an der sich der Splitter festgesetzt hatte. Mutter habe ich nichts von diesem Vorfall erzählt. Sie hätte mit Sicherheit immer wieder auf mich eingeschimpft, was nichts gebessert hätte.

Bald danach bekam ich mehrere böse Geschwüre, immer woanders, sehr schmerzhaft. Da musste ich Mutter über den möglichen Zusammenhang aufklären. Dieser Zustand hielt sich über Monate. Der Splitter konnte nicht herauseitern, er war zu tief. Wo der Splitter steckte, konnte ich mit dem Finger tief hineindrücken, dabei füllte sich der Schlusskanal vermutlich mit Eiter. Eines Tages bildete sich an dieser Stelle ein wenig Grind und beim Abkratzen öffnete sich die Wunde. Eine stinkende Eiterbrühe trat heraus und ich merkte, wie sich innen das Fleisch richtig zersetzt hatte. Ein Loch war entstanden, doch der Splitter saß fest und wurde nicht abgestoßen. Als Hausmittel wurden Wegerichblätter zerklopft und aufgelegt, sie sollten die Wunde „aufziehen“. Und tatsächlich zeigte sich eines Tages eine Ecke des Splitters an der kleinen offenen Stelle, ich konnte ihn fassen und herausziehen. Es war ein kleines Stückchen Kupferblech von der Größe einer Erbse. Der Splitter hatte Grünspan angesetzt. Nachdem er aus dem Körper heraus war, bekam ich keine Geschwüre mehr. Der Schusskanal und die Narben sind heute noch sichtbar. Ich hatte wieder einmal Glück! Doch Leichtsinns wird meist bestraft!

Der Sommer 1945 verging ohne weitere Höhepunkte. Eine Veränderung gab es jedoch. Eines Tages erschien wieder einmal die alte Frau Steinert vom früheren Nachbargrundstück. Sie hielt immer einen lockeren Kontakt zu uns und wusste auch meist etwas Neues zu berichten. Da sie früher die Butter von den Bauern aufgekauft und auf dem Markt in Landsberg verkauft hatte, kannte sie jeden im weiten Umkreis. Bei diesem Besuch legte sie fest, dass sie jetzt bei uns bleiben und in welchem Bett sie schlafen werde. Wir konnten das Bett tatsächlich freimachen, das hatte sie vermutlich bei ihren Besuchen zuvor schon erspäht. Sie wollte bei uns nichts zu Essen haben, den ganzen Tag unterwegs und tatsächlich nur Schlafgast sein. Da sie grundsätzlich nur plattdeutsch sprach, hörte sich das so an: „Jetz blieb eck hier bie ju. Eck well oak nuscht nich to ähte. Eck benn am Dach woanners und komm nur tomm schloape her.“ Und dabei blieb es. Sie gab sich Mühe sich anzupassen, sie watschelte früh davon und kam abends wieder.

Werner hat sie manchmal ein wenig gehänselt. Wir lebten mit unzählbar vielen Mäusen, die überall waren. Wenn es im Zimmer ruhig war, krochen sie als Schlafgäste in die Strohsäcke. Das war ein unangenehmes Knistern und Knabbern! Sie ließen sich aber auch schnell verscheuchen. Und wenn Werner im Nebenbett früh munter war, spielte er im Strohsack von Frau Steinert „Maus“ und schon kam die Reaktion: „Schon wedder de Muhs!“

Frau Steinert blieb bei uns bis zu unserer Ausreise aus Ostpreußen, sie kam mit ins Quarantänelager Torgau und zu unserem nächsten Wohnort in der Nähe von Merseburg. Da ihren Kindern die Flucht vor der Roten Armee geglückt war und sie in Schleswig-Holstein sesshaft wurden, zog sie bald dorthin und hielt noch lange Briefkontakt mit uns.

Der Sommer ging seinem Ende zu und wir mussten daran denken, das Getreide auszudreschen. Das war auch erforderlich, da die Mäusepopulation zu einer solchen Plage wurde, dass sie das eingelagerte Getreide zusehends als gedeckten Tisch betrachtete. Gedroschen wurde mit dem Dreschflegel. Ein Dreschflegel ist ein Klöppel, der an einem Stiel gelenkig und drehbar befestigt ist. So ein Klöppel wog einige Kilo. Unser Getreidedrusch zog sich bis weit in den Winter hinein, zumal wir nur das Tageslicht nutzen konnten. Gedroschen haben nur Opa Thieler und ich. Dafür wurden die Getreidegarben geöffnet und auf den Scheunenboden, die Tenne, in zwei Reihen mit der Ährenseite aufeinander gelegt. Mit dem Dreschflegel wurde so lange im Zweiertakt nach einem festen System auf die Ähren gehauen, bis die Ähren leer waren. Zwischendurch wurde die gesamte Lage noch einmal gewendet. Dann wurde das Stroh ausgeschüttelt und die Körner von der Spreu in der „Putzmühle“ getrennt. So eine Putzmühle ist eine Art großer Holzkasten mit Sieb und Flügelrad. Die Siebe sind der Korngröße angepasst und auswechselbar. Angetrieben wird die Mühle mittels Handkurbel und Muskelkraft. Die Siebe werden dabei gerüttelt und das Flügelrad erzeugt einen Luftstrom, der die Spreu und andere Verunreinigungen wegbläst. Man musste allerdings ein bestimmtes Tempo finden, damit der Luftzug tatsächlich nur die Spreu und nicht auch die Körner wegblies.

Obwohl beide Tätigkeiten über den ganzen Tag ohne größere Pause körperlich anstrengend waren, gewöhnte man sich daran. Einen positiven Aspekt gab es auch: Meine Muskeln entwickelten sich wie bei einem durchtrainierten Boxer. Gelegentlich kam Mutter kurzzeitig dazu. Im Dreiertakt hörte sich das Dreschen richtig melodisch an und es gab nie eine Hakelei, obwohl alle drei auf die gleiche Stelle schlugen. Einen Teil des ausgedroschenen Getreides versteckten wir in 20-Liter-Milchkannen tief im Stroh, der andere Teil war bei Familie Renkewitz, den Polen in der Nachbarschaft, deponiert.

Das Mahlen des Getreides zu Mehl habe ich bereits beschrieben. Doch wie wurde aus dem Mehl das Brot, unsere Hauptnahrung? Zum Brotbacken verwendeten wir einen bestimmten Anteil Mehl und ergänzten den Teig mit zermahlene Körnern mittels Fleischwolf. Dazu wurde der Roggen in heißem bis kochendem Wasser aufgequollen und dann ohne größeren Kraftaufwand durch den Wolf gedreht. Im Sommer wurde im richtigen Backofen in der Küche gebacken, im Winter nutzten wir den täglich geheizten Kachelofen. Der Unterschied war allerdings, dass im Sommer immer mehrere Brote gebacken wurden, im Winter jeweils nur eins. Der Kachelofen hatte nur einen begrenzten Raum.

Die Mäuseplage hatte ich bereits erwähnt. Wir führten sie darauf zurück, dass es keine natürlichen Feinde für Mäuse mehr gab und sie sich durch die fehlende Bewirtschaftung der Äcker ungehindert fortpflanzen konnten. Im Winter begann durch Kälteeinbruch und fehlendes Futter in der Natur die Masseninvasion in die Wohnhäuser. Früh, kurz vor dem Hellwerden, wurden die Mäuse besonders aktiv. Ich hatte viele Mausefallen aufgestellt. Häufig schaffte ich es gar nicht wieder ins Bett, wenn ich eine tote Maus im Dunkeln aus der Falle herausgenommen und die Klappfalle neu aufgestellt hatte. Schon klappte sie wieder zu. Manchmal war es auch lustig. Einmal, ich blieb etwas länger im Bett und es war schon hell geworden, spazierten zwei Mäuse auf dem Bettgiebel und fingen an sich zu zanken. Das sah so aus wie eine Vorführung im Mäusezirkus. Es gab keine Alternative: Wir mussten mit den Mäusen leben und uns an ihre Anwesenheit gewöhnen.

Ich baute Käfigfallen mit einem Eingang nach dem Prinzip einer Fischreuse. Damit konnte ich die Mäuse sicher fangen. In einem Wassereimer habe ich dann ihre Kondition beim Schwimmen getestet, doch sie war nicht besonders ausgeprägt, „sie ertranken jedes Mal“. Solche Käfigfallen habe ich mehrfach angefertigt. Die Polen waren dankbare Abnehmer und ich bekam immer einen Gegenwert.

Im Winter suchte man eine Beschäftigung in der warmen Stube, zumal der Winter 1945/46 ausgesprochen kalt war. Immer wieder wurde ich beim Herumkramen auf den Hausböden animiert, ein Spinnrad zu komplettieren und zu probieren, wie schwierig das Spinnen ist. Grundsätzlich waren Spinnräder, Haspeln, Webstühle u. Ä. auf der Mehrzahl der Hausböden zu finden. Vieles war beschädigt, aber aus mehreren beschädigten Spinnrädern ließ sich ein funktionierendes zusammenbauen. Schurwolle war kaum zu finden, aber ausgesprochen viel Wolle, die bereits zu einem Faden gesponnen war, jedoch noch gezwirnt werden musste. Mit anderen Worten: Es mussten zwei Fäden zusammengedrillt werden. Das klappte recht gut und bald hatten wir viel Wolle zum Stricken.

Mutter konnte nur Socken und Handschuhe stricken. Andere Kleidungsstücke wie Pullover oder Strickjacken waren für sie eine Nummer zu groß. Durch ihr Stricken angeregt, wollte ich das auch lernen. Der erste Versuch verlief wie bei allen Anfängern: Die Maschen waren so fest, dass ich kaum eine Stricknadel hineinbekam. Nach kurzer Zeit war ich in der Lage Socken, Fingerhandschuhe, Fausthandschuhe und Schals zu stricken. Später fertigte ich auch Einzelteilen für eine Strickjacke.

Wenn ich etwas beherrschte, hörte ich damit auf und suchte nach etwas anderem. Fast zeitgleich nähte ich Fellhandschuhe aus Kaninchenfell für ein immer frierendes Nachbarmädchen. Das Erfolgserlebnis kam hierbei schneller als beim Stricken.

Das Jahr 1945 näherte sich dem Ende und Weihnachten stand vor der Tür. Einen Baum im nahen Wäldchen zu finden, war kein Problem, man konnte sogar wählerisch sein. Aber ein Weihnachtsbaum sollte ja geschmückt sein und Kerzen sollten daran brennen. Weder Schmuck noch Kerzen gab es. Auch hier hatte ich wieder einen brauchbaren Einfall. In den bereits erwähnten „Müllhaufen“ vor den Häusern lagen auch zertrümmerte Radios. In diesen Geräten befanden sich Kondensatoren, die früher sehr groß waren. Das Innenleben eines solchen Kondensators bestand u. a. aus einer Art Aluminiumfolie. Vergossen waren diese Bauelemente mit Teer oder Wachs. Aus der Folie fertigte ich glitzernde Ketten, die am Baum recht ansehnlich waren. Mit den Kerzen war es komplizierter. Aus der Vergussmasse der Kondensatoren goss ich Kerzen, die in ihrer Zusammensetzung letztlich ein Gemisch aus Wachs und Teer waren. So brannten sie dann auch bei unserer gedämpften und wehmütigen Feier am Heiligabend: Es waren kurzlebige „Rußfackeln“ und ich musste aufpassen, dass der Baum nicht in Flammen aufging. Obwohl es ein trauriger Heiligabend war, wurde die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vorgelesen und wurden die bekannten Weihnachtslieder gesungen.

Noch eine lustige Ergänzung zu meinem Weihnachtsbaum. Für die Spitze hatte ich einen Stern gebastelt und mit Alufolie überzogen. Ich war stolz auf diesen Einfall. Unser bekannter Pole, Wlader, besuchte uns an einem der Weihnachtsfeiertage und bewunderte unseren Baum. Dann meinte er lächelnd: „Hantschik, warum hast du einen Sowjetstern auf die Spitze gesetzt?“ Mein Stern

hatte tatsächlich nur fünf Spitzen wie der Sowjetstern. Dass der Davidstern als christliches Symbol immer sechs Spitzen hat, war mir damals gar nicht so bewusst.

Der Winter 1945/46 war grimmig kalt, ein typischer ostpreußischer Winter. Selbst die Rehe kamen als Rudel bis fast zum Haus. Es sah aus, als bettelten sie um Futter. Sie kratzten an einer alten Rübenmiete des Vorjahres, zogen dann aber bald weiter. Uns machte die Kälte kaum etwas aus. Wir hatten genügend Feuerung, ersehnten aber doch das kommende Frühjahr. Damit verbunden war jedoch ein Ereignis, das sich in unserem Leben nie wiederholen sollte.

Der größte Teil der Getreidefelder war 1945 nicht abgeerntet worden. Alles blieb auf dem Halm. Witterungsbedingt knickte das Getreide um und lag wie ein Strohteppich auf den Äckern. Dasselbe geschah mit Wiesen und verunkrauteten Feldern. Der Graswuchs nicht bewohnter Gehöfte ging bis in Stallungen und Scheunen. Nach dem Abtrocknen im Frühjahr 1946 ergab dies einen einzigen, fast ununterbrochenen Zunderteppich, der für Flächenbrände sehr anfällig war. Eines Abends, es war schon dunkel, bewegte sich eine Feuerwalze am Horizont in Windrichtung so weit das Auge reichte. Sie unterbrach oder hörte ganz auf, wo Straßen oder nicht bewachsene Feldwege das Weiterkommen verhinderten. Dieses Schauspiel wiederholte sich mehrmals bei veränderten Windrichtungen. Es wirkte beängstigend, fast schön. Aber wenn eine Feuerwalze sich direkt auf uns zu bewegte, war es bedenklich. Es gab kein Halt vor dem Gartenzaun oder Haus, unser reedgedecktes Haus wäre nicht zu retten gewesen.

Wieder einmal, es war am Tag, bewegte sich eine Feuerwalze direkt auf unser Grundstück zu. Etwa 100 m von uns entfernt, führte ein Fahrweg vorbei und wir hofften, dass das Feuer an diesem Weg keine Nahrung mehr bekommt und erstickt. Da dieser Weg 1945 aber kaum noch befahren wurde, gab es an einigen Stellen mäßigen Bewuchs, der ein Überkriechen ermöglichte. Ich griff einen Eimer Wasser und einen Sack und raste zu diesem Weg. Tatsächlich versuchte an verschiedenen Stellen das Feuer über den Weg zu gelangen. Wie ein „Hundert-Meter-Läufer“ raste ich in einer Breite von reichlich 50 Metern hin und her und schlug die zum Glück langsam kriechenden Flammen mit dem wassergetränkten Sack aus. Geschafft! Die Feuerwalze ging seitlich an uns vorbei, aber das Nachbargrundstück erwischte sie. Die Scheune brannte ab, das Wohnhaus war schon durch Kampfhandlungen zerstört. Übrigens hatten wir auf diesem Grundstück bereits im Sommer 1945 einen alten toten Mann an einem Strauchhaufen sitzend gefunden! Es brannten auch zwei Getreideschober unserer nächsten Grundstücksnachbarn nieder. Dazu folgende Tragik: Der Besitzer des Grundstücks, dem jetzt die Scheune abgebrannt war, hatte seine Familie auf der Flucht verloren und lebte allein bei den Nachbarn. Er hatte das Getreide eingebracht, das in den zwei Schobern überwintert hatte. Ihn hatte die Feuerwalze doppelt getroffen. Er ist bald nach diesem Ereignis vor Gram gestorben.

Als die Zeit der Frühjahrsbestellung heran war, pflanzten wir Kartoffeln und ich säte etwa 25 kg Roggen. Durch die Mäuseplage 1946 ernteten wir tatsächlich nur etwa 10 kg. Die Mäuse bissen die Halme unten ab, die Ähren lagen am Boden und wurden genüsslich verspeist. Das stehen gebliebene Getreide stand dann so dünn, dass man es kaum mit der Sense abhauen konnte. Den wenigen größeren Feldern der Polen erging es nicht anders. Wenn man abends an so einem Feld vorbeikam, war ein ununterbrochenes Knistern zu hören und in relativ kurzer Zeit war so ein Getreidefeld „platt gemacht“!

Im Jahr 1946 wurde die Belästigungen durch die Russen immer weniger. Die Polen bauten ihre Behörden auf, meist mit Menschen aus Zentralpolen, und auch in Hoefe ernannte sich jemand selbst zum Bürgermeister. Die ersten Geschäfte öffneten und bald gab es auch eine funktionierende Kneipe. Entsprechend der geringen Bevölkerungsanzahl in Landsberg reichte eine Kneipe aus, sie war aber als Treff gut besucht.

Wir halbwüchsigen Deutschen trafen uns recht oft und suchten gemeinsame Interessen. So bastelten wir u. a. Drachen und ließen sie gemeinsam fliegen. Als Bindfaden verwendeten wir eine relativ schwere Schnur vom „Selbstbinder“. Dies war die am weitesten entwickelte Mähmaschine, die bereits Garben selbst bündelte und zusammenband. Die Schnur war so schwer, dass ein Drachen Mühe hatte, eine ordentliche Höhe zu erreichen. Unsere Polen schienen Drachen nicht zu kennen.

Als Wlader einmal einen Drachen fliegen sah, war das für ihn irgendein teuflisches Etwas. Allerdings war er relativ weit weg und konnte den Geist nur aus der Ferne betrachten.

Doch die Polen waren sehr abergläubisch. Was nicht direkt erklärbar war, hatte meist etwas mit Geistern zu tun. Ein Beispiel: Ich war mit Ludwig Sawko auf einer abseits liegenden einsamen Straße unterwegs, um Splitt für den Straßenbau zu holen. Allein auf weiter Flur fährt eine gewisse Unsicherheit immer mit. Ludwig erzählte eine Spukgeschichte, in der der Teufel vorkam. Ich konnte nicht anders, als laut auf Polnisch zu rufen: „Teufel, komm hierher!“ Ich dachte, er fällt vom Wagen. Er bat mich energisch, das nicht mehr zu tun. Er würde einen Fall kennen, wo jemand bei einem ähnlichen Ereignis in die Luft geschleudert und dabei schwer verletzt wurde. Er glaubte wirklich daran!

Im Spätsommer 1946 wurde immer häufiger davon gesprochen, dass die Deutschen bald ausgesiedelt würden. Zumindest ein Transport sollte vorbereitet werden. Verbindliche Aussagen gab es nicht. Wer „Masurka“ war und sich damit zur polnischen Staatszugehörigkeit bekannte, durfte bleiben. In unserer Region gab es jedoch keine sogenannten Masuren, diese wechselten historisch gesehen wiederholt die Staatszugehörigkeit oder lebten als polnische Minderheit im territorialen Masuren. Sie sprachen perfekt Deutsch und Polnisch, aber in der Umgangssprache bevorzugte man Plattdeutsch, vergleichbar mit unserem.

Ich kannte nur einen in unserem Dorf Hoofe, der diese Möglichkeit nutzte. Aber das ist eine Story für sich: Im vorgerückten Sommer 1945 tauchte eines Tages ein junger Mann in Wehrmachtsuniform auf, so knapp 17 Jahre alt. Es war Alwin Biermann, der bereits früher und auch jetzt wieder bei seinem Großvater lebte. Von den Einheimischen wurde er nur „Schwienskopp“ (Schweinekopf) genannt. Das kam sicher daher, weil er einen breiten dicken Kopf hatte und der Hals zu kurz geraten war. Der Spitzname passte zu ihm. Er hatte sich selbst daran gewöhnt so gerufen zu werden. Alwin war ein Luftikus und galt als unglaublich. Uns erzählte er Folgendes: In den letzten Kriegstagen wurde er noch zur Wehrmacht eingezogen. In der Nähe von Saalfeld, also in Thüringen, hat er das Kriegsende erlebt. Sein spätes Auftauchen im Dorf begründete er damit, dass es ein langer Weg gewesen sei, annähernd 1000 Kilometer. Zweifel an seiner Version waren, denn in Wehrmachtsuniform zu jener Zeit wäre das mehr als ein Wagnis gewesen, sich bis Ostpreußen zu bewegen. Im Dorf nahm man ihm diese Geschichte nicht ab. Er war so ein abenteuerlustiger Typ, der seine Freiheiten suchte und auch fand. Im Prinzip lebte er für den Moment und überließ die Zukunft dem Zufall. Dabei ging er Risiken ein, die für ihn verhängnisvoll hätten sein können.

Dazu folgendes Beispiel, ich war unmittelbar dabei: Alwin kam wieder einmal von einer „Erlebnistour“ zurück. Ich hatte gerade seinen Opa besucht und ihm eine zusammengebastelte Uhr gebracht. Sein Opa war ein liebenswerter Mensch, hilfsbereit und aufgeschlossen. Größer hätte der Gegensatz zu seinem Enkel gar nicht sein können. Er erzählte, dass er gerade zum 42. Mal die gleichen Knochen ausgekocht hätte, ein bisschen Fett oder der Geschmack kommen immer noch raus, meinte er. Alwin trat ins Zimmer, er hatte einen Wehrmatskarabiner umgehängt, suchte etwas unter einem Kleiderschrank, und wickelte dann ein „Gewehrschloss“ aus einem Tuch. Das Gewehrschloss, geölt und funktionsfähig, war schon länger in seinem Besitz. Der Karabiner war total verdreckt, er hatte wohl monatelang irgendwo auf der Erde gelegen. Ohne ihn zu reinigen, würgte er das Schloss hinein. Mit Munition hatte er sich schon bevorratet, sie lag ausreichend überall herum. Alwin schoss in die Luft und hatte sein Erfolgserlebnis. Welcher Gefahr er sich mit dem Waffenbesitz ausgesetzt hatte, das zählte nicht. Es sollte später noch Steigerungen geben. In der Dunkelheit schüchterte er die im näheren Umkreis lebenden Deutschen ein. Er schoss auf alles, was ihm gerade als Ziel recht war, zum Glück ist aber nichts passiert. Helmut durfte bei dieser Spielerei dabei sein.

Eines Tages suchte man für ein Objekt in Großpeisken Wachleute. Das war dort, wo uns Anfang März der Sowjetoffizier nach der Beschwerde unserer Frauen wegen ständiger Belästigungen durch russische Soldaten vertreiben ließ. Alwin, mutig wie immer, hängte seinen Karabiner über und marschierte in seiner Wehrmachtsuniform auf direktem Weg dorthin. Er erklärte sich selbst zum „Masur“, bekam eine rote Armbinde und galt jetzt als Pole. Der Name Biermann, richtig deutsch, war kein Hinderungsgrund. Später erfuhr ich, dass Alwin ein polnisches Mädchen kennen gelernt und sie geheiratet hat. Mit der angenommenen polnischen Staatsbürgerschaft verblieb er in

Hoofe. Bei unseren Masurenrundfahrten und dem Abstecher nach Hoofe 1997 erfuhren wir, dass Alwin doch in jüngerer Zeit nach Deutschland übergesiedelt war, aber bald wieder zurückkam. In diesem neuen Deutschland fand er sich vermutlich nicht mehr zurecht. Er ist in Hoofe verstorben, eine Tochter lebt noch dort.

Zurück zur Situation 1946: Außer mit dem Aufbau von Behörden begann man auch die Infrastruktur zu entwickeln. Zur Unterstützung der Landwirtschaft wurden Traktorenstationen gebildet, damit die Bauern große Flächen bearbeiten konnten. Die Absicht war wohl die Grundlagen für eine Kollektivierung der Landwirtschaft zu schaffen, die aber nicht zum Tragen kam. Zumindest in dieser Region galt immer noch die alte unproduktive Regel: Ein Bauer ein Pferd, eine Bäuerin eine Kuh. Es wurde nur für die Familie produziert. Diese Traktoren stammten fast ausnahmslos aus den USA.

In dieser Zeit gab es auch Anfänge einer Elektrizitätsversorgung. So hatte man in Landsberg ein Lokomobil funktionsfähig gemacht und betrieb einen Generator. Bei dem hohen Brennstoffbedarf - es stand nur Holz zur Verfügung - war die Stromversorgung auf nur wenige Stunden begrenzt und sie war auch nicht flächendeckend.

Nun ein Ereignis, das uns unmittelbar betraf und uns viele Sorgen bereitete. Es war die Zeit der Kartoffelernte. Mutter war bei der polnischen Familie Renkewitz helfen, Werner war auch mit und spielte mit Miro. Allerdings hatten sie sich ein gefährliches Spielzeug ausgesucht. Es war eine kleine Dreschmaschine, nach heutigen Maßstäben ein Museumsstück. Angetrieben wurden diese Geräte über ein „Rosswerk“, also mit Pferden. Die relativ großen Zahnräder vom Antrieb waren - konstruktiv bedingt - unverkleidet. Werner drehte am großen Zahnrad, um die Schlagwelle in Drehung zu bringen. Miro legte Stroh ein, um den Dreschvorgang zu simulieren. Und beim Drehen des Zahnrades merkte Werner nicht, dass er sich dem Gegenzahnrad immer weiter näherte. Dann passierte es. Werners linker Daumen war zwischen die Zähne gekommen, alles war in Bewegung und instinktiv riss er seine Hand heraus. Die Daumenkuppe fehlte, es guckte nur der Knochen vor. Hinzu kam, dass die Zahnräder mit einem alten Schmierfett versehen waren und die Wunde entsprechend aussah.

Pan Renkewitz war überfordert, Mutter auch. Sie schimpfte den kleinen Werner mit etwa folgenden Worten: „Da habe ich nun ein gesundes Kind geboren und du tust mir so etwas an.“ So war unsere Mutter! Das war ihre Art Trost. Ich war zu Hause, als Mutter mit Werner erschien. Um den Daumen wurde als eine Art Erstversorgung ein Lappen gebunden. Alles Weitere zur Lösung wurde mir übertragen: „Sieh zu wie es weitergeht!“ war ihre Meinung zu der Sache. Ich lief mit Werner zu Wlader Sawko, der mit wenigen Worten sein Pferd an den Wagen spannte und wir fuhren zu dritt nach Landsberg.

Im Sommer 1946 hatte ein Arzt seine Praxis eröffnet. Es war ein älterer gesetzter Herr, der deutsch genauso gut sprach wie wir. Wir waren sogar der Meinung, dass er Deutscher sein müsse. Die Frau sprach im Gegensatz zu ihm gar kein Deutsch. Wlader sagte zu Werner, dass er nicht sprechen solle, er wollte ihn als seinen Sohn für die Behandlung vorstellen. Das klappte aber nicht lange. Für den Arzt war es zu dieser Zeit auch gewagt, einen Deutschen zu behandeln. Werner bekam eine Spritze, vermutlich gegen Tetanus und einen Verband. Wir sind zu Beginn täglich, dann in größer werdenden Abständen zum Verbandswechsel gegangen. Da der Verband immer festgeklebt war, wurde er in einer Desinfektionslösung abgeweicht und ein neuer Verband angelegt. Ich blieb immer draußen und mied den Kontakt mit dem Arzt. Das Ganze durfte ja nicht auffallen. Später ist dann Werner allein nach Landsberg zum Arzt gegangen. Von dem Arztehepaar wurde Werner wiederholt befragt, ob wir genügend zu essen hätten und wie es uns Deutschen geht. Sie gaben ihm auch etwas zu essen, und gingen sogar mit ihm zu sich nach Hause.

Wie aber die Behandlung bezahlen? Im Gespräch zwischen Wlader und dem Arzt kamen beide auf den Gedanken, dass Wlader im Wald Holz schlägt und damit den Arzt künftig versorgt. Das sprach sich auch im Bekanntenkreis des Arztes herum und Wlader hatte ein verlässliches Einkommen. Für den Holzeinschlag waren jedoch zwei Personen erforderlich. Die zweite Person war ich. Wir begaben uns fast täglich in eins unserer nahe gelegenen Wäldchen, fällten Bäume, sägten sie zu Meterlängen, spalteten das Holz und fuhren es nach Landsberg. Ich erlernte auf diese Art das ge-

fahrlose Baumfällen, was ich im späteren Leben bzw. bis heute nutzen konnte. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch nicht 15 Jahre alt, aber in dieser Tätigkeit eine vollwertige Arbeitskraft.

Werners Daumen begann sehr langsam zu heilen, das zog sich bis 1947 hin, als wir nach der Ausiedlung schon in Deutschland waren. Bei dem Unfall war noch ein Teil des Nagelbettes unbeschädigt geblieben. Eine Ecke ließ sogar noch einen Nagel wachsen, verkleinert und verkrüppelt, aber der Daumen hat einen schützenden Abschluss.

## Die Umsiedlung nach Deutschland

Es ging in den Winter 1946. Das Thema einer baldigen Umsiedlung nach Deutschland wurde immer aktueller und im Dezember sollte es dann tatsächlich passieren. Die Aktion lief langfristig und gut organisiert ab. Für die Zusammenstellung des Transports, für die Fahrt zum Sammelpunkt Heilsberg, für die Grundversorgung während der Zugfahrt und die Sicherung des Transports bis zur deutschen Grenze waren die polnischen Behörden verantwortlich. Trotzdem hatten die Sowjets die Kontrollgewalt, die Polen waren rechenschaftspflichtig und vor unserer Übergabe an die deutsche Seite haben sie nach Augenschein gezählt und die polnische Miliz stand stramm.

Das Ganze lief wie folgt ab: Es war noch die erste Dezemberhälfte. Die umliegenden sesshaft gewordenen Polen mussten uns mit ihren Pferdewagen nach Heilsberg bringen. Ich muss sicher nicht besonders hervorheben, dass die Sawkos, alles, was wir nicht als Handgepäck mitnehmen konnten, noch schnell zu sich nach Hause brachten, einschließlich der Möbel. Für sie war es ein ungeahnter Reichtum. Natürlich waren auch sie es, die uns nach Heilsberg brachten.

Der Konvoi, es waren viele Gespanne, setzte sich dann geschlossen in Bewegung. Der erste Wagen brach bereits nach reichlich einem gefahrenen Kilometer zusammen. Die Betroffenen wurden dann mit ihrem Gepäck auf andere Wagen verteilt und es ging weiter. Als Sammelpunkt für den gesamten Zugtransport war die frühere Garnison in Heilsberg vorbereitet worden. Wir waren in einer Reithalle untergebracht, es war sogar Stroh vorhanden. Mittendrin stand ein großer Kanonofen, besser gesagt, es war ein großes Fass, das man zum Ofen umfunktioniert hatte. Das Sammeln der Deutsche ging über mehrere Tage und umfasste ein weites Gebiet. In dieser Zeit wurden wir von der Miliz bewacht, hatten aber unsere Bewegungsfreiheiten und erkundeten sogar den Kasernenkomplex, der vorwiegend für Kavallerieeinheiten vorgesehen war. Als sich der Tag des Verladens näherte, der uns vorher nicht bekannt war, hatte man sogar die Großbäckerei im Kasernenobjekt in Betrieb genommen und es wurde eine Unmenge Brot gebacken. Ich erinnere mich deshalb so genau, weil ich zu einer Gruppe gehörte, die dann mit einem Fahrzeug das Brot von dort abholte.

Heilsberg hatte noch einen intakten Bahnanschluss. Ab hier in Richtung Süden hatten die Sowjets die Gleise nicht mehr aufgenommen bzw. einige Gleise liegengelassen. Für unseren Transport hatte man eine lange Zugeinheit aus Güterwagen, allgemein Viehwagen genannt, bereitgestellt. In den einzelnen Waggons befanden sich sogar eine mäßige Schicht Stroh und ein kleiner Kanonofen. Einige große Klötze Holz lagen auch daneben. Als es soweit war, bekamen wir eine Art Transportverpflegung, mengenmäßig sehr eingeschränkt und mit Sicherheit nicht für die Zeit der Reise ausreichend. Aber unter diesen Umständen musste der gute Wille bereits anerkannt werden, es hätte auch anders kommen können.

Am andern Tag sollte es losgehen. Früh bei Tageslicht begann der Aufbruch. Neben uns lag ein betagtes Ehepaar aus Hoefe, wir kannten uns von früheren gegenseitigen Besuchen. Als wir aufstanden und unser Gepäck aufnahmen, brach der alte Herr zusammen. Er war tot! In kürzester Zeit, wir waren noch in der Halle, wurde er weggebracht. Jemand sagte noch zu mir: „Ziehe ihm die Schuhe aus und nimm sie dir mit. Wenn du es nicht tust, tun es andere!“ Und so kam ich zu einem Paar Schuhe. Aus meinen war ich ohnehin fast herausgewachsen und sie drückten bei fast jedem Schritt.

Was mag in der alten Frau vorgegangen sein. Innerhalb von wenigen Minuten der Tod des Mannes, der Aufbruch in eine unbekannte Zukunft, allein mit dem Gepäck und plötzlich einsam. Wo er

beerdigt wird, diese Frage wurde gar nicht erst gestellt. Man konnte nur hoffen, dass er überhaupt unter die Erde kommt. Das Gepäck wurde dann von anderen mitgetragen, obwohl jeder schon mit dem eigenen maximal beladen war. Es war der einzige Trost für die jetzt alleinstehende alte Frau.

Bevor der Menschenzug zum Bahnhof aufbrach, mussten wir in langer Reihe noch einmal durch eine andere leere Halle, wo die Personalien verglichen wurden. Und wie sollte es anders sein: Ein letztes organisiertes Durchsuchen unseres Handgepäcks, man könnte auch plündern dazu sagen. Da das Durchwühlen des Handgepäcks und der Abgleich der Personalien in zwei getrennten Reihen erfolgte und wir zufällig außerhalb der Reihen in die Halle kamen, steuerten wir gleich auf den Personalientisch zu um die Gepäckkontrolle zu umgehen. Das war zwar mehr als mutig, hat aber geklappt! Die Verantwortlichen am Personalisch hatten das zwar bemerkt, ließen uns aber passieren. Sie gehörten vermutlich nicht zu denen, die sich letztmalig an uns bereichern wollten.

Grundsätzlich konnte man nur so viel mitnehmen, wie man selbst tragen konnte. Ich hatte mir vorher noch einen großen Rucksack genäht, den ich auch später über viele Jahre nutzte. Meist hatte man größere Taschen, die man an den Griffen zusammen band und über die Schulter hängte. Die Hände waren dadurch noch für anderes frei. Mutter legte viel Wert darauf, dass wir zwei Federbetten und zwei Decken mitnahmen. Sie ahnte sicher, was auf uns zukam. In den Betten hatten wir noch unseren Wecker versteckt, den wir auf diese Art retten konnten. Übrigens hatte ich in meiner Hosentasche noch das Werk einer kleinen Kuckucksuhr. Beim Aufbruch aus unserem Haus in Hoofe war die letzte Handlung: Kuckucksuhr von der Wand, Gehäuse zerbrechen, Uhrwerk in die Hosentasche, Gewichte wegwerfen und das alles bereits im Gehen.

Nachdem alle durch die „Endkontrolle“ waren, wurden wir durch die Miliz für den Fußmarsch formiert. Gleich nach dem Abmarsch brach unmittelbar vor uns eine Frau mit ihrem Gepäck zusammen. Ein noch jüngerer Mann wurde sehr barsch von einem Milizionär aufgefordert, das Gepäck aufzunehmen und zusätzlich zu seinem zu transportieren. Sein eigenes Gepäck war schon ein riesengroßer Sack, prall gefüllt und umgehängt wie eine Art Seesack. Es hätte auch anders kommen können. Gepäck der Frau zur Seite und ohne etwas auf den Transport nach Deutschland.

Am Zug angekommen, wurden uns die Waggons zugewiesen. Wir waren 32 Personen. Unter uns eine junge Frau mit einem ganz kleinen Baby, ein kleiner Junge mit mongolischen Gesichtszügen. Uns gegenüber saß eine Mutter mit drei Kindern. Der etwa 15-jährige älteste Junge hatte am linken Unterarm eine relativ großflächige offene Tuberkulose. Täglich musste der Verband gewechselt werden und das unter den schwierigen Bedingungen. Platz zum Liegen hatten wir kaum. Wir saßen fast ausschließlich an den mit dickem Reif behafteten Wänden. Die Wirbelsäule war durch die mehrtägige Fahrt dann so verkrümmt und verspannt, dass man sich kaum aufrichten konnte und der Schmerz fast unerträglich war. Wir hatten tiefen Frost und bemühten uns mit dem kleinen Kanonenofen ein wenig Wärme in den Waggon zu bekommen. Mit Küchenmessern versuchten wir die Holzkloben klein zu kriegen. Das klappte auch, aber das wenige Holz war bald verbrannt. Wenn der Zug hielt, durften wir uns außerhalb des Waggons bewegen und dabei auch nach etwas Brennbarem suchen.

Die Versorgung mit Nahrung ging gegen Null, denn das Brot, einschließlich unserer eigenen Vorräte, war bald alle. Mutter hatte vorher etwas Speiseöl und Zucker angespart und nun gab es früh einen Teelöffel von beidem. Das musste für den Tag reichen. Wie wir mit dem Trinken zurechtkamen, daran kann ich mich kaum noch erinnern. Bei unseren Fahrtunterbrechungen versuchten wir u. a. Schnee zu essen und bei längeren Aufenthalten kamen wir manchmal auch an Wasser ran. Eine organisierte Getränkeversorgung gab es nicht.

Wenn ich mich recht erinnere, waren wir sechs Tage unterwegs. Bevor wir Polen verließen, wurden wir kurz vor der Grenze noch einmal „entlaust“. Richtiger gesagt: Die Polen hatten eine letzte Möglichkeit, uns zu schikanieren oder ihre Wut an uns auszulassen. Diese Polen waren die, die unter den Deutschen gelitten hatten und im Hass ist jedes Mittel recht. Das lief so ab, dass der gesamte Transport bzw. die Gehfähigen in einer Reihe durch ein kleines Gebäude mussten. Im letzten Raum hatte man Säcke mit „Läusepulver“ deponiert. So wie wir durch die Tür kamen, wurde unsere Kleidung geöffnet und eine handvoll Pulver hineingeworfen, erst vorn, dann hinten. Die das taten, freuten sich wie die Kinder. Es waren allerdings auch alles jüngere Personen, die man dafür

eingesetzt hatte. Unterwegs verstarben viele ältere Menschen. In etwa der Mitte des relativ langen Zuges war ein Waggon aus Blech. Dort hinein wurden die Toten gelegt.

Unmittelbar vor der Grenze traten die Sowjets wieder in Aktion. Wir wurden aufgefordert aussteigen und mussten uns waggonweise in Dreierreihen aufstellen. Das Gepäck blieb in den Waggonen, ebenso Kranke und Gehunfähige. Dann wurden die Waggonen verschlossen und es begann die Anwesenheitskontrolle nach Listen durch sowjetische Offiziere. Jetzt erfolgte der Vergleich mit den im Waggon Verbliebenen. Zum Schluss kamen die Toten im Sonderwaggon dran. Insgesamt war das eine sehr lange Prozedur und alles lief sehr gründlich ab, fast preußisch! Nach der Freigabe durch die Sowjets setzte sich der Zug in Richtung Grenze in Bewegung. Als wir über die Neiße fuhren, stimmten alle das Lied „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen ...“ an. Wir fühlten uns befreit und waren glücklich wieder unter Deutschen zu sein. Der Gedanke vertrieben worden zu sein kam zu dieser Zeit nicht auf. Wir hatten zu viel erlebt oder besser gesagt, waren froh, überlebt zu haben!

Unser Zug endete in Forst/Lausitz. Es gab einen offiziellen Empfang im Bahnhofsbereich mit einer Rede eines kriegsversehrten jüngeren Mannes, der als Soldat einen Arm verloren hatte. Seine Rede endete dann mit den Worten: „Einst ruft euch die Heimat wieder!“ Fast eine Ironie, vielleicht sollte es auch nur Zweckoptimismus sein. Ab jetzt lief alles Weitere zügig und organisiert ab. Nach kurzer Verpflegung ging es direkt ins Quarantänelager Torgau an der Elbe. Der Transport wurde aber geteilt. Für den anderen Teil hieß das, sie kamen in die „Zietenkaserne“. Wir konnten damit nichts anfangen und auch keinem Ort zuordnen. Unsere Unterbringung war das „Brückenkopflager“. Eine alte Festung, direkt an der Elbe gelegen und an einer Brücke, die uns mit der Stadt verband. Die Brücke war zwar gesprengt, aber nicht in der Elbe versunken. Sie ließ sich an der gesprengten Stelle so überbrücken, dass sie sogar wieder mit Einschränkung befahrbar war. Uns gegenüber auf der anderen Seite der Elbe stand das Schloss Hardenfels, die frühere Residenz der sächsischen Kurfürsten.

Etwas zum Brückenkopflager: Während des Dritten Reiches war es das bekannteste Militärgefängnis, was wir aber damals nicht wussten. Aus unserer Betrachtung war es ein Kasernenkomplex mit dem historischen Festungsbereich und noch vielen Baracken. In den Nebengelassen gab es auch viele Reliefs mit „heroischen Kämpfern“ und ähnlichen plastischen Darstellungen. In diesem Lager waren bis Kriegsende vorwiegend Wehrdienstverweigerer und Deserteure der deutschen Wehrmacht untergebracht. Darunter viele, die deswegen zum Tode verurteilt worden waren. Es gab aber nur wenige Vollstreckungen. Da viele hohe Wehrmachtsoffiziere gegen die Vollstreckung der Todesurteile waren, rekrutierte man diese Wehrmachtangehörigen für das sogenannte Strafbataillon. Mir war die Bezeichnung Strafbataillon „99“ bekannt. Das war eine militärische Einheit, die an der Ostfront überall dort eingesetzt wurde, wo man von der fast vollständigen Vernichtung ausgehen musste. Damit starben auch sie den „Heldentod“! Heute würde ich sagen: An den Wänden unserer Unterkunft klebte Blut! Zum Glück wussten wir nichts von alledem und hätten entsprechend unserer nazistischen Erziehung das sogar für richtig befunden.

Der Tag der Ankunft in Torgau war Heiligabend 1946. Diesen Tag werde ich wohl in meinem Leben nie vergessen. Allerdings war es uns nach einem Heiligabend ohnehin nicht zumute. Opa Thieler und die alte Frau Steinert blieben weiterhin in unserer Obhut und wir ließen uns gemeinsam in einem Zimmer unterbringen. Die Räume waren ausgerüstet mit Doppelstockbetten, Tisch und Stühlen. Jeder Raum war mit einem kleinen Kanonenofen beheizbar. Feuerungsmaterial bzw. Briketts gab es ausreichend, so dass unser relativ kleiner Raum oft überhitzt war. Es gab eine ärztliche Untersuchung und die „organisierte Entlausung“. Dafür musste man aber nicht unbedingt Läuse haben. Diese Entlausung lief wie folgt ab: Wir mussten uns splitternackt ausziehen, getrennt nach Männlein und Weiblein und die Kleidung durchlief komplett eine Hitzekammer, die schätzungsweise mit reichlich 100 °C beheizt war. Leicht entflammbare Artikel wie Kämmen u. ä. mussten wir vorher aus den Taschen nehmen. Duschen gab es nicht. Wir warteten lediglich, bis die Sachen wieder bei uns ankamen.

Während des Lageraufenthalts war die Verpflegung sehr knapp, in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit nicht anders zu erwarten. Mittags bekamen wir die immer gleiche Gemüsesuppe. Eigentlich mehr Wasser als Möhren, Kartoffeln und andere Inhaltsstoffe. Insgesamt gab es in dieser Zeit

keine besonderen Höhepunkte. Als Informationsangebot konnten wir täglich die Zeitungen „Neues Deutschland“ und die „Tägliche Rundschau“ lesen. Außer dem Titel gab es inhaltlich kaum einen Unterschied, aber wir erfuhren letztlich, wie die derzeitige Situation in Deutschland war.

Obwohl das Quarantänelager voll in deutscher Verwaltung lag, kamen fast täglich sowjetische Offiziere zur Kontrolle bzw. inspizierten verschiedene Bereiche. Während der Zeit des Lageraufenthalts starben viele Menschen. Es gab keine ansteckenden Krankheiten, in der Mehrzahl waren es alte, geschwächte Menschen, an denen die Strapazen und Entbehrungen wohl doch nicht spurlos vorbeigegangen waren. Gleich am Lagereingang war das historische Burgverlies, dort wurden die Leichen für eine Übergangszeit abgelegt. Wir hatten in dieser Zeit tiefen Frost und da spielte die Liegezeit keine Rolle. Aber unmittelbar im gleichen Raum, direkt daneben, waren auch das Gemüse und andere Küchenvorräte eingelagert, leicht mit Stroh bedeckt und gegen den Frost geschützt. Heute undenkbar!

Da wir sonst nichts weiter zu tun hatten, kam mir der Gedanke, für meine Kuckucksuhr bzw. das Uhrwerk ein Gehäuse zu bauen. Ich schaute mich im Lager um und fand ein Stückchen Sperrholz. Werkzeug hatte ich keins, aber ich fand einen Draht, den ich im Kanonenofen ständig zur Rotglut brachte und damit die Teile nach einem Aufriss ausbrannte. Dass der Raum ständig verqualmt war, wurde so hingenommen, aber bald hatte ich wieder meine funktionierende Kuckucksuhr mit einem improvisierten Gewicht, einem Stück Brikett.

Opa Thieler befand sich wie bisher bei uns und es wurde grundsätzlich keine vorzeitige Entlassung, genehmigt, auch wenn man ein festes Ziel angeben konnte. Opa Thieler hatte, wie bereits erwähnt, einen Sohn in Eilenburg, zu dem es bereits einen ersten Briefkontakt von Hoofe aus gab. Jetzt nahm ich erneut brieflichen Kontakt zu ihm auf, denn Opa Thieler konnte ja mit seinen zitterigen Händen selbst nicht schreiben. Nach Erhalt der Post kam der Sohn auch bald ins Lager um ihn zu besuchen und zu klären, dass er keine Unterkunft anderswo benötigt und direkt bei der Entlassung abgeholt wird.

Da sein Sohn keinen persönlichen Kontakt mit uns aufnahm, baten wir Opa Thieler mit seinem Sohn zu sprechen, ob er nicht einen Kochtopf für uns beschaffen könnte. Solche sperrigen und schweren Gegenstände ließen sich beim besten Willen nicht im Handgepäck mitnehmen. Am Tag der Entlassung brachte der Sohn tatsächlich einen größeren Kochtopf mit. Kochen konnte man damit allerdings nicht, er hatte ein Loch, das mit Scheiben und Schraube verschlossen war. Es gab auch keinen Deckel. Später benutzten wir den Topf als Behältnis für Wasser und zum Fleischbrühe holen.

Enttäuscht und traurig waren wir darüber, dass Opa Thielers Sohn nicht das Bedürfnis hatte, einmal mit uns zu sprechen oder danke zu sagen für das, was wir für seinen Vater getan hatten. Ohne uns hätte der alte Mann die zwei Jahre nicht überlebt. Wie heißt es doch oft im Leben: Undank ist der Welten Lohn! Wir haben nie wieder etwas von Opa Thieler und seinem Sohn gehört.

### **Ankunft in Bad Lauchstädt**

Unsere Quarantänezeit in Torgau endete am 27. Januar 1947. Wir sollten dann irgendwo weiträumig verteilt werden, wohin es gehen sollte, sagte man uns nicht. Es gab auch keine Erwartungshaltung, wir ließen alles auf uns zu kommen. Die Verteilung auf die Kreise und Orte, selbst die Wohnungszuweisungen waren unter Berücksichtigung der damaligen Möglichkeiten gut organisiert. Wir kamen mit einem Personenzug in den Kreis Merseburg, Endstation Schafstädt. Es war ein kleiner Ort, mehr Dorf als Stadt, etwa 16 Kilometer von Merseburg entfernt. Hier sollte die Verteilung auf das Kreisgebiet erfolgen. Dafür war ein größerer Saal in einer Gastwirtschaft vorbereitet, natürlich unbeheizt, aber wir hatten ja alle Sachen an, die wir besaßen. Als Begrüßung bekamen wir alle ein kleines Vollkornbrötchen. Die Schulkinder des Ortes hatten auf ihr Tagesbrötchen verzichtet. Es war eine Geste, die man nicht hoch genug bewerten konnte. Zu der Zeit hungerten alle Menschen, mit Ausnahme der Bauern.

Dann begann die konkrete Zuweisung zu den Orten und Wohnungen. Die Familien wurden aufgerufen und erhielten ihre schriftliche Zuweisung. Dabei passierte Folgendes: Es wurde wiederholt eine Familie aufgerufen mit drei Personen. Sie meldete sich nicht. Möglicherweise waren sie im Ort unterwegs, um etwas Essbares zu erbetteln. Im Saal musste es weitergehen und es sollte sich dann eine Familie mit drei Personen melden, die stattdessen die Einweisung in Empfang nimmt, natürlich mit entsprechender Namensänderung. Es sollte nach Bad Lauchstädt gehen. Für mich klang das „Bad“ als was ganz Besonderes, was sich aber tatsächlich dahinter verbarg, war ein großes Fragezeichen. Ich versuchte unserer Mutter beizubringen, dass wir uns doch melden sollten. Mein Hintergedanke war auch, dass wir nicht mit der alten Frau Steinert gemeinsam in eine Wohnung müssten und wir uns auf diese Art von ihr trennen könnten. Wir mussten uns sofort entscheiden, und eigentlich habe ich Mutter überrumpelt.

Draußen stand schon ein Traktor mit Anhänger vor der Tür und ab ging es nach Bad Lauchstädt. Der Traktor, ein Lanz Bulldog, tuckerte so vor sich hin, nicht viel schneller als im Schrittempo. Wir hatten tiefe Minusgrade und es war eine unangenehme Fahrt. Unsere Unterbringung sollte in Kleinlauchstädt sein, ein früher selbstständiges kleines Dorf, das aber schon vor mehreren Jahren nach Bad Lauchstädt eingemeindet worden war.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir voller Erwartungen, denn es ging ja um unsere zukünftige Lebensgrundlage. Kleinlauchstädter Straße 16 stand auf dem Schein, Familie Koschitzki. Es war ein kleines Häuschen mit abgeschlossenem Hof. Wir klingelten, es war aber niemand im Haus. Wir nahmen dann Kontakt mit Leuten auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf. Wir wurden ins Haus gebeten. Endlich ein bisschen Wärme, nach den vielen Stunden des Unterwegsseins und durchgefroren, eine Wohltat. Der Mann des Hauses war gerade beim Flechten eines Korbes. Er war blind, auch ein tragischer Fall. Als junger Mensch hatte er eine Augenoperation, die war noch nicht ausgeheilt und beim schweren Heben verlor er das Augenlicht für immer.

Nach einer längeren Wartezeit war dann jemand im künftigen Anwesen da und man zeigte uns unsere Wohnung. Es war ein kleiner Raum unter dem Dach, weniger als zehn Quadratmeter groß, zwei Seiten schräg, der Mittelbereich so niedrig, dass man den Arm gar nicht voll ausstrecken konnte. Ob wir enttäuscht waren, kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Wir hatten aber ein Dach über dem Kopf und das war vorerst entscheidend. Die Mehrzahl unserer Bekannten hatte mehr Glück.

Aber unser Zimmer war „möbliert!“ Im Raum gab es zwei eiserne Wehrmachtsbetten etwa 75 Zentimeter breit, sie standen unter den Schrägen. Auch im Bereich der Schrägen befanden sich noch zwei eingearbeitete einfache Holzregale, die einzige Unterbringungsmöglichkeit für all unsere Habe, es stand noch ein kleiner Tisch da und zwei Stühle passten auch noch hinein. Selbstverständlich gab es auch einen transportablen Kochherd, mit dem der Raum geheizt werden konnte, vorausgesetzt, man hatte etwas zum Feuermachen, aber Brennmaterial besaßen wir nicht.

Nun hatten wir das erste Problem: Bettgestelle waren vorhanden und die hatten auch Einlegeböden aus Holz, aber die Strohsäcke waren leer. Vorher hatte man uns mitgeteilt, dass wir die Strohsäcke in der nahe gelegenen Schäferei stopfen könnten. Der Schäfer wäre informiert. Wir gingen dann hin, aber der Schäfer war ein Mensch, dessen Schafe einen höheren Stellenwert hatten, als mittellose Menschen, die nicht viel mehr besaßen, als das was sie auf dem Körper trugen. Erst hat er uns kein Stroh geben wollen weil er es für seine Schafe brauchte, dann wollte er uns bewusst machen, wie schlecht es ihnen im Krieg ergangen sei und wie schlecht es ihnen jetzt noch geht. Erst später erfuhren wir, dass er sechs Schafe für sich in der Herde mitfüttern durfte, wie viel es tatsächlich waren, wusste nur er.

Wir hatten dann jedenfalls doch unsere gestopften Strohsäcke und mit unseren mitgebrachten Betten waren wir für die Nacht gerüstet. Ich hatte ein Bett für mich, Werner schlief bei Mutter. Mit seinen acht Jahren war das noch zumutbar, aber das ging noch bis 1951, da war er knapp 13 Jahre. Zur Erinnerung: Bettbreite 75 Zentimeter. Der Raum war so kalt, dass wir abends unsere dicken Sachen anzogen, um nicht im Bett zu frieren. Die Außenwände waren nachts immer bereift. Nach den ersten Tagen bekamen wir dann im Rathaus einen Freigabeschein für zwei Zentner (100 kg) Braunkohle. Von Kohle konnte man nicht sprechen, es war nur Kohlenschutt ohne feste Stücke

und vom Regen durchnässt. Irgendwer gab uns zwei Säcke und lieh uns einen Handwagen, so dass wir das Zeug nach Hause transportieren konnten. Feuer machen konnte man damit nicht, diese Masse fiel gleich durchs Rost bzw. konnte man gar nicht anzünden.

Ich musste mir eine Lösung ausdenken, um das Durchfallen durch den Rost zu verhindern. Zufällig fand ich eine leere Konservenbüchse, aus der ich dann ein Stück Blech herausarbeitete und auf den Rost legte. Vorher schlug ich mit einem Nagel Löcher hinein, damit die Kohle überhaupt Luft bekam. Zum Glück hatte ich in meinem Handgepäck meinen „Schusterhammer“ und eine kleine Kneifzange mitgebracht, es war für lange Zeit mein Basiswerkzeug.

Trotz Blechbeilage auf dem Rost war es immer wieder ein Problem, Feuer anzumachen. Ich kaufte in der örtlichen Drogerie ein kleines Fläschchen gereinigtes Benzin, welches es zu dieser Zeit tatsächlich zum Füllen der Feuerzeuge gab. Meine Kohle, bereits im Herd, wurde damit ein wenig getränkt und nun sollte es kein Problem sein, das Feuer anzukriegen. Streichholz dran und es müsste klappen. Ich war kein guter „Feuerwerker“. Durch das vergaste Benzin gab es einen explosionsartigen Flammenrückschlag in den Raum und mir direkt ins Gesicht. Zum Glück hatte ich wegen der Kälte meine Schirmmütze auf, die mein Gesicht ein wenig geschützt hat. Aber: hervorstehende Haare weg, Wimpern weg, Augenbrauen weg und ein verändertes Aussehen. So was macht man nur einmal!

Nun zu unser Versorgung: Wir erhielten Lebensmittelkarten der niedrigsten Versorgungsstufe. Was man damit bekam, war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Hunger tut weh! Man kann es wörtlich nehmen. Wir hatten kein Sättigungsgefühl mehr, da der körperliche Kalorienbedarf höher war als die zugeführte Menge. Die Einheimischen in so einem kleinen Dorf hatten immer noch Möglichkeiten, sich zusätzlich zu versorgen, z. T. hatten sie Kleinvieh wie Hühner, Enten, Gänse oder Kaninchen. Das traf zumindest für den Großteil der Bewohner von Kleinlauchstädt zu. Es war früher ein Dorf und einen Garten hatten die meisten. Auch unsere Vermieter gehörten zu diesen damals Privilegierten. Wir hätten uns sicher über ein Ei gefreut oder ein paar Quadratmeter Acker im Garten.

Der Hausherr war ein ganz liebevoller Mensch, der im Krieg ein Bein verloren hatte und aus Westpreußen stammte. Die Frau war geizig und hatte das Sagen. Mitgefühl war ihr fremd. Der kleine Werner war so dünn und schwach, dass Mutter einmal zu Bekannten sagte: „Der wird wohl den Kuckuck nicht mehr rufen hören!“ Werner hatte das gehört und kann es bis heute nicht vergessen. Mutter hatte ihn wohl schon aufgegeben. Sie tat aber auch kaum etwas, um unsere Versorgung etwas aufzubessern. Sie schickte uns betteln und ich wurde direkt aufgefordert, mir bei einem Bauern in der näheren Umgebung eine Arbeit zu suchen. Einmal habe ich mich überwunden und tatsächlich bei einem Bauern geklingelt. Das Hoftor ging auf und die Bäuerin fragte nach meinem Anliegen, das ich dann auch vortrug. Sie brauchten niemanden! Die Frau wird sicher gedacht haben: Was stellt der kleine Junge sich wohl unter Landwirtschaftsarbeit vor. Mutter meinte immer, sie könne aus gesundheitlichen Gründen nicht arbeiten gehen. Und da die Russen ihr „den Ernährer“ genommen haben, erwartete sie diese Funktion von uns.

Für mich stand jetzt das Problem eines Schulabschlusses, ich hatte ja bisher nur sechs Jahre die Schule besucht und war außerdem noch nicht konfirmiert. Das durfte es für einen Christen nicht geben. Also ging ich mit Mutter in die Schule nach Bad Lauchstädt, der Direktor, damals ein Herr Wulfert, hörte sich unser Anliegen an und fragte dann so halb Mutter, halb an mich gewandt: „Kann er denn einigermaßen rechnen?“ „Na ja, das geht so einigermaßen“, meinte ich. „Und wie sieht's mit Schreiben aus?“ „Eigentlich auch so einigermaßen“, antwortete ich wieder. In väterlicher Art sagte er dann mehr an mich gewandt: „Such dir eine Arbeit, mehr lernen die heute auch nicht!“ Vielleicht hatte er Recht.

Und nun die Konfirmation. Die hätte ich eigentlich schon 1946 kriegen müssen. Also hin zum Pfarrer. Es war Februar 1947 und der Tag der Konfirmation war traditionell immer Palmsonntag. Wir waren sechs Jungs, die mit dem Transport nach Bad Lauchstädt kamen. Wir bekamen zweimal wöchentlich Religionsunterricht und er bereitete uns gezielt auf die bevorstehende Konfirmation vor. Am Sonntag vor der Konfirmation war immer die Prüfung der Konfirmanden vor der kirchlichen Gemeinde. So richtig traute er es uns wohl nicht zu, ordentlich zu bestehen. Bei den Prüfungsfra-

gen klammerte er uns sechs vollkommen aus. Am Tag der Konfirmation trugen die Einheimischen die erforderliche Kleidung, ordentliche Schuhe und waren alle gut anzusehen. Die Mehrzahl hatte eine Krawatte angelegt, was bei uns zu Hause nicht typisch war. Wir trugen meist den Hemdkragen nach außen gestülpt. Was hatte ich? Als wir uns im Januar 1945 auf die Flucht begaben, hatte ich ja mehrere Hemden untergezogen und der Konfirmationsanzug von meinem Bruder Helmut, er wurde 1943 konfirmiert, gehörte auch zu meinem „Angeziehe“. Die Hosenbeine waren damals zu lang, jetzt passte der Anzug im Wesentlichen.

Wie Mutter den Anzug wieder ansehnlich machte, war anerkennenswert. Allgemein verwendete man früher schwarzen Kaffee und mit einem geliehenen Bügeleisen hatte sie wieder alles hinbekommen. Ich unterschied mich kaum von den einheimischen Jungs. Mit den Schuhen klappte das nicht ganz so. Mutters Schuhe, Halbschuhe mit einem breiten Absatz, mussten erhalten und auch damit fiel ich nicht auf. Anders war das bei den anderen fünf „Notkonfirmanden“, einer hatte sogar nur Holzschuhe.

Der Tag der Konfirmation ist eigentlich ein besonderer Tag im Leben eines jungen Menschen, im Prinzip ein Festtag, an den man sich auch später gerne noch erinnern möchte. Ich erinnere mich noch daran, dass wir uns an diesem Tag einmal richtig satt essen wollten. Da es zusätzlich für diesen Tag nichts gab, musste das vorher „abgehungert“ werden. Das klappte auch und Mutter machte eine große Schüssel Kartoffelsalat, eigentlich bestand der nur aus Kartoffeln, kaum etwas anderes drin. Die Masse sollte es bringen. Ich aß und aß und wurde nicht satt. Der Bauch war voll, so dass ich mich vom Stuhl gleich rücklings auf das Bett legte. Von einem Sättigungsgefühl war keine Spur, die Masse allein tut's eben nicht.

Der Winter 1946/47 war extrem kalt, selbst für den mitteldeutschen Raum und er dauerte auch lange an. Eines Tages im März erhielt ich eine schriftliche Aufforderung, mich bei der Deutschen Reichsbahn zum Schneeschippen zu melden. Es gab immer wieder schwere Schneefälle und Verwehungen, die Gleise mussten von Hand frei gehalten werden. Arbeitskleidung oder Wärmeschutzkleidung wurden nicht zur Verfügung gestellt. Wir mussten unsere eigenen, für uns einzigen Sachen tragen. Diese Einsätze endeten im späten April, wir wurden aber tariflich entlohnt.

Noch einige Beispiele zu unserer Versorgung bzw. zu den Hungermahlzeiten: Um überhaupt ein bisschen mehr in den Magen zu bekommen, wurden die Kartoffeln auf einem Reibeeisen gerieben und mit Salz, aber ohne weitere Zutaten gekocht. Diese sämige Masse nannten wir „Kartoffelschlunz“. Kalt werden durfte das nicht, dann war das nur noch Wasser mit kaum spürbaren Kartoffelflocken. Ordentlich gekochte Kartoffeln oder Tellergerichte gab es nie. Übrigens: Die Kartoffelreibe hatte ich aus einem Stück Blech selbst angefertigt. Mit einem Nagel schlug ich Löcher in das Blech und der Grat übernahm die Reibefunktion. Wir hatten sie lange in Gebrauch. Die anfallenden dünnen Kartoffelschalen wurden auf der Herdplatte getrocknet und leicht geröstet, auch sie wurden gegessen und schmeckten „scheußlich“.

Obwohl das Mittagessen für alle gemeinsam gekocht und verzehrt wurde, gab es für die anderen Mahlzeiten eine andere Regelung. Umstritten war eigentlich nur die zu beanspruchende persönliche Menge des Brotes. Jeder meinte wohl, die wenigen Scheiben des Anderen wären dicker oder man hätte heimlich eine Scheibe zusätzlich für sich abgeschnitten. Die Lösung war, dass jeder sein Brot selbst verwaltete, das verlangte aber eine ausgeprägte Selbstdisziplin. Von einem Kind in Werners Alter war diese nicht zu erwarten, aber wir hatten es gemeinsam so entschieden. Also wurden drei Brote gekauft und gekennzeichnet. Dann wurden die Scheiben eingekerbt und nach jeder vierten Scheibe gab es eine große Kerbe. Das war der Tagessatz. Mit meiner Selbstdisziplin klappte es, ich kam mit den vier Scheiben zurecht. Nicht so Werner, er hatte mit reichlich acht Jahren seine Probleme. Mutter gab ihm aber auch nichts von sich ab. Vielleicht hätten sich andere Mütter besser in die Lage eines Kindes hineinversetzen können.

Die Situation verbesserte sich dann mit dem herannahenden Frühling. Durch den sehr langen Winter setzte 1947 die Vegetation im Frühling sehr spät ein. Von den wild wachsenden Unkrautpflanzen wuchs die Melde am schnellsten. Sie hatte zarte Blätter und Stengel wie Spinat und es gab sie fast überall. Fast täglich gab es dann diesen „Spinat“, aber kaum etwas dazu. Als Kind war Spinatessen eine Strafe, fast ein Brechmittel, von mir nur „Koochie“ (Kuchscheiße) genannt.

Und dann noch etwas ganz Besonderes: Die zwei Fleischer der Stadt verkauften zweimal wöchentlich Fleischbrühe. Die war so klar, dass man den Boden im Topf sehen konnte, aber die Verkäuferin gab nach dem Füllen des Gefäßes noch einen halben Teelöffel pures Fett hinein. Damit schauten zumindest so viele Augen heraus, wie hinein. Jetzt waren wir doch froh, dass wir den geflickten Kochtopf von Opa Thielers Sohn hatten, da gingen mindestens vier Liter Brühe hinein und unsere Suppe bekam einen Geschmacksverstärker.

Ich fing dann auch wieder an, für Bekannte Schuhe instandzusetzen. Es war nicht häufig, aber einige Eier oder Anderes brachte das schon ein. Erstaunlich für diese Zeit war, dass ich sogar einen „Dreifuß“ zu kaufen bekam. Das ist das Ding, auf das man den Schuh drauf steckt, wenn man ihn besohlen will. Dass es solche Artikel bereits zu kaufen gab, war ein Anzeichen, dass erste Betriebe nach dem Krieg wieder zu produzieren begannen. In Landsberg habe ich bei den Polen bereits Täkse kaufen können. Hier gab es so etwas noch nicht. Also musste ich jeden Nagel von Hand anfertigen. Kupferdraht aus alten Telefonleitungen war das Ausgangsmaterial, Kopf angestaucht, Draht zum Vierkant spitz gehämmert und jeder Nagel war ein Unikat mit Goldwert. Für uns fertigte ich Holzsandalen mit einem Gelenk wegen des besseren Abrollens an. Weil diese Dinger beim Gehen sehr laut waren, wurden sie allgemein „Klapperlatschen“ genannt. Gertrud bekam später ein Paar richtige Riemchensandalen, sogar mit halbhohem Absatz.



Der Frühsommer 1947 verlief ohne besondere Höhepunkte und mit wenig Hoffnung auf Besserung der Situation. Bei Mutter kam nie der Gedanke auf arbeiten zu gehen, ich sollte mir eine Arbeit suchen, um die Familie ernähren zu können. Vorerst hatten wir noch Geld, das wir aus Ostpreußen mitgebracht hatten. Versteckt hatte ich dies auf folgende Art: Ich stemmte die Absätze aus meinen Schuhen aus, faltete Geld zusammen, wickelte es in Alufolie aus den Kondensatoren des Radios und verschloss dann die Absätze. Weiterhin löste ich ein großes Riester von einem Schuh, schob das Geld hinein und nähte das Ganze wieder zu. Beim Öffnen meiner Verstecke musste ich dann mit Ernüchterung feststellen, dass das Geld sehr gelitten hatte, allerdings war es noch verwendbar. Wir hatten auch noch Geld am Körper versteckt, aber wenn nichts dazu kommt, ist es irgendwann doch alle.

Außer unserem dürftigen Alltag belastete uns doch die Frage: Wo sind unsere Angehörigen? Helmut durfte nicht gemeinsam mit uns ausreisen. Vielleicht wollte er auch nicht. Er war ja in Landsberg einigermaßen versorgt und hatte sich auch schon lange „abgenabelt“. In Landsberg hatte sich eine Art staatliches Unternehmen gegründet, das überall nach Autowracks der deutschen Wehrmacht suchte und aus diesen wieder fahrbare Autos zusammenbastelte. Erst wenn wieder einmal ein fertiges Auto bei der Zentrale in Allenstein abgeliefert werden konnte, gab es Geld. So ein Er-

eignis wurde natürlich gefeiert und bald war das Geld wieder alle, und auch Autowracks fand man immer weniger. Helmut konnte aber damit leben.

Als wir dann mit festem Wohnsitz in Bad Lauchstädt lebten, hatten wir regelmäßigen brieflichen Kontakt zu Helmut. Ich erwähnte schon, dass die polnische Post sich relativ früh aufbaute und auch immer versuchte, die Adressaten zu finden, da gab es keinen Unterschied ob von Polen oder von Deutschen. Auch wenn Angehörige nicht gleich aufzufinden waren, so bekamen doch vor Ort Befragte und die Suchenden gegenseitig Anschriften, über die man weiter auch nach anderen Personen suchen konnte. Unsere konkrete Suche galt Erwin und Gertrud, wir wussten nicht, ob sie überhaupt noch lebten. Erwin war als Wehrmachtssoldat im letzten Aufgebot und von Gertrud, zuletzt in Posen, hatten wir auch lange nichts mehr gehört.

Nach Kriegsende ist erstaunlich schnell der Suchdienst beim Deutschen Roten Kreuz (DRK) aufgebaut worden, der auch heute noch aktiv ist und viele Schicksale im Zusammenhang mit dem zweiten Weltkrieg aufklären konnte. Die Adresse von Gertrud war schnell zu beschaffen und ich habe sie heute noch in Erinnerung. Sie lautete damals: Berlin W8, Kononiertstraße 35. Etwa Ende Mai, Anfang Juni 1947 wurde uns die Adresse von Gertrud mitgeteilt, zeitgleich erhielt sie unsere Adresse. Gertrud war noch kurz vor den Kampfhandlungen mit einem organisierten Transport nach Rathenow/Havel gelangt und hatte dort das Kriegsende erlebt. Als sie vom DRK die Nachricht über unseren Aufenthalt erhielt, hat sie umgehend ihren Rucksack mit etwas Essbarem gepackt und kam sofort zu uns nach Bad Lauchstädt. Das Wiedersehen war natürlich mit reichlich Tränen in den Augen verbunden, die Erste der von uns Gesuchten hatte überlebt und wir waren glücklich.

Bald bekamen wir erneut Nachricht vom DRK über den Aufenthalt von Erwin. Er war kurz vor Kriegsende in englische Gefangenschaft geraten. Er hatte besonders viel Glück Dank eines entscheidungsfreudigen Truppenführers, denn er war kaum in Kampfhandlungen einbezogen und die Gefangenschaft bedeutete das sichere Überleben während der letzten Kriegstage. Er wurde auch bald entlassen und suchte sich eine Arbeit bei einem Bauern in Helmstorf, in der Nähe von Harburg.

### **Meine abenteuerliche Reise zu Erwin**

Es müsste Ende August 1947 gewesen sein, da erschien ganz unerwartet Helmut bei uns in Bad Lauchstädt. Sorglos wie immer berichtete er, dass er im Moment in Blankenburg/Harz im Quarantänelager untergebracht ist, wo er vor wenigen Tagen mit einem Transport aus Landsberg angekommen war.

Der verbotene Abstecher zu uns belastete ihn gar nicht, obwohl das Verlassen des Lagers streng untersagt war. In seiner sanften und überzeugenden Art machte er mir bewusst, dass es sinnvoll wäre, wenn ich sein Gepäck bzw. Koffer bereits vor seiner Entlassung holen könnte. Er wäre dann beweglicher. Das schien schon nachvollziehbar, denn der Zugverkehr war zu der Zeit unberechenbar, die Züge total überfüllt und der Fahrplan war weniger als eine Orientierung. Noch etwas anschaulicher: Die Bahnhöfe waren voll mit Menschen, auf den Bahnsteigen standen die Reisenden dicht an dicht gedrängt und warteten auf den fahrplanmäßigen Zug. Jeder hoffte mitzukommen. Wenn ein Zug direkt eingesetzt wurde, hatte man Chancen mitzukommen. Kam der Zug von woanders her, war er bereits überfüllt und die Menschen drin standen dicht gedrängt wie in einer Heringsbüchse. Häufig war auch das Dach voll und auf den Trittbrettern hingen die Menschen wie die Kletten. Ein Puffer als Sitzmöglichkeit galt schon als „First Class“. Zu den Trittbrettern sei erklärt, dass die Personenwagen dieser Zeit mehrheitlich so konstruiert waren, dass jedes Abteil eine eigene Zugangstür hatte und außen ein durchgehendes Trittbrett vorhanden war. Einen Platz musste man sich mit den Ellenbogen erdrängeln. Dieser Zustand galt zumindest für den Fernverkehr. Im regionalen Kurzstreckenbereich war es nicht ganz so drastisch, aber einen Sitzplatz zu erwischen war auch da eine Seltenheit.

Helmut jedenfalls hatte mich von der Notwendigkeit überzeugt, seinen Koffer vorzeitig zu holen. Ich packte meinen Rucksack mit einigen wenigen Schnitten Brot und machte mich auf den Weg. Ich sah keine Probleme die Strecke zu finden oder richtig umsteigen. Auch konnte ich gut Fahrpläne lesen. Das erste Stück Strecke bis Halberstadt mit Stehplatz verlief auch ohne Besonderheiten. In

Halberstadt hätte ich umsteigen müssen in Richtung Blankenburg, dem Ziel. Im Zug hatten alle Mitreisenden nur ein Gespräch bzw. Thema: Wie komme ich am sichersten über die Grenze, damals noch Demarkationslinie zwischen den Besatzungszonen. Deutschland war ja von den Siegermächten in vier Besatzungszonen aufgeteilt, die sich aber später schrittweise zusammenschlossen, mit Ausnahme der sowjetischen Besatzungszone.

Kaum jemand hatte die Absicht, Verwandte in den westlichen Besatzungszonen besuchen: Der Zug war voller sogenannter „Heringsbändiger“. Die wollten Richtung Hamburg bzw. in die Seeregion. Nach dem Krieg hatte sich der Schwarzmarkt so entwickelt, dass er stärker war als die Realwirtschaft bzw. der legale Markt. Man bekam fast alles, doch die Preise waren astronomisch hoch, im Prinzip war es ein Tauschmarkt. Der Nachschub der Waren riss nie ab und dominiert haben als „Verrechnungseinheit“ amerikanische Zigaretten, die die Amis unbegrenzt lieferten. Viele amerikanische Armeeangehörige haben sich gefahrlos auf diese Art ein Vermögen angeeignet. Auch sie profitierten durch diese fast gesetzlose Zeit. Das traf hauptsächlich für die westlichen Besatzungszonen zu. Die Heringsbändiger gehörten aber weniger zu dieser Kategorie Schwarzmarkthändler. Sie fuhren mit irgendwelchen unlauter erworbenen Tauschwaren in den Hamburger Raum und tauschten die oft aus den eigenen Betrieben gestohlenen Artikel gegen Heringe ein. Diese Heringe waren damals ein besonders begehrter Tauschartikel im heimatlichen Umfeld, meist in Mitteldeutschland. Nicht wenige haben das professionell gemacht und konnten davon gut leben.

Ich stand nun selbst wie ein Hering in dieser Menge und es reifte ein abenteuerlicher Gedanke in meinem 15-jährigen Köpfchen: Wie wäre es, wenn du diese Situation beim Schopfe packst, mit diesen Heringsbändigern in Richtung Hamburg fährst und Erwin besuchst. Die Adresse hatte ich mir eingeprägt, denn ich war ja der Briefeschreiber bei uns. Bei den Gesprächen im Zug schnappte ich auf, wie ein jüngerer Mann seine Hilfe für den Grenzübertritt anbot. Scheinbar kannte er sich dort gut aus. Dass er dafür ein ordentliches „Handgeld“ dankend annahm, galt auch als selbstverständlich. Nach langer Überwindung und als Duckmäuser erzogen fragte ich ihn dann doch, ob ich mich der Gruppe anschließen könnte. Er akzeptierte und ich gab ihm 20 Reichsmark. Damals galt noch in ganz Deutschland die Reichsmark als Währung. Lediglich die Besatzungsmächte druckten sich ein zusätzliches Geld gleichwertig mit der Reichsmark. Das Geld hatte nur Papierwert. Es gab dafür keine Deckung. Die Scheine waren kleiner und hatten zusätzliche den Aufdruck: In Umlauf gesetzt in Deutschland.

Nun hieß das neue Ziel Hamburg bzw. die Endstation des Zuges war zunächst Stapelburg. Als die Menge in Stapelburg den Zug verließ und ausschärmte und die Meisten in halbgeduckter Haltung in Richtung Grenze strömten, wirkte das wie ein riesiger aufgescheuchter Ameisenhaufen. Bewacht wurde zu der Zeit die Grenze vom sowjetischen Militär. Eigentlich war die Grenze recht durchlässig und die Posten hielten sich verstärkt in Ortsnähe auf. Je weiter der Umweg, umso geringer war die Gefahr erwischt zu werden. Unser „Pfadfinder“ wählte einen etwas größeren Umweg in Richtung Süden. Dann ging es über den kleinen Gebirgsbach „Ecker“ und jenseits waren wir, wörtlich genommen, auf der „anderen Seite“. Das Überqueren des Baches war problemlos. Wie bei einem Gebirgsbach üblich, ragten viele größere Steine aus dem Wasser und mit etwas Geschick balancierte man trockenen Fußes auf die andere Seite.

Auf der westlichen Seite ging es nach Bad Harzburg. Ich erinnere mich noch an folgendes Erlebnis: Als wir die Stadtgrenze von Bad Harzburg erreicht hatten, erklang von einem entfernt und höher gelegenen Haus Akkordeonmusik. Für mich wirkte das wie tiefer Frieden, die Musik strahlte eine Ruhe aus, fast unnatürlich und befremdlich. Es war ein Sonntag und später Nachmittag. Alle Häuser waren intakt und gepflegt und man sah nur zufriedene Menschen. Man hatte den Eindruck, dass hier kein Krieg gewesen sein konnte. Wir gingen zum Bahnhof. Dort angekommen mussten wir feststellen, dass es an diesem Tag kein Weiterkommen mehr gab. Das störte uns aber nicht. Zur „Nachtruhe“ fand ich einen Platz unter einer Bank im Warteraum, sogar liegend mit ausgestreckten Beinen. Dass der Warteraum dann ähnlich voll war wie vorher der Zug, war zu erwarten.

Am nächsten Morgen fuhr dann ein Zug und über entsprechende Anschlüsse bin ich dann heil in Harburg angekommen. Trotz meiner üblichen Hemmungen versuchte ich mich dann durchzufragen, wie ich nach Helmstorf komme und hatte Glück, dass es zufällig ein Straßenbahnfahrer war, den ich angesprochen hatte. Er nahm mich mit der Straßenbahn bis zu einer Bushaltestelle mit, von wo aus ich dann weiterkäme. Eine Fahrkarte für die Straßenbahn sollte ich nicht erst kaufen,

meinte er fast väterlich. Als der Kontrolleur bzw. Kassierer kam, winkte er ab. Die beiden kannten sich. Umgangssprache war seinerzeit in Hamburg Plattdeutsch. Durch unser ostpreußisches Platt gab es mit der Verständigung keine Probleme, ich selbst sprach aber Hochdeutsch.

Mit dem Bus ging's dann weiter noch Helmstorf, dem Endziel. Es war ein größeres gepflegtes Dorf mit den dort üblichen Bauerngehöften. Ich fragte mich erneut durch nach dem Bauern Peters. Im Dorf war es der „Moakensbuer“. Der Name war bekannter als Peters. Und dann traf ich Erwin! Ich brachte kaum ein Wort heraus, natürlich mit Tränen in den Augen. Er stellte mich dem Bauern vor und ich hatte meinen Platz am großen Tisch, an dem alle bei den Mahlzeiten saßen. Ich konnte mich für einige Tage richtig satt essen. Schon dafür hatte sich die Fahrt gelohnt.

Während meines Aufenthalts im Dorf half ich bei allen zumutbaren Arbeiten, die anfielen. Unter anderem fuhren wir nach dem damals recht bekannten Ort „Bendesdorf“. Dort gab es ein kleines Filmstudio, in dem gerade ein Film mit dem damals bekannten Schauspieler Gustav Fröhlich gedreht wurde. Der Bauer Peters hatte dort eine Apfelplantage. Ich schrieb dann gleich einen Brief nach Hause. Die Post war damals nicht sehr schnell und es dürfte eine Woche gedauert haben, bis sich mein Verschwinden aufgeklärt hatte. Helmut war in der Zwischenzeit aus dem Quarantänelager entlassen worden und wunderte sich nur, dass ich seinen Koffer nicht geholt hatte. Mein Verbleib war bis dahin ungeklärt. Als ich dann zurückkam, war Helmut schon wieder fort. Kurz nach der Ankunft in Bad Lauchstädt bekam er eine Dienstverpflichtung nach Aue/Sachsen. Dort wurde für die Sowjetunion Uranerz abgebaut, es war das größte Vorkommen in Europa und man benötigte es für den Bau der Atombombe.

In Aue im Untertage-Bergwerk herrschte ein Regime mit ausgeprägt sowjetischen Gesetzen, wo man fast um sein Leben bangen musste. Helmut setzte sich in den nächsten Zug und fuhr zu Erwin. Auch er war dem „Moakensbuer“ eine willkommene Arbeitskraft und Erwins Einflussnahme auf Helmut's lockere Art konnte ihm nur gut tun.

Meine Rückreise: Die Zeit drängelte zwar nicht, aber mein Aufenthalt in Helmstorf war ja nur ein spontaner Besuch. Erwin schlachtete noch ein Kaninchen und auch anderes Essbares wurde in dem Rucksack verstaut. Von der Bäuerin bekam ich reichlich Proviant, denn die Reisezeit war nicht kalkulierbar. Aber ich hatte noch etwas ganz Besonderes in meinem Rucksack. Der zweite Knecht vom Bauern pflügte in Dorfnähe einen kleineren Acker. Dabei kam etwas undefinierbar Metallenes zum Vorschein. Es waren mehrere große Fleischbüchsen mit etwa drei bis vier Kilogramm Inhalt. Wir konnten nur vermuten, dass sie aus einem Armeedepot stammten, denn sie waren englisch beschriftet. Die Diebe hatten sie wohl hier versteckt. Und so eine Büchse war nun in meinem Rucksack. Was für ein Reichtum in dieser Zeit! Allzu gern hätte ich die Gesichter der Diebe gesehen, aber letztlich vermissten sie auch nur etwas Gestohlenes.

Der Rückweg über die Grenze war dieses Mal ein anderer, irgendwo weiter nördlich. Auch hier war es wieder so, dass man im Zug mit etwas weiter geöffneten Ohren Informationen über sichere Grenzübergänge mithören konnte. Ich schloss mich ohne lange Bedenkzeit einer Gruppe an, die alle voll bepackt mit Heringen in Richtung Grenze marschierte. Die Rückfahrt mit der Reichsbahn war wieder ein Abenteuer. Bis Halberstadt lief alles ohne besondere Höhepunkte. Dort hieß es umsteigen und auf einen anderen Zug warten. Der Bahnsteig war wieder voller Menschen und man musste schon ein großer Optimist sein, um sich Chancen für die Weiterfahrt auszurechnen. Zu unserem Erstaunen wurde ein leerer Zug eingesetzt. Noch vor dem Halt wurde er „gestürmt“, aber auf dem Bahnsteig sah man kaum, dass es weniger Menschen geworden waren. Wie immer war der Zug total überfüllt, einschließlich Dach, Puffern und Trittbrettern. Die Bahnpolizei, so etwas gab es schon, forderte alle zum Verlassen des Zuges auf, die nicht Platz im Inneren gefunden hatten. Es wurde angedroht, dass der Zug nur aus dem Bahnhof fährt und dort alle außerhalb der Wagons heruntergeholt werden und zum Bahnhof zurück müssen.

Ich war bis unmittelbar in einen Türbereich gelangt, die Tür konnte aber nicht geschlossen werden. Ein Polizist kam und forderte mich auf zurückzubleiben. Ich meinte: „Die drinnen müssen nur ein bisschen nachrücken, dann passe ich noch hinein!“ Sein guter Wille verhalf mir zum Erfolg. Er nahm die Tür und mit wiederholtem „Hauruck“ drückte er mich in den Wagen. Zum Glück war das Türfenster auf, so dass ich mich hochziehen konnte, Körper auf den Fensterrahmen und nur noch die Beine waren im Inneren. Der Zug fuhr an und bewegte sich im Schritttempo tatsächlich nur aus

dem Bahnhof, wie vorher angekündigt. Alle Mitfahrer ohne Platz im Zug mussten zum Bahnhof zurück laufen. Wieder einmal Glück gehabt, es ging jetzt in Richtung Halle.

Abenteuer zweiter Akt! Der Zug setzte sich bald in Bewegung und nahm Geschwindigkeit auf. Das waren kaum mehr als 60 km/h. Übrigens: Damals gab es grundsätzlich nur Dampflokantrieb. Nach einiger Zeit wollte ich mich aus meiner Zwangslage befreien, kletterte während der Fahrt durch das Fenster nach außen, weiter über Puffer und Kupplung zum Trittbrett der anderen Wagenseite. Das war die Sonnenseite, auf der man den kalten Fahrtwind weniger spürte. Als ich fast drüben war und um die Wagenecke schaute, standen zwei Bahnpolizisten etwa zwei Meter von mir entfernt auf dem Trittbrett. Zum Glück haben sie mich nicht gesehen. Wie schnell ich wieder auf der anderen Seite war und vor meiner Tür stand, muss ich nicht weiter kommentieren. Am nächsten Bahnhof entfernten sie sich, zum Glück auch nach der anderen Seite und für die Weiterfahrt hatte ich einen Sitzplatz auf einem Puffer. Zu Hause in Bad Lauchstädt überraschten mich die Neuigkeiten von Helmut, über die ich schon berichtete.

Unsere Versorgungslage verbesserte sich mit der Ernte 1947 zunehmend. Täglich gingen wir Ähren lesen, droschen das Getreide in einem Sack aus, reinigten es dann ordentlich und konnten es in einer nahe gelegenen Mühle gegen Mehl eintauschen. Als die Kartoffeln geerntet waren, gingen wir Kartoffeln stoppeln, d. h. die beim Ernten in der Erde verbliebenen Kartoffeln wurden herausgeholt. Das Gleiche geschah dann auch später mit den Möhren. Im Spätherbst folgten die Zuckerrüben, aus denen Sirup gekocht wurde. Mutter war von früh bis abends auf den Äckern, sie hatte ja auch keine anderen Verpflichtungen.

## **Meine berufliche Entwicklung**

Irgendwann musste ich an meine Zukunft denken. Mutter drängelte wiederholt, dass ich mir Arbeit suchen soll. Aber ihr ging es nicht um meine berufliche Perspektive, sondern mehr um die finanzielle Versorgung. Unser Geld wurde knapp. Ich bekam von Mutter keine Unterstützung bei der Arbeitssuche, das war nach ihrer Meinung mein Problem.

Von der Ferne sah ich immer wieder die qualmenden Schornsteine der chemischen Großbetriebe Buna und Leuna. „Nie geh ich dort hin, ich will mich nicht vergiften lassen“, sagte ich immer wieder. Es dürften jedoch meine ausgeprägten Hemmungen gewesen sein, die mich hinderten dort vorzusprechen. Irgendwann überwand ich mich und fuhr nach Buna, dem näher gelegenen Betrieb. Am 1. Oktober 1947 nahm ich eine Tätigkeit als Transportarbeiter im Eisenbahnbetrieb des Werkes auf. Da ich keinen Schulabschluss und auch keinen Beruf hatte, konnte ich nicht wählerisch sein. Auf meinem Arbeitsvertrag stand „Werkshelfer“. Obwohl ich noch keine 16 Jahre alt war, verlangte man damals keine Unterschrift der Mutter. Es war eben noch eine nahezu gesetzlose Zeit.

Eine Anmerkung zum damaligen Status der Bunawerke: Nach dem Willen der Siegermächte sollten alle Betriebe, die in die militärische Rüstung Deutschlands einbezogen waren, liquidiert werden. Die Sowjetunion wollte aber auf die Produktion in diesen Betrieben nicht verzichten und machte daraus sowjetische Aktiengesellschaften. So gab es auch in diesem Betrieb eine sowjetischen Generaldirektion, die gefürchtet war und oft unliebsame Entscheidungen traf.

Bei meiner Arbeit war ich der einzige junge Mensch zwischen alten Männern, die auch aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, vorwiegend aus Schlesien. Wir mussten jede „Drecksarbeit“ machen: Schutt verladen, Schrott aufbereiten und verladen, Material transportieren. Eigentlich mussten wir all das tun, wovor sich jeder gerne gedrückt hätte. Diese älteren Leute gehörten zu der Generation, die nie aufmuckte und alle übertragenen Arbeiten diszipliniert ausführte. Von meiner Grundeinstellung gehörte ich auch zu dieser Generation.

Unter uns war ein sehr ruhiger, verträglicher und einsatzwilliger Mann mittleren Alters. Er sprach nie über sich und seine Vergangenheit. Wir erfuhren dann aber doch Folgendes: Er war ein kleiner Mitläufer in der NSDAP, möglicherweise auch im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit bei der Deutschen Reichsbahn. 1945 wurde er von den Sowjets verhaftet und im Konzentrationslager Bu-

chenwald inhaftiert. Es war das gleiche Lager, in dem vorher 56 000 politische Gegner des Naziregimes und andere Gefangene umgebracht worden waren. 1947 wurde er mit der Auflage entlassen über diese Zeit zu schweigen. Dies sei hier erwähnt, weil über diese Thematik nie öffentlich gesprochen wurde.

Für meine Tätigkeit erhielt ich einen Stundenlohn von 0,37 RM. Daraus ergab sich eine monatliche Entlohnung von etwa 56 RM. Das musste dann für drei Personen im Monat reichen! Aus heutiger Sicht ebenso unvorstellbar wie die Arbeitszeit. Unter 16 wurden 42 Stunden in der Woche gearbeitet, ab 16 Jahren galten 45 Wochenstunden. Erwachsene hatten eine wöchentliche Arbeitszeit von 48 Stunden.

Mein Arbeitsweg: Früh von Kleinlauchstädt zum Bahnhof, reichlich ein Kilometer. Mit dem Zug zum Aussteigerbahnhof Merseburg-Elisabethhöhe, etwa acht Zugkilometer. Von dort zu Fuß ins Werk, etwa zwei Kilometer. Innerhalb des Werkes einige hundert Meter zur Stechuhr meines Betriebes, meine Anwesenheit mit der Karte eingestochen, dann zu Fuß zum Jugendbad zum Umziehen, mehr als einen Kilometer, den Weg zurück wieder reichlich einen Kilometer. Dann konnte die Arbeit beginnen - ich hatte bereits sechs Kilometer Fußmarsch hinter mir. Abends war der Weg etwas anders, aber insgesamt legte ich jeden Tag ca. 12 Kilometer zu Fuß zurück, und das mit hohen Holzschuhen, die steif waren und keine beweglichen Sohlen hatten. Gearbeitet wurde an sechs Tagen in der Woche, die Arbeit endete am Samstag 13.00 Uhr.

Schon damals gab es ein Mittagessen in den Werkskantinen. Das waren in den ersten Jahren nur Eintopfgerichte, wir pflegten zu sagen: Wasser wie dünn. Woher sollte in der Zeit auch was kommen? Samstags nahm ich ein Kochgeschirr mit und ließ mein Essen da hinein geben. Ich nahm es mit nach Hause und es musste für alle drei reichen.

Nach dem Krieg und insbesondere durch die neu angesiedelten Flüchtlinge und Umsiedler, so nannte man uns, gab es viele Jugendliche ohne Schulabschluss und ohne Beruf. Vom Werk wurde eine Art Fortbildung organisiert und Klassen gebildet. Nicht wenige weigerten sich und wollten lieber im Betrieb ihrer Arbeit nachgehen statt wieder die Schulbank zu drücken, obwohl die Fortbildung während der Arbeitszeit stattfand. Ich meinte ja früher auch immer für den Lehrer zu lernen und nicht für mich, aber jetzt sah ich das ein bisschen anders. Für Verweigerer gab es ein ganz einfaches Druckmittel, man entzog ihnen die Lebensmittelkarte. Das hätte besonders wehgetan, denn als Chemiarbeiter erhielten sie eine Lebensmittelkarte mit erhöhter Zuteilung. Vergleichbares gab es auch in anderen Industriezweigen.

Die Bildungsinhalte bestand aus Fächern der Allgemeinbildung, der größte Teil waren aber technische Fächer einschließlich Grundlagen des technischen Zeichnens. Der Unterricht war einmal wöchentlich. Darüber hinaus gab es eine innerbetriebliche Weiterbildung, Jugendstunden genannt. In wöchentlich zwei Stunden erklärten betriebliche Ingenieure und Techniker Themen wie Stahlgewinnung in Hochöfen u. Ä.

Ich war immer noch in der Transportkolonne und nicht besonders glücklich. Andere Mitschüler waren bei gestandenen Facharbeitern als Helfer tätig und von ihrer Arbeit angetan. Eines Tages ging ich verbotenerweise in den Elektrobetrieb des Werkes, überwand meine Schüchternheit und fragte nach einer qualifizierteren Tätigkeit mit einer möglichen Perspektive. Verbotenerweise soll heißen, ich hätte mir vorher einen sogenannten Laufschein von meinem zuständigen Meister holen müssen mit Angabe der Gründe und des Zieles. Auf so einem Laufschein wurde dann von der betreffenden Stelle die dort verbrachte Zeit und Bestätigung mit Stempel und Unterschrift vermerkt. Das forderte die „Betriebsordnung“. Der Laufschein wurde im Betriebsbüro archiviert.

Für mich wurde meine Vorsprache bei dem zuständigen Betriebsleiter des Elektrowerkes eine recht peinliche Angelegenheit. Ich hatte überhaupt nicht in Erwägung gezogen, dass sich diese erste Führungsgeneration des Werkes seit dem Betriebsaufbau 1936 kannte und schon zu Zeiten der IG Farben hierher verpflichtet worden war. Noch während meiner Anwesenheit griff der Betriebsleiter zum Telefon und rief meinen Meister im Eisenbahnbetrieb an, um ihm meine Vorsprache und mein Anliegen mitzuteilen. Darauf verabschiedete er mich und ich zog erfolglos von dannen. Zurück in meinem Betrieb war natürlich die Aussprache fällig. Meine Aktion brachte mir aber

ein, dass ich aus der Transportkolonne herausgelöst wurde und als „Schlosserhelfer“ mit einem „Hilfsschlosser“ ein neues Werkstattgespann bildete.

Das klingt wie ein Scherz, zwei Ungelernte, ich noch nicht 17 Jahre alt, bilden ein Arbeitsgespann. Wir verstanden uns gut. Otto Kroll stammte aus Danzig, er war Mitte 30 und ein richtiger Arbeitstyp. Wir stellten bald fest, dass ich von meinen Anlagen her der bessere Handwerker war und damit übernahm ich in unserem kleinen Gespann die Führungsrolle. Er wartete nur auf das „Wie und Was“ und konnte zupacken. Unser Arbeitsplatz war bei den gestandenen, erfahrenen Schlossern. Aber typisch für diese Zeit war, dass uns keiner von denen einmal einen handwerklichen Hinweis gab. Sie beobachteten uns lieber unauffällig und warteten darauf, dass wir einmal „Mist“ bauten. Die Schadenfreude wäre uns gewiss gewesen.

In unserem Werkstattgebäude arbeiteten viele ältere Handwerker, die sich bereits im Rentenalter befanden und als „Zugewanderte“ und Mittellose auf Geld angewiesen waren. Sie arbeiteten in diesen ersten Jahren nach dem Krieg fast ausschließlich privat für ihre Meister. Sie fertigten Dinge die es noch nicht zu kaufen gab. So z. B. Ölpresen, Messer, Äxte und es war sogar ein Fleischwolf dabei. Die Ergebnisse waren meist besser anzuschauen als industriell gefertigte Gegenstände.

Nun ein letztes Beispiel der damaligen Handwerkergeneration: In unserem Gebäude, wegen der vielen älteren Handwerker umgangssprachlich „Altersheim“ genannt, gab es auch einen Messerschmied, der bereits das 70. Lebensjahr überschritten hatte, aber des Geldes wegen noch arbeiten musste. Er hatte einen Großteil seines Lebens in Mexiko verbracht, muss bei Kriegsbeginn gerade in Deutschland gewesen sein und bekam keine Altersversorgung. Er fertigte nur Messer an. Es waren alle möglichen Varianten, auch Taschenmesser, dabei. Alle Messer besaßen eine solch hohe Qualität, dass man die Handfertigung fast angezweifelt hätte. Da auch wir uns Messer für den Eigenbedarf herstellten aber wiederholt Schwierigkeiten mit dem Härten des Stahls hatten, wollte ich einmal miterleben, wie der alte Herr richtig härtet. Mit einem Öltopf und einer Messerklinge an einem Draht ging er in die betriebliche Schmiede. Ich schlich hinterher. Er tat nicht dergleichen und wartete, dass ich mich entfernte. Das wiederum tat ich nicht und nach längerer Wartezeit ging er zurück an seinen Arbeitsplatz. Lieber nahm er sein Wissen mit ins Grab, als dass er es anderen übermittelte.

Übrigens ist erwähnenswert, dass ich jetzt als Schlosserhelfer besser entlohnt würde. Es waren 0,50 RM und bei jetzt 45 Wochenstunden kam ich auf monatlich etwa 80 RM. Das war schon beträchtlich mehr. Ein kleiner Vergleich zu heute: Der Facharbeiterstundenlohn betrug damals 0,87 RM. Heute ist es zum Teil das Zwanzigfache.

Auf den Inhalt meiner Arbeit als Schlosser möchte ich nicht weiter eingehen. Ich möchte jedoch an einem Beispiel aus dieser Arbeitswelt sichtbar machen, wie man zu dieser Zeit nach Möglichkeiten suchte, um Kriegsversehrten ein wenig entgegenzukommen. Viele hatten als Soldat ein Bein verloren und die Prothesen von damals sind nicht zu vergleichen mit heutigen. Der Berufsverkehr hatte sich bald stabilisiert, die zwei Bahnhöfe lagen an verschiedenen Orten jeweils zwei bis drei Kilometer vom Werk entfernt. Die Masse der Werksarbeiter ging zu Fuß. Zwei Mal eine solche Strecke am Tag zu laufen war für diese Versehrten ganz sicher eine Strapaze. Die Lösung war, dass auf Elektrokarren, dem Universaltransportmittel in den damaligen Betrieben, statt der Seitenplanken Bänke aufgesetzt wurden, auf denen die Versehrten von und zu den Zügen befördert wurden. Durch den Fußteil der Bänke hatten die Elektrokarren eine unheimlich breite Ausladung. Das war für den jeweiligen Fahrer ungewohnt und allzu häufig fuhr er mit voller Besetzung gegen Straßenvorsprünge und auch Gebäudekanten. Seinen „Fahrgästen“ ist selten etwas passiert, aber die Bänke waren stark demoliert und mussten noch am gleichen Tag instand gesetzt werden. Das war so eine ständig wiederkehrende Arbeit unseres Duos.

Es war bereits 1948. Obwohl mir meine Schlosserarbeiten Spaß machten, war ich letztlich weiterhin ein ungelerner Hilfsarbeiter ohne berufliche Perspektive. Ich bewarb mich Ende 1948 um eine richtige Lehrstelle im Werk. Die Zusage war abhängig von einer theoretischen und praktischen Eignungsprüfung. Und bei der theoretischen Prüfung habe ich das erste Mal richtig begriffen, dass man doch nicht für den Lehrer, sondern für sich selbst lernt.

Durch den großen zeitlichen Abstand zur Schulzeit waren meine Kenntnisse insbesondere im Rechnen so verkümmert, dass eine Zusage für ein Lehrverhältnis unwahrscheinlich war. Und so kam es auch. Man empfahl mir, mich erst nach Vollendung des 18. Lebensjahres um einen Platz als Umschüler zu bewerben. Das tat ich dann auch 1949. Auch hier gab es eine theoretische und praktische Eignungsprüfung allerdings mit dem Unterschied, dass man jetzt ein richtiges Werkstück mit vorgegebenem Schwierigkeitsgrad anfertigen musste. Das klappte. Bis zum Beginn der Ausbildung blieb ich vorerst noch Schlosserhelfer, aber es gab eine Verbesserung meiner Entlohnung. Es wurden neue Tarife eingeführt und der Facharbeiterlohn stieg von 0,87 RM auf 1,10 RM. Ich bekam jetzt einen Stundenlohn von 0,70 RM. Das war ein Monatseinkommen von knapp 130 RM. Trotz der Verbesserung: Ein Monat ist schnell um, es mussten drei Personen ernährt und der Haushalt musste weiterhin aufgebaut werden. Anderen gleichaltrigen Jungs ging es da wesentlich besser. Sie steckten ihre Füße unter den Tisch und wurden von den Eltern versorgt. Ich behielt für mich nur so viel, dass ich mein Essen in Buna bezahlen konnte und Geld für das Kino hatte, Eintrittspreise etwa 0,45 RM.

Am 1. Oktober 1949 begann die Umschulung in den Lehrwerkstätten der Bunawerke. Das Wort Umschulung beschreibt die eigentliche Situation nicht. Es gab nach dem Krieg viele jüngere Menschen, die durch den Krieg ihre Ausbildung oder ein Studium nicht abschließen konnten. Sie wurden entsprechend ihrem Alter zur Wehrmacht eingezogen. Man fragte nicht nach einer begonnenen Ausbildung. Einige Glückliche waren schon aus der Gefangenschaft entlassen worden. Auch bei uns waren einige dabei, die Front und Gefangenschaft überlebt hatten.

Die Umschulung lief über drei Semester, also anderthalb Jahre und die Bedingung war eine längere erfolgreiche Praxis im Ausbildungsberuf. Bei mir war das der traditionelle Beruf des „Maschinenschlossers“. Da wir zwei Drittel unserer Umschulzeit in betrieblichen Arbeitskollektiven waren, hatten wir fast den Status eines Facharbeiters und erhielten auch 90 Prozent des Facharbeiterlohnes. In den Betrieben wurden wir auch in das Akkordsystem einbezogen, so dass sich der Verdienst noch erhöhte. Für mich bedeutete das eine merkbare Verbesserung meines Monatseinkommens.

In jedem Semester mussten wir in den Lehrwerkstätten mit sogenannten Lehrarbeiten unser weiterentwickeltes handwerkliches Können nachweisen. Meine Ergebnisse wurden immer zwischen gut und sehr gut bewertet und meine Facharbeiterprüfung, damals noch Gesellenprüfung genannt, schloss ich auch mit sehr gut in Theorie und Praxis ab. Es gab nur zwei Mal das Prädikat sehr gut in diesem Jahr in der gesamten Ausbildungsstätte. Ein angebotenes Ingenieurstudium konnte ich damals nicht annehmen, weil Mutter und Werner weiter versorgt werden mussten. Ich fühlte mich eben für sie in der Pflicht.

Trotzdem wollte ich mich irgendwie beruflich weiter entwickeln, aber bei Aufrechterhaltung meines normalen Arbeitsverhältnisses. Eines Tages kam ein Freund mit der Information, dass die Volkshochschule Halle Werkmeisterlehrgänge organisiert. Die Ausbildungsdauer umfasste vier Semester. So richtig konnte ich damit nichts anfangen, denn für einen Einsatz als Meister sah ich keine Chance, da die jetzige Meistergeneration noch zu jung war und Protektion gab es für mich nicht. „Man kann mit diesem Abschluss auch als Technologe eingesetzt werden“, meinte mein Freund. Auch damit konnte ich nicht viel anfangen, aber eine solche Weiterbildung war schon der Überlegung wert.

Kurz entschlossen nahmen wir Verbindung mit der Volkshochschule auf und ließen uns für den Lehrgangsbeginn 1.10.1950 einschreiben. Das war zeitgleich mit dem Beginn meines dritten Semesters Umschulung. Zu der Zeit fragte niemand nach bisherigen Schulabschlüssen bzw. einer beruflichen Ausbildung. Man akzeptierte die möglichen Einschränkungen durch den Krieg und seine Folgen und wer wollte, erhielt auch eine Chance. Zu dieser Zeit wurden noch Semestergebühren für die Teilnahme verlangt, es waren 40 Mark. Das war viel Geld.

Bevor ich auf meine Tätigkeit nach der Umschulung eingehe, einige Bemerkungen zur zusätzlichen Belastung durch den Besuch dieses Werkmeisterlehrgangs. Früh fuhr ich mit dem Fahrrad zur Arbeit, etwa zehn Kilometer. Nach dem Arbeitsende zwölf Kilometer zur Schule nach Halle.

Meist wurden Räume von gewerblichen Berufsschulen genutzt. Nach Schulschluss, z. T. bis knapp 22.00 Uhr, noch einmal reichlich fünfzehn Kilometer mit dem Fahrrad nach Hause. Das war aber auch abhängig von der Jahreszeit. Im Winter oder bei schlechtem Wetter nutzte ich öffentliche Verkehrsmittel und war erst gegen 24.00 Uhr zu Hause. Mit dem Fahrrad wurde es nicht ganz so spät. Am nächsten Tag ging es noch vor 6.00 Uhr wieder zur Arbeit. Das war an vier Tagen in der Woche so und ging über zwei Jahre. Der Samstagnachmittag war voll in der Stundenplanung einbezogen. Die unterrichtsfreien Tage und der Sonntag dienten der Stoffnachbearbeitung. Die Belastung war so groß, dass man am liebsten aufgehört hätte. Meinem Freund Helmut ging es noch schlechter. Sein Weg war früh und abends noch reichlich vier Kilometer länger. Jeder erwartete vom anderen, dass er sagt: Wir hören auf. Aber keiner wollte sich die Blöße geben, zum Glück.

Mit 21 Jahren war ich Industriemeister. Man hatte in der Zwischenzeit die Bezeichnung Werksmeister in Industriemeister geändert. An einen Einsatz als Meister war auch nach meinem Abschluss nicht zu denken. Andererseits fühlte ich mich auch noch nicht reif für eine solche verantwortungsvolle Tätigkeit. Auch hierzu eine kleine Episode, an die man sich oft erinnert, obwohl das Ereignis gar nicht so lustig war: Um den Heimweg etwas zu verkürzen, fuhren wir bei gutem Wetter über den Damm. Eigentlich war es ein Schutzdeich der Saale, der bei Hochwasser das Dorf „Passendorf“ vor Überflutung schützen sollte. Und unmittelbar am Damm in Höhe des genannten Ortes, war ein Pumpwerk für die Wasserversorgung einer sowjetischen Garnison im Umfeld von Halle. Das Objekt war mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgeben und innerhalb lief ständig ein Militärposten mit der MPi im Anschlag. Es war immer ein mulmiges Gefühl, wenn man in der Dunkelheit dort vorbei fuhr. Meist erhöhten wir mit dem Fahrrad das Tempo und riskierten keinen Blick zum Posten, um schnell außer Sichtweite zu sein.

Der Posten richtete grundsätzlich seine MPi in unsere Richtung, aber in der Regel passierte nichts. Das war selbst bei Tageslicht so. Einmal, spät abends, wir fuhren mit Licht, hörten wir schon von weitem rufen: „Galt zurück!“ Die Russen können, wie schon erwähnt, das „H“ nicht aussprechen, und damit hieß es für uns: Zurück. Wir hatten einen deutlich längeren Weg und viel Zeit verloren. Das aber war kein Hinderungsgrund am nächsten Tag wieder dort lang zu fahren, die Posten wechselten ja ständig. Ich glaube, dass es den Posten auch nicht ganz einerlei war, allein, relativ weit weg von der Garnison und dann noch in der Dunkelheit, das Objekt zu sichern. Meist waren es noch sehr junge Soldaten. Die besondere Episode war folgende: Es war wieder sehr spät, eigentlich schon nachts aber wir hatten Vollmond. Dem Posten war es sicher nicht unangenehm, sehen zu können, das galt auch für uns. Bei dieser Ausleuchtung des Weges fuhren wir kräftesparend ohne Dynamo, andererseits waren wir auch ohne Beleuchtung sehr weit zu sehen. Wie immer vermieden wir Blickkontakt und genau in der Höhe des Pumpwerkes ein lauter Knall! Das Hinterrad fuhr auf der Felge, ich bekam einen gewaltigen Schreck und staunte, wie sicher der Posten mit seinem Schuss mein Hinterrad getroffen hatte, ohne mich zu treffen. Ich trat kräftig weiter in die Pedalen bis Helmut meinte: „Du hast einen Knallplatten, willst du nicht endlich absteigen?“ Erst da begriff ich, dass gar nicht geschossen wurde. Der Posten war sicher genau so erschreckt wie ich. Wir schoben die Räder aus dem Bereich des Pumpwerkes, wechselten beim Mondenschein den Schlauch und nach dieser Unterbrechung setzten wir die Fahrt fort.

Etwas zu meiner beruflichen Tätigkeit nach dem Erwerb der Facharbeiterurkunde. Nach Beendigung der Umschulung gingen wir alle in unsere ursprünglichen Betriebe zurück. Natürlich wollte ich jetzt in einen anderen Werkstattbereich. Ich wollte eine Tätigkeit, die mich mehr forderte. In der Eisenbahn-Betriebswerkstatt der Buna Werke wurde alles instandgesetzt, was sich auf den Schienen bewegte. Das begann vom einfachen Güterwagen über spezielle Waggons bis zur Generalüberholung aller Lokomotiven, einschließlich Dieselloks und Feuerloks. Der attraktivste Bereich war die Instandhaltung der Dieselmotoren, und da wollte ich hin.

Im Betrieb angekommen, nahm ich Verbindung mit dem zuständigen Meister dieses Bereiches auf. Ich trug mein Anliegen vor. Er ließ mich vorerst stehen, verschwand, kam nach kurzer Zeit wieder und akzeptierte mein Anliegen. Er hatte vermutlich mit der Lehrwerkstatt gesprochen und davon hatte er seine Entscheidung abhängig gemacht. Meister Peters, so hieß er, war auch mit dem Aufbau des Werkes nach Buna gekommen. Er schaute immer mürrisch drein, war etwas wortkarg so dass man versuchte ihm aus dem Wege zu gehen. Später musste ich feststellen, dass er hand-

werklich seine Grenzen hatte. Da war selbst ich als junger Mensch besser. Das hat er wohl später auch so gesehen.

Nach relativ kurzer Zeit war ich in diesem neuen Arbeitskollektiv voll integriert und handwerklich anerkannt. Aber es gab auch Privilegien: Die „Alten“, letztlich durch ihre Berufspraxis gestandenen Schlosser, hatten ein Erstrecht auf die angenehmeren Tätigkeiten. Und wie schon in meiner Zeit als „Schlosserhelfer und Hilfsschlosser“ wurde mir ein Kollege zugeordnet, der zwar gut zupacken konnte aber sich nur von seiner Routine leiten ließ. Er konnte nicht denken! Und so durfte ich wieder mit reichlich 19 Jahren die Regie übernehmen, trotzdem waren wir ein gutes Gespann.

Diese ersten Nachkriegsjahre waren dadurch gekennzeichnet, dass wir für die Instandhaltung der Lokomotiven keine Ersatzteile bekamen und alles von Hand gefertigt werden musste. Die Herstellerfabriken lagen alle im westlichen Deutschland und über die DDR hatte man ein Embargo verhängt. Wir bekamen nichts! Allerdings hatte das auch einen positiven Nebeneffekt, das handwerkliche Können wurde gefördert. Wir mussten aus dem fast „Nichts“ etwas machen. Einmal bekamen wir doch eine kleine Lieferung von Ersatzteilen. Die Kiste ging von der BRD in die Schweiz, von dort in die Tschechei und dann landete sie bei uns. Das war Anfang der 50er Jahre.



Zwei Beispiele sollen aufzeigen, wie damals versucht wurde, politische Ziele über wirtschaftliche Mechanismen durchzusetzen. Wir hatten als erste Neuanschaffung nach dem Krieg einen modernen Schienenkran von MAN bekommen. Über welchen Weg, war nicht bekannt. Alle zu dieser Zeit vorhandenen Kräne liefen noch mit Kohlekessel und Dampfmaschine, fast wie aus einem anderen Jahrhundert. Dieser neue Kran, bestaunt und bewundert, blieb nicht lange in Takt, der Dieselmotor war explodiert. Es gab keine Möglichkeit, einen Ersatzmotor zu bekommen. Der fast neue Kran stand ungenutzt auf einem Abstellgleis. Nach einer gewissen Zeit versuchten wir an einen Motor zu kommen, der eventuell angepasst werden könnte. Das bedeutete eine Suche in der ganzen DDR. Dann hat es doch irgendwie geklappt und ein absolut anderer Motor wurde mit erheblichem Aufwand angepasst. So eine Aufgabe löste ich gern. Das gleiche geschah einmal mit dem einzigen Raupenkran den Buna besaß. Dafür wurde ein U-Boot Motor aufgetrieben und der Kran wieder nutzbar gemacht. Bei solchen Aufgaben hatte ich immer freie Hand, Lösungen musste ich selbst finden. Wir lebten in einer Zeit der ständigen Improvisation.

Ich hatte schon erwähnt, dass wir während der Zeit der Umschulung bei der Entlohnung in ein Akkordsystem einbezogen waren. Der Begriff „Akkordlohn“ passte so gar nicht mehr in die sozialistische Begriffsorientierung. Akkordlohn war identisch mit kapitalistischer Ausbeutung des arbeitenden Menschen. Ab jetzt war es der „Leistungslohn“, der einen Mehrverdienst ermöglichte. Grundlage war, dass die vorgegebenen Arbeiten kalkuliert werden mussten und man bestrebt war, diese Zeiten zu unterbieten. Der neue Begriff für Kalkulieren war nun „Normieren“. Wir Dieselschlosser lagen in den Abrechnungen bei einem Mehrverdienst um reichlich 20 Prozent, alle anderen Werk-

stattbereiche lagen darunter. Bei diesen monatlichen Abrechnungen kamen wir auf einen Bruttolohn von etwa 420 Mark. Das war schon eine gute Entlohnung unter den Handwerksberufen. Erschwerniszuschläge waren bereits einbezogen.

Die Zeitvorgaben errechnete der Kalkulator, jetzt sozialistisch neu: der Normierer. Zum Teil wurden solche Zeiten direkt mit der Stoppuhr sekundengenau ermittelt, eigentlich ein „menschenverachtender“ Vorgang. Und so war auch die Stellung des Normierers umstritten. Von einer Seite kam immer Druck: Er sollte einerseits die Zeiten verkürzen, andererseits musste er aber auch den Kollegen in die Augen sehen können.

Eines Tages kam mein Betriebsleiter mit folgendem Anliegen zu mir: Bei den Normierern gab es einen längeren Ausfall eines Mitarbeiters. Er wollte mich für eine Überbrückungszeit für diese Aufgabe gewinnen. Ich lehnte mit der Begründung ab, dass ich kein Schreibtischarbeiter werden wolle und wenn ich erst einmal an einem Schreibtisch säße, befürchtete ich, nicht wieder davon wegzukommen. Mir war vor allem bewusst, dass ich auf den Verdienst meiner unmittelbaren Arbeitskollegen Einfluss nehmen würde was ich mir mit reichlich 21 Jahren nicht unbedingt zumuten wollte.

Meine Bedenken, am Schreibtisch zu bleiben, entkräftete er mit den Worten: „Wir können die Zeit schriftlich vereinbaren und auf den Tag genau können Sie in Ihr Arbeitskollektiv zurück.“ Der Betriebsleiter, ein älterer lebenserfahrener Ingenieur, der sich in jungen Jahren sein Studium selbst erarbeitet hatte, überzeugte mich dann letztlich mit folgenden Worten: „Als junger Mensch sollte man alle Möglichkeiten nutzen, um sich weiterzubilden. Ich habe das in meinem Leben auch so gemacht und ich habe das nie bereut. Später werden Sie das auch so sehen!“

Nach einem Kurzlehrgang erwarb ich die Grundkenntnisse des Normierens und wurde dann auf meine Kollegen losgelassen. Es gab keine größeren Probleme, denn sie wussten ja, dass ich jedem das Werkzeug aus der Hand nehmen und die Tätigkeit nach meiner Vorgabezeit verrichten könnte. In diese Phase, in der ich zeitlich befristet als Normierer tätig war, fiel das Ereignis des 17. Juni 1953. Unter den Normierern gab es etliche, die prinzipiell versucht hatten, die Zeiten zu drücken, dies auch bei „ausgeprägter Knochenarbeit“. Es gab ständig Auseinandersetzungen, Normierer waren verhasst. Während der Massenproteste kam es auch bei uns im Betrieb fast dazu, dass man einzelne Nominierer aus dem Zimmer holen und lynchen wollte. Diese hatten auch sichtbar Angst. Dank einiger Besonnener kam es nicht dazu.

Nun einige Bemerkungen zum 17. Juni 1953. Die Ereignisse, die ihren Anfang in Berlin nahmen, entwickelten sich zu einem wahren Volksaufstand in der DDR. Neben berechtigter Empörung gab es aber auch unüberlegtes Verhalten aus dem Affekt heraus. Für die Staatsführung der DDR war dies dann das Argument, es sei eine vom Westen gesteuerte Aktion. Zu den Fakten: Von der Staatsmacht wurde unvermittelt entschieden, die Normen für die Arbeitsleistungen erhöhen zu lassen. Ich glaube es begann in den Baugewerken. Damit verbunden war faktisch die Absenkung der Einkommen. Das wollten sich die Arbeiter nicht gefallen lassen. Sie gingen auf die Straße und es entwickelten sich in Kettenreaktionen Protestbewegungen im ganzen Land. Die Regierung nahm zwar ihre Entscheidung umgehend zurück, aber wenn eine Lawine ins Rollen gekommen ist, lässt sie sich nur schwer aufhalten. Aufgehalten wurde sie dann von den Sowjets mit ihren Panzern.

Ich möchte die Situation aus eigenem Erleben schildern, wie sie sich im Bauwerk bzw. im Raum Merseburg/Halle entwickelt hatte: Im Werk ging die Produktion weiter, aber in der Mehrzahl der Werkstätten legten die Werkstätigen ihre Arbeit nieder. Die Massen formierten sich zu einem großen Zug, marschierten nach Merseburg zum Volkspolizei-Kreisamt, öffneten die Tore des dortigen Untersuchungsgefängnisses und ließen alle frei. Es wurde kein Unterschied zwischen kriminellen und politischen Häftlingen gemacht. Das Wachpersonal schritt vernünftigerweise nicht ein und überließ die Situation dem Selbstlauf.

Ähnliches geschah in Halle, wo man die Tore des „Roten Ochsen“, ein relativ großes Gefängnis, öffnete. Hier saßen vorwiegend politische Gefangene ein, auch solche, die in der Nazizeit nachweisbar Verbrechen begangen hatten. Diese wurden gleich aktiv und wollten das Regime stürzen. Sie schaden dem eigentlichen Anliegen der Protestbewegungen erheblich und trugen dazu bei, dass die Sowjets Streikkomitees mit ehrlich gemeinten Anliegen ohne Ausnahmen verhafteten.

Das traf auch auf das sich sehr schnell formierte Streikkomitee von Buna zu. Die Mitglieder, die man erwischte, wurden in die sowjetische Garnison Merseburg gebracht und dort mehrere Tage festgehalten. Einigen glückte noch die Flucht in den Westen. Ein Kollege von mir gehörte auch dem Streikkomitee an. Er wurde verhaftet, aber bald wieder entlassen.

Die Sowjets machten uns bewusst, wer das Sagen hatte. Es müsste der Folgetag gewesen sein. Ich schaute während der Arbeit aus dem Fenster unseres Zimmers und direkt auf die Straße, die vom Haupteingangstor des Werkes in unsere Richtung führte. Ich sah sowjetische Panzer heranziehen. In der Höhe der Hauptwerkstatt des Bunawerkes hielt der erste an, drehte den Turm mit Kanone auf das Werkstattdor und verharrte. Das löste schon einige Angstgefühle bei mir aus und es kamen die Bilder der Erlebnisse in Ostpreußen 1945 zurück. Zur selben Zeit hatte das Streikkomitee zu einer Großkundgebung in dieser Großraumwerkstatt aufgerufen und die Halle war proppenvoll. Die Sowjets müssen das gewusst haben, und darauf ausgerichtet, ihre Aktion geplant haben. Sie wussten genau, wo der erste Panzer halten musste. Übrigens begründeten sie ihr Handeln damit, dass sie nicht die vielen Millionen Menschen bei der Vernichtung des deutschen Faschismus geopfert hätten, damit die gleichen Kräfte wieder an Macht gewinnen. Einige wenige haben ihnen durch unüberlegtes Handeln dieses Motiv geliefert.

Trotz der Arbeitsniederlegungen lief die Produktion allgemein weiter, am 15. Juli 1953 kam es jedoch zu einem begrenzten Produktionsstillstand. Die Massen waren nicht so schnell zu beruhigen, auch wenn die Regierung Zugeständnisse machte. Die Arbeiter der Karbidfabrik, der Basis für die Hauptproduktion des Werkes, fuhren die Karbidöfen bis zum Stillstand zurück. Zum Wiederanfahren holte man z. T. Fachkräfte aus Piesteritz, dort gab es eine ähnliche Karbidtechnologie. Nach relativ kurzer Zeit beruhigte sich die Situation in den Werkstätten. Man wollte Lohnausfälle vermeiden und auch meine Kollegen Normierer wurden bald in Ruhe gelassen.

Meine vereinbarte Tätigkeit als Normierer ging bald zu Ende, ich war nicht unglücklich darüber. Zusammenfassend kann ich aber sagen, dass ich in dieser Zeit wirklich viel gelernt habe. Ich kannte jetzt alle Lokomotiven mit Zusatzaggregaten, dem Innenleben und auch den erforderlichen Aufwand bei Teilstandsetzungen oder einer Generalüberholung. Mein Betriebsleiter hatte Recht mit seinem Argument: „Als junger Mensch sollte man alle Möglichkeiten nutzen, um sich weiterzubilden.“

Wir schrieben bereits das Jahr 1954. Obwohl mir meine Arbeit Spaß machte und ich auch in der Entlohnung eine Höherstufung erfuhr, hatte ich das Gefühl: „Irgendwie geht es nicht weiter.“ Ich suchte eigentlich nicht gezielt eine andere Arbeit, aber dann kam ein Angebot von der „Gesellschaft für Sport und Technik“ (GST), ob ich nicht als Werkstattdor die Kfz-Werkstatt übernehmen möchte. Instandzuhalten waren dort etwa 25 Krafträder, ein PKW und ein LKW. Die Aufgaben entsprachen schon meinen Interessen, aber was ich da übernahm, war nur Schrott und Chaos. Mein Vorgänger war aktiver Motorradrennfahrer und war nur damit beschäftigt, seine Rennmaschine von einem Rennen bis zum anderen wieder in Ordnung zu bringen. Damit hatte er keine Zeit für seine eigentlichen Aufgaben und als alles am Boden lag, verließ er die DDR und ging in den Westen. Das war damals nicht schwierig, es gab keine so scharf bewachte Grenze mit Mauer, Stacheldraht und Minengürtel. Wenn man einen Antrag bei den Behörden für einen Verwandtenbesuch o. Ä. stellte, gab es allgemein keine Ablehnung und wer nicht wieder zurückkehrte, war letztlich nur weg.

Zur GST muss mehr gesagt werden, denn der Name „Gesellschaft für Sport und Technik“ verschleiert die eigentliche Funktion. Bald nach dem Krieg wurde die Freie Deutsche Jugend (FDJ) gegründet, als einzige Jugendorganisation. In der ersten Zeit standen die eigentlichen politischen Ziele nicht so sehr im Vordergrund. Innerhalb des Jugendverbandes wurden Sektionen gebildet, die für die jungen Menschen interessant schienen und Zuspruch sicherten. So z. B. der Flugmodellbau und der Motorsport. Dafür war auch genug Geld da. Die FDJ-Kreisorganisation Buna erhielt u. a. 25 Motorräder der Marken AWO und BMW/EMW und aus dem Flugmodellbau entwickelte sich sogar der Segelflug. Die FDJ wurde dann eine rein politische Organisation und 1952 wurde die Gesellschaft für Sport und Technik gegründet. Alle technischen Sektionen der FDJ wurden in die GST überführt. Es gab jetzt z. B. die Sektionen: Motorsport, Segelflug, Fallschirmsport, Schießsport, Seesport, Hundesport, Funksport, selbst der Reitsport wurde in die GST übernom-

men. Es war eine Organisation, die direkt den Nachwuchs für die Nationale Volksarmee (NVA) sichern sollte.

Die GST hatte einen großen Zuspruch, die meisten Mitglieder ignorierten das eigentliche Anliegen der Organisation und sahen vor allem ihre individuellen Interessen und Vorteile. Der Motorsport war besonders gefragt. Es war ja fast die einzige Möglichkeit Motorrad fahren zu können. Ein eigenes Motorrad in dieser Zeit zu besitzen war die seltene Ausnahme.

Ich brachte in relativ kurzer Zeit den Fahrzeugpark wieder in Ordnung und fungierte auch selbst als Fahrlehrer. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch mein Mäuschen, meine große Liebe und spätere Frau kennen. Aber dazu später mehr. Verbunden mit dem Erlebnis Motorradfahren entwickelte ich auch der Wunsch selbst Motorradrennen zu fahren. Zu jener Zeit waren die „Geländeleistungsprüfungen“ besonders beliebt, zumal die Motorräder der GST freizügig zur Verfügung standen.



Mein besonderes Interesse galt dem Seitenwagenrennen. So baute ich einen speziellen Seitenwagen, allgemein „Rennpantoffel“ genannt, der auch den hohen Belastungen im Gelände standhielt. Mein Gespannpartner Rainer, „Schmiermaxe“ in der Umgangssprache, wurde oft von mir geschunden, einmal musste er sogar nach einem gesamtdeutschen Rennen 1956 wegen eines körperlichen Erschöpfungszustandes ins Krankenhaus eingeliefert werden. Trotzdem waren diese Rennen jedes Mal eine neue Herausforderung und ein Erfolgserlebnis. Ich war ein erfolgreicher Geländefahrer und wenn die Maschine technisch bedingt nicht ausfiel, fuhr ich strafpunktfrei, das hieß „Goldmedaille“. Zweimal war ich Bezirksmeister des Bezirkes Halle. Meine Rennfahrerkarriere wurde 1958 abrupt beendet. Bei einem schweren Solorennen „Rund um Torgau“ erlitt ich eine sehr schmerzhaft Nierenprellung und Überlastung der Wirbelsäule, so dass ich von einem Tag zum anderen den Leistungssport aufgab und 1960 grundsätzlich das Motorradfahren beendete. Die Gesundheit ging vor!

Vier Jahre war ich Werkstattleiter, in dieser Zeit hatte ich viel gelernt, bin viel herumgekommen, aber es war wieder das Gefühl da, an dem Punkt angelangt zu sein, wo es keine Weiterentwicklung mehr gab. Die Motorisierung der Bevölkerung hatte sichtbar zugenommen und ich befasste mich mit dem Gedanken, die Kfz-Handwerksmeisterprüfung abzulegen und mich selbstständig zu machen. Ich nahm an einem Vorbereitungslehrgang in Halle teil, absolvierte erfolgreich die theoretischen bzw. schriftlichen Prüfungen und hatte schon die Bestätigung für die Anfertigung meines Meisterstücks. Es war der Bau eines Motorradbeiwagens. Von der Handwerkskammer wurde mir auch der prüfende Obermeister benannt mit dem ich sofort Kontakt aufnahm. Und dann brach ich alles ab. Den Beiwagen baute ich zwar, aber nicht als Meisterstück. Warum? Die gesellschaftliche Entwicklung, besser gesagt die politische Zielstellung der Partei und Regierung der DDR war, die „privaten Produktionsmittel“, sprich Handwerksbetriebe, in genossenschaftliches Eigentum zu überführen. Die privaten Werkstätten hatte keine Zukunft mehr. Ich hätte nie mehr eine Genehmigung zur Eröffnung einer eigenen Werkstatt bekommen.

Es durfte keinen Privatbesitz an Produktionsmitteln im Sozialismus mehr geben, und da war jedes Mittel recht. Die Bildung von Produktionsgenossenschaften des Handwerks (PGH), war faktisch der Zusammenschluss branchengleicher Werkstätten, im Prinzip eine sanfte Enteignung alter Handwerksbetriebe. Objektiv muss man aber sagen, dass die PGHs, zwar durch die materielle Unterstützung des Staates eine wirtschaftlich positive Entwicklung nahmen, aber in der Regel in die unflexible „sozialistische Planwirtschaft“ einbezogen wurden und ihre eigentliche Funktion als „Dienstleister für die Bevölkerung“ zum großen Teil verloren.

Da ich gerade ein wenig DDR-Geschichte beschreibe, will ich auch einige Anmerkungen zur Kollektivierung der Landwirtschaft machen. Die Bildung von „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften“, LPG, vollzog sich schon etwas früher und in mehreren Etappen. Hier war die indirekte Enteignung von Grund und Boden noch offensichtlicher, wobei Gebäude und Gerätschaften nur Beiwerk waren. Die Produktionsmittel waren die Landwirtschaftlichen Flächen und die Zukunft der Produktivität sollte in der Großraumbewirtschaftung liegen. Das war die politische Zielstellung, ohne die Einstellung der Bauern zu berücksichtigen. Den über Generationen vererbten Grund und Boden, die eigene Scholle, gibt man nicht ohne Weiteres her. Und so war dann auch die Arbeitsmoral. Die Menschen in den Städten zeigte kaum Mitleid mit den Bauern. Sie hatten sich zu sehr versündigt an der Stadtbevölkerung, die in den ersten Nachkriegsjahren permanent Hunger litt. Manche Mutter hat die letzte Wäsche aus dem Schrank genommen und bei den Bauern gegen ein paar Kartoffeln eingetauscht, damit die Kinder nicht verhungerten.

Auch die LPGs erhielten enorme staatliche Unterstützungen, letztlich sollte der Beweis erbracht werden, dass die Produktivität merkbar höher ist als bei der Einzelbauernwirtschaft. Den Industriebetrieben wurden Patenschaften über LPGs „auferlegt“ und auch unser Betrieb musste ständig Gerätschaften für diese LPG anfertigen und kostenlos übergeben. Heute sind die Agrargenossenschaften als Nachfolger der LPG der konventionellen und individuellen Landwirtschaft in der Produktivität nachweisbar weit überlegen.

Nun zurück zu meiner beruflichen Entwicklung. Mit dem Selbstständigmachen wurde es nichts, aber verändern wollte ich mich schon. Ich musste mich vollkommen umorientieren. Das Bunawerk hatte eine große Bildungseinrichtung, allgemein Betriebsberufsschule genannt, kurz BBS. Sie entstand bereits mit dem Aufbau des Werkes 1936 und umfasste die theoretische und praktische Ausbildung. Durch meine Umschulungszeit kannte ich mich dort gut aus, kannte die Mehrzahl der Lehrkräfte der praktischen Berufsausbildung und deren Anforderungen. Bereits beim Abschluss meiner Umschulung 1951 fragte man mich, ob ich als Ausbilder dort anfangen wolle. Damals fühlte ich mich noch nicht reif für eine solche Tätigkeit. Vielleicht war es auch nur mein Alter. Ich lehnte ab. Auch einige Jahre später nahm man erneut Kontakt zu mir auf, ich lehnte erneut ab und begründete das damit, dass ich meine handwerklichen Erfahrungen noch vertiefen wolle.

Jetzt, 1958, fühlte ich mich aus eigenem Antrieb für eine Ausbildertätigkeit berufen. Hinzu kam, dass ich mit meinem Abschluss als Industriemeister bereits eine höhere Qualifikation besaß als die Mehrzahl der Ausbilder. Außerdem hatte ich auch extern im Werk einen Abschluss als Technischer Zeichner erworben. Geliebäugelt hatte ich schon mit einer Tätigkeit als technischer Zeichner, aber die Bezahlung dieser Tätigkeit war ausgesprochen schlecht.

Nun war ich Lehrausbilder! Außer meinem handwerklichen Können zeigten sich auch bald gute pädagogische Anlagen. Das wurde auch von meinen Vorgesetzten so gesehen und fast jedes Jahr wurde ich in anderen Berufen, auch neuen Berufen, eingesetzt. Ich machte das gerne, aber mit der Konsequenz, dass ich mich in jeden neuen Beruf hineinfinden und mir viel zusätzliches Wissen aneignen musste. Es waren Berufe wie: Betriebsschlosser, Rohrschlosser, Kraftwerksmaschinisten, Technische Zeichner. Und dann bekamen wir Versuchsklassen aus der POS (Polytechnische Oberschule) und EOS (Erweiterte Oberschule, heute wieder Gymnasium). Die POS-Schüler erhielten während der 9. und 10. Klasse eine berufliche Grundausbildung in ausgewählten Berufen, nach Schulabschluss folgte noch ein Jahr betriebliche Ausbildung, die mit der Facharbeiterprüfung abschloss.

Bei den EOS-Schülern lief es analog. Der Unterschied war nur, dass sie während der 11. und 12. Klasse die betriebliche Ausbildung absolvierten. Diese Schüler sollten neben der Abiturausbildung den Facharbeiterabschluss erwerben und sich möglichst für ein technisches Studium entscheiden. Aber mit dem Interesse für ein solches Studium klappte es meist nicht. Bei beiden Ausbildungsvarianten blieb es beim einmaligen Experiment. Die Doppelbelastung schien wohl doch zu groß. Anerkennend muss ich einschätzen, dass sich die Abiturschüler durch vorbildlichen Einsatz, Fleiß und Zielstrebigkeit auszeichneten und auch nicht die schmutzigsten Arbeiten scheuten und die Ausbildung erfolgreich abschlossen.

1959, ein Jahr nach Beginn meiner Ausbildertätigkeit legte ich die Prüfung als Lehrmeister ab. Vorausgegangen war ein halbjähriges Direktstudium am Lehrmeisterinstitut in Magdeburg und der vorhandene Meisterabschluss. 1964 wurde ich als Lehrobermeister eingesetzt und 1968 wurde mir die Abteilung Technik als Abteilungsleiter übertragen. Hier war ich für die Ausbildung von reichlich 1000 Lehrlingen in mehr als 20 Ausbildungsberufen verantwortlich. Hinzu kamen mehr als 70 pädagogische Mitarbeiter. Die Ausbildung in unserer Bildungseinrichtung hatte ein hohes Niveau und fand auch überbetrieblich große Anerkennung. Das wurde durch wiederholte Inspektionen bestätigt. Da das Chemiekombinat Buna in verschiedenen Ausbildungsberufen auf DDR-Ebene für Lehrplangestaltung, Bildungsinhalte, Lehr- und Lernmittel verantwortlich war, ergaben sich unterschiedliche zusätzliche Aufgaben für einen Teil meiner Mitarbeiter. Ebenfalls entstanden dadurch Kooperationen mit den Bildungseinrichtungen anderer Betriebe.

Anfang 1960 begann ich ein Ingenieur-Fernstudium an der Ingenieurschule Leipzig in der Fachrichtung „Technologie des Maschinenbaus“. Das Studium endete erfolgreich im Spätherbst 1964. Diese Jahre waren sehr belastend, da ich mir den gesamten Stoff mittels sogenannter Lehrbriefe selbst aneignen musste. Es gab zwar im Studienjahr zwischen 32 und 36 bezahlte Studientage, aber die dienten nur der Konsultation und dem Schreiben der Prüfungsarbeiten. Generell muss man anerkennend sagen, dass das gesamte Studium für die Teilnehmer kostenfrei war. Die Lehrbriefe und andere Literatur erhielten wir unentgeltlich, Fahrkosten zu Konsultationen und Praktika und die Studiengebühren trugen die Betriebe und bei vorbildlichen Leistungen gab es noch Anerkennungsprämien. Für die Anfertigung der Ingenieurabschlussarbeit wurden wir freigestellt. Meine Ingenieurabschlussarbeit war die Konstruktion einer Zellenradschleuse für die Kalksinteranlage der Karbidfabrik. Karbid bzw. das daraus gewonnene Acetylen war ein primäres Ausgangsprodukt für die Produktion von synthetischem Kautschuk. Der Name „Buna“ stützt sich auch auf die beiden Hauptkomponenten des synthetischen Kautschuks: Butadien und Natrium. Das Bunawerk wurde zur militärischen Aufrüstung Deutschlands in Vorbereitung des zweiten Weltkriegs gebaut. Kautschuk als Naturprodukt sollte durch ein chemisches Verfahren substituiert werden und der synthetische Kautschuk sollte Deutschland von Importen im Wesentlichen unabhängig machen.

Eine persönliche Einschätzung zur Berufsbildung in der DDR. Ich vertrete folgenden volkswirtschaftlichen Grundsatz: „Das Wirtschaftswachstum einer Industrienation stützt sich etwa zu einem Drittel auf das jeweilige Bildungssystem.“ Wenn man heute das Dilemma der ständigen Auseinandersetzungen um Veränderungen in unserem Bildungssystem verfolgt, wird deutlich, dass die Länderebene in Bildungsfragen nicht dazu beiträgt, das historisch überlebte Bildungssystem in Deutschland reformieren zu können. Und so galt seinerzeit für die Lehrkräfte der praktischen Berufsausbildung die Qualifikation Ingenieurpädagoge, natürlich differenziert nach jeweiliger Fachrichtung. Man konnte den Abschluss über ein Direktstudium, aber auch über ein Fernstudium erwerben. Hinzu kam eine periodische Weiterbildung, zentral organisiert. Ich erwarb diesen Abschluss 1965. Da die Berufsausbildung insgesamt einen hohen Stellenwert besaß, gab es innerhalb der Fachministerien der DDR sogenannte Zentralstellen für Berufsbildung, die u. a. auch ehrenamtliche Inspektionsgruppen einsetzten. Seit den 60er Jahren gehörte ich einer solchen Inspektionsgruppe an. Wir kontrollierten jährlich in etwa vier Chemiebetrieben die Durchsetzung der Lehrpläne bzw. die materielle Sicherstellung durch die Betriebe. Durch die jahrelange Tätigkeit habe ich fast alle Chemiebetriebe und deren Produktionen kennen gelernt. Unsere Wertungen hatten „Ministerkraft“. Für mich war das eine enorm wertvolle Weiterbildung. Diese Tätigkeit endete mit der Wende 1989. Ich habe das ein wenig bedauert.

Mein Einsatz als Abteilungsleiter endete 1985. Wir bekamen einen neuen Direktor der Bildungseinrichtung. Er war sogar ein früherer Lehrling von mir, der sich mit deutlichen Willensqualitäten hoch entwickelt hatte. Er besaß klare Vorstellungen für erforderliche Veränderungen, auch wenn er manchmal etwas eigenwillig war. Gleich nach seinem Amtsantritt fragte er mich, ob ich sein persönlicher Mitarbeiter werden möchte, offizielle Bezeichnung: wissenschaftlicher Mitarbeiter. Ich stimmte zu. Ich fand es sinnvoll, einem Nachfolger eine intakte Abteilung zu übergeben und beruht abzutreten. Die Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter war für mich stressfrei und ich konnte meine jahrelangen Erfahrungen und innerbetrieblichen Kontakte, auch die zu anderen Bildungseinrichtungen, nutzen und fand immer Lösungen für neue Zielstellungen der mir übertragenen Aufgaben. Ich konnte in dieser Tätigkeit selbstständig arbeiten. Die Zusammenarbeit mit mei-

nem Chef war gekennzeichnet durch gegenseitige Achtung und wechselseitige Anerkennung der Leistungen.

Mein Arbeitsleben endete 1991, 60-jährig, im Bunawerk unfreiwillig. Kurz nach der Wende begannen das Sterben der Betriebe und die Massenentlassungen. Das Auflösen der Betriebe durch die Treuhand war in vielen Fällen nicht sauber und häufig zu dem Zeitpunkt nicht unbedingt erforderlich. Aber das wäre ein eigenes Kapitel aus heutiger Sicht.

Seit meinem Arbeitsbeginn 1947 war ich dem Betrieb treu geblieben und kann abschließend sagen, dass es ein erfülltes Arbeitsleben war und ich mich vom jugendlichen Hilfsarbeiter zum anerkannten leitenden Mitarbeiter eines Großbetriebes hochgearbeitet hatte. Niemand fragte nach meiner gesellschaftlichen Herkunft oder schulischen Abschlüssen. Allein das Können und Engagement war Grundlage der Förderung im betrieblichen Einsatz. Für meine Leistungen wurde ich viermal als Aktivist und einmal als „Verdienter Aktivist“ ausgezeichnet. Diese letzte Auszeichnung bedurfte der Zustimmung des Ministeriums. Für meine langjährige pädagogische Tätigkeit erhielt ich die Pestalozzi-Medaillen in Bronze, Silber und Gold. Mag mancher, der nicht in der DDR gelebt hat, über diese Auszeichnungen lächeln. Ich betrachte sie noch heute als Anerkennung der geleisteten Arbeit im Interesse einer qualifizierten Ausbildung unserer jungen Menschen, die auch heute in ihrem beruflichen Leben ihren Mann stehen und deren Können auch in den alten Bundesländern und im Ausland Anerkennung findet. Auch diese Problematik wäre ein umfangreicher Komplex für sich.

### **Leben und Freizeit in der Nachkriegszeit**

Meine berufliche Entwicklung habe ich geschildert, auch über die Zeit voller Entbehrungen nach der Umsiedlung in Bad Lauchstädt 1947 habe ich berichtet. Mit der allgemeinen Stabilisierung der Versorgung und der Entwicklung von Kultur und Sport und anderem, entwickelten sich auch persönliche Interessen und die Suche nach neuen Lebensinhalten.

1947/1948 hatte ich kaum Freunde und gemeinsame Erlebnisse mit anderen. Die Einheimischen betrachteten uns ohnehin als Fremde und der Kontakt zu anderen Gleichaltrigen beschränkte sich meist auf „Zugewanderte“, verstärkt auf Schlesier. Ich ging viel ins Kino. Dazu diente ein Saal einer Gaststätte und die Filme, die man damals zeigte, würde man heute belächeln und als unmöglich und primitiv bewerten. Wir fanden sie aber toll. Später hatte ich über Jahre ein Theateranrecht und erlebte viele beeindruckende Darbietungen. Dass diese Veranstaltungen im historischen Goethe-theater stattfanden, habe ich damals gar nicht so richtig begriffen. Ich erinnere mich heute noch an Stücke, die so hervorragend und mit toller Besetzung gespielt wurden, wie ich sie später auf großen Bühnen nicht besser erlebt habe. Heute sehe ich auch das Goethe-theater von innen und außen mit ganz anderen Augen.

Lobenswert war auch, dass es in Bad Lauchstädt engagierte Personen gab, die in unmittelbarer Nachkriegszeit Vorträge und Veranstaltungen organisierten, an die ich mich heute noch erinnere. So gab es einmal einen Vortrag mit dem über Deutschland hinaus bekannten Afrikaforscher Schomburg und einem führenden Graphologen aus Leipzig, der aus seinem kriminalistischen Wirken mit anschaulichen Beispielen aufwarten konnte.

Sonntags ging es meist auf den Sportplatz. Fußball und Handball, damals noch Feldhandball, dominierten. Die Fußballer waren nicht besonders gut, aber sie haben viele Bälle „zerbolzt“. Über eine längere Zeit setzte ich ihnen die Bälle wieder instand, d. h. ich nähte die zerplatzten Nähte nach und klebte die Blasen. Fußbälle von damals sind mit heutigen kaum vergleichbar. Sie hatten einen langen Schlitz wie an einem Schuh. Dort wurde die Blase hineingesteckt, aufgepumpt über einen „Schnerpel“, der wurde zugebunden, in die Lederhülle hineingedrückt und dann wurde der Schlitz mit einem Lederschnürsenkel verschnürt. Wehe, wenn man beim Köpfen des Balls mit der Stirn diese Stelle erwischte. Ein blutunterlaufener Abdruck war diesem Spieler gewiss. Meist waren die Bälle auch unrund, weshalb sie beim Fliegen leicht taumelten und unberechenbar die Richtung änderten. Aber neue Bälle gab es nicht. Einigen Fußballern reparierte ich die Fußballschuhe und strickte die Stutzen bzw. spezielle Socken für die Schienbeinschützer.

Später entwickelte sich eine Sportart ausgeprägt schnell und mit hoher Popularität: das Boxen! Es gab in allen größeren Orten Vereine mit recht guten Boxern. Die Trainer haben sich meist selber ernannt und waren oft keine gestandenen Boxer. Bei den Boxern dominierten die Naturtalente. So hatte auch Bad Lauchstädt einen Verein mit recht vielen Boxern. Die Boxringe ließen sich schnell in einem Saal auf- und abbauen und nach einigen Übungen ging es zur Sache. Mich hatte ein Bekannter auch überzeugt, dort mitzumachen. Eigentlich war ich nicht der Typ, der einem anderen die Faust ins Gesicht haut, aber ich machte mit. Nach der zweiten Übungsstunde wurde ich als Opfer für einen Kopf größeren, erfahrenen Boxer ausgesucht. Kurz nach Beginn der ersten Runde bekam ich einen gezielten Treffer auf die Nase, so dass ich blutüberströmte und wie ein abgestochenes Schwein in einer Schlachtereier aussah. Zum Waschen gab es in der Gaststätte gerade mal ein kleines Waschbecken und eine kleine Toilette. Also ging ich auf dem direkten Weg in die zur Gaststätte gehörende Küche. Die Frauen saßen an einem langen Tisch und machten Pause. Als die mich erblickten, liefen einige gleich davon. Aber zum Glück war eine ältere, couragierte Frau dabei, die mich aus meiner misslichen Situation befreite. So schnell endete meine Karriere als Boxer! Das war nichts für mich, ich schaute mir lieber die Boxkämpfe von außerhalb des Ringes an.

Insgesamt musste man anerkennen, dass ab 1948 eine stetige Verbesserung der Lebenssituation erkennbar war. So hatte sich auch im Zugverkehr zur und von der Arbeit etwas getan. Das Buna-Werk baute in Eigeninitiative fünf Güterwagen zu Behelfspersonenwagen um und errichtete einen Bahnsteig unmittelbar an einem Werkstor. Das waren natürlich keine Luxuswagen, aber ein brauchbarer Kompromiss im Interesse der Belegschaft. Der Zug stand am Tag auf einem Abstellgleis im Werk und wurde zum Feierabend mit einer Werkslok für die Fahrt zum Bahnhof der Deutschen Reichsbahn bereitgestellt. Dort wurde er an den planmäßigen Zug der Reichsbahn angekoppelt und es ging weiter. Früh war die Prozedur umgekehrt. Wir sparten zwei Kilometer Fußmarsch zweimal am Tag.

Auch hatte das Werk zur besseren Versorgung der Belegschaft etwas ganz Besonderes organisiert. Es wurde eine Werksverkaufsstelle errichtet. Wenn man im laufenden Monat keine Fehlstunden hatte, war in der Lohntüte ein Bon für ein 1,5-Kilo-Brot und ein Bon für zwei Schachteln Zigaretten à 20 Stück. Die Zigaretten waren damals mehr wert als Geld. Man konnte damit die verschiedensten Lebensmittel eintauschen, denn ein richtiger Raucher hungerte lieber, als dass er auf das Rauchen verzichtete. Doch das Wichtigste waren Wertmarken bzw. Punkte, die man sammelte und für die man je nach Angebot Textilien, Schuhe u. Ä. erwerben konnte. Es war eigentlich zu dieser Zeit die einzige Möglichkeit, an neue Kleidung zu gelangen. Von der Qualität konnte man nicht allzu viel erwarten. Mein erstes Kleidungsstück war ein Anzug. Das Gewebe wirkte recht grob, vergleichbar mit dem eines Kartoffelsacks. Endlich hatte ich mal etwas Ordentliches und ich musste meine immer wieder gestopfte Hose nicht auch am Sonntag tragen. Aber nun passierte Folgendes: Mich überraschte ein Regen, der löste die Appretur auf und mein Anzug hing an mir herum wie ein Sack. Anderen ging es ähnlich, ein kleiner Trost.

Auch mit einem Paar neuen Halbschuhen hatte ich ein wenig Pech. Die Schuhe sahen beim Kauf gut aus. Da es kein Leder gab, musste die langsam funktionierende Schuhindustrie sich etwas einfallen lassen. Die Schuhe waren aus grobem Stoff. An den besonders belasteten Stellen hatte man die Kappen und Seitenriester mit Kunstleder verstärkt. Die Sohle sah ganz ansprechend aus. Aber nach dem ersten großen Regen lösten sich die Schuhe auf. Die Innensohle bestand nur aus imprägnierter Pappe, die Regen nicht überstehen konnte. Später gab es Igelith-Schuhe, also welche aus PVC. Ein Weichmacher machte sie elastisch. Die Schuhe sahen schick aus, aber das Material atmete nicht. Nach kurzer Zeit schwamm der Fuß im „eigenen Saft“. Das ist wörtlich zu nehmen, natürlich vor allem im Sommer. Doch für den sich anstauenden Schweiß hatte man sich etwas einfallen lassen. Der Schuh erhielt ringsherum Löcher. Jetzt lief der Schweiß nicht über den Rand nach außen, sondern bereits etwas tiefer durch die Löcher. Im Winter war der Schuh steif und die Elastizität dahin.

Die betriebliche Unterstützung der Belegschaft ging noch darüber hinaus. Eines Tages erhielten wir die Möglichkeit, drei Sack gesiebte Rohbraunkohle im Werk zu kaufen. Man hatte die Kohle von der Versorgung der Kraftwerke abgezweigt. Möglicherweise war dies aber auch durch die sow-

jetische Generaldirektion gefördert, aber auf jeden Fall geduldet. Der Abtransport nach Hause war für die meisten ein Problem. Viele holten die Kohle mit dem Handwagen, 10 Kilometer Entfernung waren normal. Ich ließ mir etwas anderes einfallen. Unser „Bunazug“ mit den fünf Wagen stand ja am Tage auf einem Abstellgleis im Werk. Zum Glück sogar in der Nähe der Kohlenhalde, wo ich die Säcke füllen konnte. Mit Unterstützung eines Arbeitskollegen brachten wir die Säcke in einem der Wagen unter und der Transport nach Bad Lauchstädt war gesichert. Dort wartete Mutter mit dem Handwagen auf dem Bahnhof und wir hatten wieder für eine begrenzte Zeit einen Kohlevorrat. Erwähnen muss ich noch, dass der Zug beim Herausfahren aus dem Werk kontrolliert wurde, man hätte ja ganz leicht Diebesgut aus dem Werk schleusen können. Ich hatte vorher am Werkstor den ordentlichen Kauf deklariert und man hatte mein Vorhaben akzeptiert.

Aber es gab auch ordentliche Kohle bzw. Briketts im Werk, denn es gab eine größere Anzahl von Feuerloks im Rangierbetrieb des Werkes und für den Güterverkehr auf Reichsbahnstrecken. Die Bekohlung, ein großer offener Bunker, gehörte zu unserem Betriebsbereich und Briketts waren immer ausreichend vorhanden. Kurz vor Feierabend schwärmte der Großteil unserer Belegschaft aus und füllte die Taschen. Ich hatte eine schmale Aktentasche und stapelte bis zehn Stück Kohlen übereinander hinein, das Gewicht betrug knapp zehn Kilogramm. Beim Verlassen des Werkes hätte man mit Sicherheit angemerkt, dass ich an meiner Tasche zu schwer trug und ich hätte zur Kontrolle ins Pförtnerhäuschen gemusst. Um dem vorzubeugen, fädeltete ich einen wenig auffallenden Riemen durch den Tragegriff der Tasche und hängte sie über die Schulter. Außerdem ging ich ganz außen und möglichst im Schattenschatten einer größeren Menschengruppe durch das Tor. Ich wurde selten erwischt. Da die „Eigenversorgung“ mit solchen Dingen normal war, musste man nur die Tasche entleeren und durfte passieren. Solche Delikte wurden nicht geahndet, obwohl es letztlich ein Diebstahl war.

„An der Quelle sitzt der Knabe“, heißt ein Sprichwort. Die Möglichkeit der „Selbstbedienung“ war immer nur begrenzt auf einige Betriebsbereiche. Was bei uns die Kohle war, war bei anderen das Holz. Während man die ausgeschüttete Kohle aus dem Pförtnerhäuschen zurück zur Bekohlung brachte, lief das mit dem Holz anders. Das wurde in die Betriebsverkaufsstelle gebracht. Periodisch bekamen wir in die Lohntüte einen Bon für ein Bündel Holz. Eine Variante vom „ich zum wir“. So bekamen auch die etwas, die keine Möglichkeit hatten sich selbst etwas zu beschaffen.

All diese Delikte gehörten zum damaligen Alltag. Den Begriff „Stehlen“ hatte man einfach ersetzt durch „Mausen“. Das hört sich schmeichelhafter an und wertet die betreffende Person nicht ab. Anders erging es solchen Betriebsangehörigen, die Artikel aus der Produktion, z. B. Fahrradschläuche, abzweigten und für Tauschgeschäfte nutzten. Das hatte mit Eigenbedarf und dem Lebenserhalt nichts zu tun und wurde entsprechend bestraft, zu den Strafen gehörte auch eine fristlose Entlassung.

Noch ein „Mausebeispiel“ von mir. Es war in der Zeit, als ich Transportarbeiter war. Wir hielten uns viel im betrieblichen Magazin auf, z. T. auch während der Pausen. „Da lächelt mich immer wieder eine Aluminiumtafel, ein Millimeter dick, an. Da ließen sich so einige Gefäße für die Aufbewahrung von Lebensmitteln u. Ä anfertigen.“, war mein Gedanke. Es gab ja nichts zu kaufen. Ich schnitt mir einen Streifen von etwa 40 cm Breite ab, holte tief Luft und wickelte mir das Blech um meinen Körper. Es scheuerte oben und unten und überall, ich konnte mich kaum bewegen. Ich kam mir wie eine Litfaßsäule vor. Die Hose musste ich mit einer Schnur zubinden, die Jacke blieb offen. Und so bin ich kühn durch die Pforte und hatte Glück nicht kontrolliert zu werden, denn so eine Kontrolle war immer mit einer Leibesvisitation verbunden.

Aber die „Sünde“ wurde bestraft. Ein Kilometer zum Betriebsbad, reichlich zwei Kilometer zum Bahnhof, im Zug konnte ich nur stehen, dann noch einmal einen reichlichen Kilometer bis zur Wohnung. Ich war an vielen Stellen wund, aber ich hatte Blech. Obwohl ich handwerklich noch ungelernt war und nur mit primitiven Werkzeugen aufwarten konnte, fertigte ich als Erstes einen Behälter für Salz an. Den benutzte Mutter bis zu ihrem Lebensende, sie konnte sich davon nicht trennen, es waren knapp 50 Jahre!

Noch eine „Jugendsünde“ aus dieser Zeit, die ich allerdings nicht so gewertet habe. Es war ja noch die Zeit, als der Hunger jedes Mittel rechtfertigte. Ich hatte erwähnt, dass wir monatlich einen

Wertbon für ein Brot in der Lohntüte fanden, wenn man keine Fehlstunden hatte. So ein Bon, doppelt so groß wie eine Briefmarke, hatte einen Aufdruck von zwei Textzeilen und einen großen Buchstaben. „Ob man so etwas auch mit Wasserfarben und Pinsel nachmachen kann“, war eines Sonntags meine Überlegung. Akribisch wie ein Banknotenfälscher arbeitend, gelang mir tatsächlich mit viel Geduld ein Exemplar, das sehr echt wirkte und einem Vergleich mit dem Original fast standhielt. Ich war selbst erstaunt, wie ich die kleinen Buchstaben, etwa halb so groß wie die einer Schreibmaschine, mit dem spitzen Pinsel hinbekam. Gleich am nächsten Tag ging ich in die Betriebsverkaufsstelle, gab meinen falschen Bon hin und bekam mein Brot. Mein Herz höre ich fast heute noch pochen. Mit sehr gemischten Gefühlen verließ ich die Verkaufsstelle und war glücklich nicht erwischt worden zu sein. Ein zweiter Versuch missglückte. Möglicherweise hatte ich nicht meinen künstlerischen Tag bei der Anfertigung des Bons. Als ich erwischt wurde, gab ich an den Bon für jemand anderen einzulösen. Ein „Name“ fiel mir auch gleich ein. Man nahm mir das ab, ließ mich ungeschoren gehen und meine „Fälscherei“ war beendet.

Zu den ersten Nachkriegsjahren wäre noch zu erwähnen, dass es täglich zeitlich begrenzte Stromabschaltungen gab. Das passierte immer für einzelne Stadtgebiete. Die vorhandenen Kraftwerke hatten nur eine begrenzte Kapazität. Auch fiel die Netzspannung zum Teil bis zu 150 Volt ab.

1948 wurden die ersten freien Geschäfte eröffnet, aber mit unzumutbaren Preisen. Es gab immer noch die Reichsmark und durch die Geschäfte sollte ein Gegenpol zum Schwarzmarkt geschaffen werden. Dort wurden die ersten Fahrräder verkauft, viele hundert Mark teuer, für mich nicht erschwinglich. So versuchte ich Fahrrad Einzelteile zu beschaffen, natürlich alles alt, und baute mir ein Rad zusammen. Jetzt konnte ich täglich mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, aber noch wichtiger war, dass ich in der Freizeit etwas unternehmen konnte. Das Fahrrad war für mich fast ein Heiligtum. An den Wochenenden waren Halbtagsfahrten bis 80 Kilometer normal. Ich lernte das erweiterte Umfeld meiner neuen Heimat kennen und konnte feststellen, dass gerade der mitteldeutsche Raum mit seinen vielen Burgen und Burgruinen sehr geschichtsträchtig ist. Es gab auch Verbindungen zum früheren Geschichtsstoff in der Schule.

Auch hier eine Anmerkung: Im Bunawerk wurden bei der Herstellung von synthetischem Kautschuk ständig neue Mischungen getestet. In diesem Zusammenhang produzierte man in mäßigen Stückzahlen Fahrradbereifungen, Motorradreifen und auch Autoreifen. Auf Antrag konnte man diese Artikel erwerben. Später gab es ein breites Versuchsprogramm für Plaste-Erzeugnisse, so dass wir viele Artikel in der Werksverkaufsstelle preiswert erwerben konnten.

Dann entwickelte ich ein neues Interessengebiet. Es waren die Auto- und Motorradrennen, damals noch „gesamtdeutsch“. Die politische Barriere war bis in die 50er Jahre hinein kaum spürbar. Wir fuhren jetzt zu jedem Rennen bis zu etwa 150 Kilometer Entfernung, natürlich mit dem Fahrrad. Meist waren wir zu dritt. Folgendes Beispiel soll aufzeigen, dass so ein Rennwochenende nicht unbedingt ein Spaziergang war. Unser Ziel war die Rennstrecke in Hohenstein-Ernstthal, in Sachsen. Es war eine in Deutschland bekannte, fast eine historische Rennstrecke, die sehr beliebt war und stets Rennfahrer und Rennställe aus ganz Deutschland anzog.

Samstags wurde bis 13.00 Uhr gearbeitet, dann ging es nach Hause, Schnitten fertiggemacht und in Rhabarberblätter eingewickelt, die traditionelle Kühl- und Frischhaltevariante. Mit den Rädern fuhren wir los. Spät abends, eigentlich fast nachts, kamen wir an der Rennstrecke an und suchten uns gleich einen günstigen Platz an einem Rennabschnitt. Der Platz wurde noch präpariert, um möglichst gut sitzen zu können. Dann kam die Müdigkeit. Wir suchten uns im Wald in unmittelbarer Nähe der Sitzstelle eine Liegemöglichkeit, eigentlich war es nur der direkte Waldboden. Mit dem Morgengrauen begann die „Völkerwanderung“ zur Rennstrecke und wir mussten unsere Plätze einnehmen. Bis zum Rennbeginn schien die Zeit unendlich, aber irgendwann ging es los. Da bei jedem Rennen meist die gleichen Fahrer starteten, wurde jeder Fahrer in jeder Runde registriert. So ein Rennen ging über viele Stunden, bedingt durch die vielen Klassen und dann noch die Trennung zwischen Ausweis- und Lizenzfahrer. Den Abschluss bildeten die Autos, auch getrennt in Renn- und Sportwagen. Durch den fehlenden Schlaf und die Übermüdung sahen wir zum Schluss nur noch Schatten vorbeihuschen und das Erfassen der einzelnen Fahrer riss ab. Begünstigt war das allerdings auch durch das monotone Motorengeräusch, wir waren einfach überfordert. Das Rennen war beendet, die Straße war wieder freigegeben und wir traten den Heimweg an. Wieder

hatten wir etwa 150 Kilometer vor uns, nun aber übermüdet bei eingeschränkter Kondition und es war schon reichlich spät.

Einmal passierte Folgendes: Auf dem Marktplatz der Stadt hatten wir noch kurz angehalten und ich hatte noch etwas aus dem Rucksack genommen, der auf dem Gepäckträger verspannt war. Durch die Übermüdung hatte ich einen Riemen nicht richtig befestigt, er fiel runter, als ich beim Aufsteigen war und riss mir eine Vielzahl Speichen hintereinander heraus. Ein Schock, im ersten Moment sah ich keine Lösung. Aber dann improvisierte ich. Einige Speichen rädelte ich zusammen, weitere entnahm ich zwischendurch, so dass mein Hinterrad mit nur wenig seitlichen Schleifen durch die Gabel passte. Und so ging es dann nach Hause. Meine beiden Freunde, die zu Beginn hinterherfuhren, meinten dann: „Tu uns den Gefallen und fahre hinterher. Wir können das nicht mehr mit ansehen, wie das Hinterrad eiert. Es sieht aus, als würde gleich alles zusammenbrechen, vor allem wenn du schnell die Berge runter fährst.“ Das habe ich auch gemacht. Ich habe es bis zu Hause geschafft, die Fahrraddecke war an verschiedenen Stellen durchgeschliffen fast bis zum Schlauch. Viel weiter hätte es nicht sein dürfen. Die folgende Nacht war ausgesprochen kurz. Früh ging es wieder normal zur Arbeit. Am Nachmittag gab's dann den zu erwartenden Durchhänger und die nächste Nacht glich alles aus. Es war ein gelungenes Wochenende mit unvergessenen Erlebnissen.

Noch zwei typische Beispiele zum Thema „Fahrradunternehmungen“: Wir machten Urlaub 1952 in der Sächsischen Schweiz, es liefen gerade die Olympischen Spiele in Helsinki. Bei der Hinfahrt, wir waren wie üblich zu dritt, übernachteten wir in der Nähe von Pirna. In Pirna fragten wir in einer Gaststätte nach einer Übernachtungsmöglichkeit im Ort. Der angesprochene Kellner, ein lustiges Kerlchen, nannte uns eine Adresse. Es war schon dunkel. Wir fragten uns durch und fanden dann auch das Haus. Es war eine kinderreiche Familie zu der er uns hingeschickt hatte. Die Frau hatte erst gar nicht begriffen, was wir wollten. Sie wohnte selbst auf kleinstem Raum mit ihren Kindern. Der Kellner hat sich bestimmt über seinen Spaß gefreut und dürfte das noch am gleichen Abend zum Besten gegeben haben. Mit roter Birne zogen wir ab und übernachteten in der freien Natur unter einem großen Busch, „Teufelszwirn“ genannt. Dieser erste Urlaubstag war trotzdem romantisch.

Der Urlaub in der Sächsischen Schweiz war ein nachhaltiges Erlebnis. An den Wochenenden kamen von weit her die „Kraxler“, sprich Bergsteiger. Sie übernachteten wie wir in Scheunen, auf Dachböden oder in Lauben. Sie bildeten eine große Gemeinschaft ohne Ansprüche an Komfort, wo jeder für jeden da war. Man musste einander nicht unbedingt persönlich kennen. An einem Abend saßen wir in einer Gaststätte und tranken eine Kleinigkeit. Es dauerte nicht lange, da war der Raum voll, man rückte zusammen, jeder fand noch einen Platz. Eine Gitarre oder ein Akkordeon war immer dabei, es wurde gesungen und Stimmung gemacht. Ein Glas Gurken und anderes wurde herumgereicht, jeder nahm sich etwas heraus, wir gehörten dazu. Ob es heute noch so etwas gibt? In dieser Form sicher nicht, etwas eingeschränkt haben aber die Bergsteiger ihre Traditionen wohl noch bewahrt. Die Rückfahrt, etwa 200 Kilometer, war eine Tagestour und wir empfanden sie nicht als sehr anstrengend. Wir waren das Radfahren über eine längere Strecke gewöhnt.

Auf einer Tagestour nach Berlin, Es war schon nach der Währungsreform 1948, hatten wir die Absicht, Fahrradteile zu kaufen, die es bei uns nur schwer gab. Durch den damaligen Wechselkurs waren diese für uns recht teuer, aber wenn man dringend etwas brauchte, musste man Kompromisse eingehen. Mein Freund Helmut und ich hatten uns verabredet und es sollte zeitig früh losgehen. Berlin lag reichlich 200 Kilometer entfernt, also eine Tagestour. Wir hatten von Bekannten für eine mögliche Übernachtung eine Adresse im Baumschulenweg bekommen.

Früh, die Ernüchterung: Regen! Fahren oder nicht fahren. Wir entschieden uns erst nach Halle zu fahren, und einen „Lederolmantel“ zu kaufen. So etwas gab es schon frei im normalen Geschäft. Lederol war ein kaschirtes Stoffgewebe, das als regendicht galt. Allerdings nicht an den Nähten. Lederolmäntel erfolgreich erworben, ging es los. Gleich vornweg: Es hat relativ kräftig durchgeregnet bis Berlin. Wir wurden nass von den Füßen bis zum Po. In Berlin war es bereits Nacht und wir suchten die angegebene Adresse. Baumschulenweg klappte, Hausnummer nicht. Eine Möglichkeit: ein U-Bahnhof. U-Bahnhof gesucht, es zog wie Hechtsuppe, also wieder raus aus der Unterwelt. Zu der Zeit gab es keine erkennbare Sektorengrenze, zumindest nachts, und so wechselten

wir wiederholt die Sektoren. Man erkannte aber am jeweiligen Umfeld, wo man war. Dann erspähten wir einen Kiosk, außen mit vielen leeren Kisten umlagert. Dahinter könnte man ein wenig Schutz suchen, war unser gemeinsamer Gedanke. Die Räder passten auch noch hin. Es dauerte nicht lange, da klopfte uns ein Schupo auf die Schulter. In der Annahme, wir wollten in den Kiosk einbrechen, verscheuchte er uns. Der Polizist, den traditionellen Schakko auf dem Kopf, machte uns bewusst, dass wir auf der westlichen Seite waren. Für mich weckte diese Kopfbedeckung sofort Erinnerungen an meine Kindheit. Also mussten wir wieder weg und nach einer anderen Übernachtungsmöglichkeit suchen. Das klappte. Wir erspähten ein Haus im Rohbau, ohne Fenster und Türen drin, also mit direktem Zugang für uns und die Fahrräder. Wir legten uns einige Bohlen für eine Liegefläche zusammen und wegen der Übermüdung schliefen wir auch gleich ein. Die nasse Kleidung verspürten wir nicht.

Ich wurde als erster munter, es war bereits hell. Schnell weg, ehe die Bauleute kommen, war unsere Devise. Anhand der Straßenschilder orientierten wir uns relativ schnell und wollten zum nächsten Bahnhof. Wenn ich mich richtig erinnere, war es Schöneweide. Wir stellten dort unsere Fahrräder ein und suchten entsprechende Geschäfte, in Ost und West. Irgendwie muss man uns angesehen haben, wo wir herkamen. Wiederholt sprach man uns auf bestimmte Artikel an. Besonders hoch im Kurs stand Quecksilber, danach wurden wir auch gefragt. Buntmetalle waren auch, bereits damals, ein begehrter Artikel und brachten einiges ein.

Tageseinkaufstour beendet, zum Bahnhof und auf die Räder. Bis kurz vor Treuenbrietzen lief alles normal. Der Verkehr ließ sogar zu, dass wir ohne den kraftraubenden Dynamo fuhren. Dann kam die Müdigkeit. Wir fuhren normal weiter, nur die Konzentration ließ nach. Wenn wir seitlich aneinander stießen, waren wir sofort erschreckt munter und dann passierte es, dass Helmut mit seiner Pedale unter meine Schutzblechstrebe kam. Das Schutzblech durchstach den Reifen, das Vorderrad blockierte und mein Fahrrad und ich machten einen Salto vorwärts. Beim Aufkommen habe ich meine rechte Hand so verstaucht, dass ich gar nicht mehr zugreifen konnte. Dadurch musste Helmut Schlauch und Reifen wechseln, wir hatten diese zur Reserve mit, und die Fahrt ging weiter. Durch das Ereignis war der Schlaf vorübergehend vertrieben und in Treuenbrietzen versuchten wir eine Bleibe zu finden. Erfolglos. Wir fuhren weiter in die Nacht hinein und entdeckten unweit der Straße auf dem Feld einen Strohschober. Er war wie für uns vorbereitet, zum Teil etwas ausgehöhlt, das Richtige für die Übernachtung. Früh munter geworden nach dem erholsamen Schlaf, machten wir uns an einem kleinen Bach frisch und nach etwa zwei Kilometern hielten wir Frühstücksrast. Die wollte Helmut fotografieren. Dabei mussten wir feststellen, dass er den Fotoapparat in unserem Nachtlager liegen gelassen hatte. Zum Glück waren wir noch nicht weit weg und er fuhr allein zurück, um ihn zu holen. Auch diese Fahrt war ein Abenteuer, an das man sich gern erinnert.

Ein letztes Erlebnis aus den ersten Nachkriegsjahren, gekoppelt mit einem historischen Ereignis, das in beiden Teilen Deutschlands eine neue Ära einleitete. Es war im Juni 1948. Ich plante für meinen Urlaub einen Besuch bei Erwin. Da wir uns in vielen Dingen sehr ähnlich waren, hatte ich das Bedürfnis, ihn nach einem Jahr wiederzusehen. Ich wollte wie beim ersten Mal mit dem Zug bis Stapelburg, dann mit einem Umweg über die Äcker nach Bad Harzburg. Diese Tour kannte ich ja und ich hatte keine Bedenken, dass es dieses Mal schiefgehen könnte. Erwin war über meinen Besuch informiert. Die Bahnfahrt war in diesem Jahr etwas entspannter, die Reisenden wie bisher vorwiegend die „Heringsbändiger“. Im Zug von Halberstadt Richtung Ilsenburg/Stapelburg saß ich mit einer Familie zusammen, die erst kürzlich aus Ostpreußen mit einem Transport ausgereist war. Die Frau erzählte noch, dass sie auf einem großen Gut, jetzt Sowchose genannt, tätig war und die Deutschen eigentlich gut versorgt worden waren. Es war der nördliche Teil Ostpreußens und sie meinte, dass der sowjetische Kommandant den Deutschen recht gut gesonnen war. Er hatte extra noch Schweine schlachten lassen, damit sie für die Fahrt nach Deutschland ausreichend versorgt werden konnten.

Ihr Mann war aus westlicher Gefangenschaft entlassen worden, kannte jetzt den Aufenthalt der Familie in Mitteldeutschland und wollte sie mit der gesamten Habe „nach drüben“ holen. Und so saßen sie da, natürlich mit viel Gepäck und der entsprechenden Angst, die sich in Grenznähe noch steigerte. Die Frau fragte mich dann, ob ich sie beim Gepäcktragen ein wenig unterstützen könnte, ich glaube, sie hatte zwei Kinder dabei. Ich bejahte, weil ich keine Einschränkung für mich sah. In Stapelburg angekommen hieß es Endstation, alle stiegen aus und die Massen schwärmten wie üb-

lich etwas verteilt in Richtung Grenze. Wir waren schon ein beträchtliches Stück gegangen, da tauchte aus einer Bodensenke, bis dahin versteckt, ein sowjetischer Grenzposten auf, gab mit seiner MPi eine Salve Warnschüsse ab und alle, die in seiner Nähe war, galten als gefangen.

Die Familie und ich gehörten dazu, insgesamt könnten es etwas mehr als 20 Personen gewesen sein. Der Posten führte uns zu einem Haus, dort war das Kommando stationiert, wir wurden registriert und ansonsten waren wir uns in einem Raum uns selbst überlassen. Unter uns waren mehrere jüngere Männer, die Taschen voller Schnaps, ihrer Handelsware. Die Russen nahmen uns nichts ab, aber alles Mitgeführte wurde auch erfasst. Die jungen Männer unterhielten sich mit „Schnapsunterstützung“ recht vertraulich mit den Soldaten und die beteuerten, dass sie jetzt nichts mehr für sie tun könnten, nachdem sie registriert worden waren. Ansonsten hätte man sicher eine andere Lösung finden können. So warteten wir zwei Tage in dieser unfreiwilligen Unterkunft. Den jungen Männern gingen langsam die Zigaretten aus und sie kauften mir dann einige ab, für einen Stückpreis von 20 RM.

Nach zwei Tagen ging es mit Postenbegleitung zu Fuß nach Ilsenburg. Wir wurden dort der deutschen Polizeikommandantur übergeben. Bei dem Fußmarsch innerhalb von Ilsenburg gab es erheblichen Ärger. Eine einheimische Frau kam gerade mit einem Handwagen an uns vorbei. Die beiden Männer stellten unauffällig ihre Taschen mit dem Schnaps hinein. Die Männer waren ursprünglich in Begleitung von zwei Frauen. Diese hatte man beim versuchten Grenzübertritt nicht erwischt. Sie hielten sich aber immer in unserer Nähe auf und verfolgten die Entwicklung. So war es auch jetzt. In Ilsenburg verhielten sie sich wie normale Passanten, nahmen in sicherer Entfernung die Taschen aus dem Handwagen und waren vorerst verschwunden. Dass die russischen Begleitposten bei unserer Übergabe an die deutsche Polizei aufgebracht waren, muss ich nicht besonders hervorheben. Der Schnaps war registriert, jetzt verschwunden und man wusste nicht wie.

Hier, in der deutschen Kommandantur wurden wir in einem großen Kellerraum untergebracht, der mäßig beleuchtet war. Es wurde eine sehr unruhige Nacht. Andauernd kamen neue aufgegriffene Grenzgänger dazu. Früh war der relativ große Raum übervoll. Man sah dann auch zum Teil, welche Tauschwaren manche bei sich hatten. Einer hatte z. B. einen großen Posten Damenstrümpfe dabei, mit Sicherheit in seinem Betrieb entwendet. Früh kam ein älterer Volkspolizist mit einer Kanne schwarzem Kaffee, Malzkaffee versteht sich. Den mussten wir allerdings bezahlen. Die wenigen Groschen taten aber nicht weh. Dann wurden wir noch für einen Zwischenaufenthalt getrennt und am nächsten Tag ging es zur „Verabschiedung“. Es war ein abschließendes Verhör durch die Volkspolizei. Ich erzählte wahrheitsgemäß, was ich vorhatte und dann fragte mich ein junger Leutnant: „Was machst du nun nach deiner Freilassung?“ In jugendlicher Manier war meine Antwort: „Jetzt versuche ich es erneut mit einem noch größeren Umweg, um nicht erwischt zu werden!“ Ich glaube denen verschlug es die Sprache. Der Leutnant sagte nur: „Ab zum Bahnhof und auf direktem Weg zu Muttern!“ Ich hatte das Gefühl, als hätten sich einige ein Lächeln verkniffen.

Ich war wieder frei und entdeckte bald die zwei Frauen mit den Schnapstaschen. Sie warteten auf die Entlassung ihrer Männer. In der Zwischenzeit hatten die sich nach einem sicheren Weg für den Grenzübertritt erkundigt und als die Männer dann eintrafen, sie blieben ungeschoren, schloss ich mich ihnen an. Es ging dieses Mal zur anderen Seite weg, aber weit in die Flur hinein. Als wir dann meinten, die Richtung nach Westen ändern zu können, sahen wir in etwas größerer Entfernung eine Gruppe Menschen, nicht erkennbar ob in Zivil oder in Uniform. Wir duckten ab, die duckten ab und nach einer Weile bewegten wir uns doch weiter, die auch, in unsere Richtung. Es waren auch Grenzgänger, aber von West nach Ost. Diese Situation ereignete sich in einem Erbsenfeld. Die jungen Triebe schmeckten nach dem Probieren recht gut und ich aß mit Appetit. Denn meine Wegzehrung war nach diesem ungeplanten Zwangsaufenthalt aufgebraucht, aber ich konnte es verkraften. Es zog sich auch auf der westlichen Seite relativ weit bis zum nächsten Bahnhof und wie erwartet war an diesem Tag nicht mehr an Weiterkommen zu denken. Letztlich bin ich doch unversehrt bei Erwin gelandet.

Am Wochenende nahm sich Erwin frei. „Wir fahren nach Hermannsburg, einem kleinen Städtchen in der Lüneburger Heide, zu Ella und Erich Grigull“, sagte er. Das waren die, bei denen ich mein Pferdeerlebnis in Tannsee hatte, als mein Pferd, die Grete, mit mir gemeinsam im See ein

Bad nehmen wollte. Sie hatten es als einzige unserer Verwandten aus dem Kreis Gumbinnen bis hierher geschafft und besaßen auch noch ihre Pferde. Erich arbeitete mit seinen Pferden meist im Wald, um wenigstens das Futter für die Pferde zu sichern.

Die Busverbindung nach Hermannsburg klappte gut und bald standen wir vor der Haustür. Es war ein freudiges Wiedersehen, ich war auch nicht mehr der kleine Junge und Erich hatte wie früher seine poetischen Späßchen drauf, natürlich alles auf Plattdeutsch. Und wie immer, wenn ein Bauer Besuch bekommt, hat er eine Aufgabe parat. Er zeigte uns u. a. seine Kaninchenzucht. Ich schätze, es waren reichlich zwanzig Stück. „Ich habe aber ein Problem“, meinte er. „Das sind mindestens dreizehn Böcke und die vertragen sich nicht.“ Diese so gemeinten Kaninchen waren noch relativ klein. Dann ging es weiter: Die müssten kastriert werden. Zeig mal deine Hände! Du hast die kleinsten Finger, das wirst du machen. Er meinte es ernst. Das Taschenmesser wurde noch einmal ordentlich geschärft, Kamille zur Desinfektion aufgebriht und dann ging's los. Einer hielt so ein armes Tier in OP-Stellung, ich schnitt das kleine Säckchen auf, hatte Mühe den kleinen Hoden zu finden und mit einem Schnitt war's passiert. Zuerst alle hintereinander einen Hoden, dann kam der zweite dran. Mit dem Desinfizieren klappte es auch und erstaunlicherweise rappelten sich die kleinen Wesen nach kurzer Zeit wieder auf, aber eben „entmannt“. Nur das erste Tier wurde Opfer meiner fehlenden OP-Erfahrung. Es war ganz wörtlich das „Versuchskaninchen“.

Am folgenden Wochenende sollte etwas passieren, meinten viele. Keiner wusste Genaues, aber es lag Spannung in der Luft. Man stellte auch fest, dass die Geschäfte etwas zurückhaltend beim Verkauf waren, andererseits waren die Läden voller denn je. Je weiter wir uns dem Wochenende näherten, umso mehr war man überzeugt, dass es eine Währungsreform gibt und die Reichsmark aus dem Verkehr genommen wird. Es war die Entscheidung der Westalliierten. Nur so konnte man wieder Ordnung in den Markt bringen und den ausgeferten Schwarzmarkt beseitigen.

Ich wollte eigentlich noch nicht zurückfahren, wurde aber unruhig wegen des möglichen neuen Geldes. Womit sollte ich eine Fahrkarte kaufen, wenn ich kein gültiges Geld habe. Kurz entschlossen packte ich meinen Rucksack und fuhr am Samstag, dem 19. Juni 1948 nach Hause. Am 20. Juni 1948 kam dann tatsächlich die Währungsreform und es gab schlagartig alles zu kaufen. Der Schwarzmarkt war tot, jetzt fehlte das Geld zur Befriedigung vieler Wünsche.

Ich habe es noch geschafft, mit dem alten Geld klarzukommen. Meine Rücktour verlief anders als geplant, diesmal etwas nördlicher. Ich kann mich erinnern, dass ein Teil der Bahnstrecke eine Schmalspur war und der Zug aus Personen- und Güterwagen zusammengesetzt wurde. Ich saß übermüdet auf der Leiter, die zum Bremserhäuschen führte. Wiederholt schubste mich jemand an, damit ich nicht einschlafe. Der Zug war auch ewig unterwegs, zum Blumenpflücken zu schnell und zum Vorwärtkommen zu langsam. Ab Stendal, ging es dann wieder flott.

Die Währungsreform kam im Westen über Nacht. Viele Spekulanten versuchten noch das dort wertlos gewordene Geld in den Osten zu schaffen, um doch noch etwas zu retten. Die Ostzone, damals noch nicht DDR, musste reagieren. Man druckte ganz schnell Wertmarken etwa in der Größe einer Briefmarke, die wurden auf die Geldscheine aufgeklebt. Da der Kleber häufig nicht auf den abgegriffenen Scheinen hielt, hatte man nur noch wertlose Stücke Papier. Es dauerte aber nicht sehr lange, da gab es auch im Osten neues Geld. Der große Unterschied war, dass im Osten die Geschäfte weiterhin leer waren und die Lebensmittel noch viele Jahre rationiert blieben, während man im Westen alles bekam.

## Meine weitere Entwicklung



Erst 1951 bekamen wir in Bad Lauchstädt eine größere Wohnung im sogenannten Schloss von Kleinlauchstädt. Es war vor vielen Jahren ein Herrenhaus der Gutsbesitzer Zimmerman. Kaum ein anderes Gebäude hat so oft die Funktion gewechselt wie dieses. Speicher, Wehrtüchtigungslager im Dritten Reich und Wohnhaus. Man sprach auch vom Altersheim, vermutlich weil viele ältere frühere Gutsarbeiter darin wohnten. Jetzt war es tatsächlich nur Wohnhaus für alle. Dass wir die Wohnung zu diesem Zeitpunkt bekamen, kam so: Wir hatten wieder einmal eine Wahl. In der DDR verstand man unter Wahlrecht im Prinzip Wahlpflicht. Mutter ging nicht hin, aus Protest, weil man uns zwar eine größere Wohnung versprach, aber nie eine für uns hatte. Ein Wahlhelfer besuchte am späten Nachmittag des Wahltages Mutter und bat sie, doch noch wählen zu gehen. Mutter nannte die Beweggründe, der Besucher, er war wohl auch Vorsitzender der Volkssolidarität, erkannte die Notwendigkeit für eine größere Wohnung. Seinem Einfluss war es dann zu verdanken, dass wir in angemessener Zeit diese größere Wohnung bekamen. Werner hatte dann endlich ein eigenes Bett.

Nun hatten wir eine größere Wohnung aber keine Möbel! In Halle gab es damals bereits einen An- und Verkauf von Möbeln. Man nutzte dafür einen Garagenkomplex. Autos gab es ohnehin nicht. Ich kaufte alles für die Küche und die anderen Zimmer. Allerdings musste ich einiges verändern und grundsätzlich mit neuer Farbe versehen. Das Schlafzimmer erwarb ich neu. Es kostete genau 1000 Mark. Das war damals sehr viel Geld, trotzdem hatten die Betten weder Federböden noch Matratzen. Vorerst mussten Bretter und Strohsack genügen. Der Umzug war wenig aufwendig. Die neue Wohnung war nur reichlich 100 Meter entfernt und man konnte alles hintragen. Es war ja auch nicht viel.

Ich zog bei meiner Heirat 1957 dort aus, Werner verließ nach Abschluss seines Studiums auch Bad Lauchstädt. Mutter lebte bis 1986, zuletzt als einzige Bewohnerin, in diesem Haus. Es war so verfallen, dass es überall hineinregnete, anfang einzufallen und nach wenigen Tagen Frost waren Wasserleitungen und Toilette eingefroren. Es war wieder einmal meine Aufgabe, eine zumutbare Wohnung zu beschaffen. Bis dahin wurden alle Wohnungen noch von der Stadt verfügt und nur über „Eingaben“ bei höheren Dienststellen konnte man etwas erreichen. Am wirksamsten waren immer Eingaben bei der Bezirksleitung der Partei. Da reagierten die Behörden und fanden auch Lösungen. Sie machten verbindliche Vorgaben und kontrollierten die Umsetzung. Eigentlich eine gute Sache.

Mutter bekam dann 1986 eine Mansardenwohnung in der Bunasiedlung im Stadtzentrum. Das waren Häuser, die das Bunawerk vornehmlich nach dem Krieg für die eigene Belegschaft gebaut hatte. Wie bisher war die Versorgung von Mutter überwiegend meine Aufgabe und die von meiner „lieben Maus“, die Geschwister wohnten zu weit weg.

In den Jahren 1947 bis Mitte 1956 bekam Mutter keine Rente. Lediglich für Werner erhielt sie ab 1949 20 Mark Halbwaisenrente. Ab Juni 1956 erhielt sie dann 65 Mark Witwenrente. Als ich nach meiner Heirat auszog, bekam sie weiterhin 100 Mark monatlich von mir, das war etwa ein Drittel meines damaligen Nettoeinkommens. Warum ich alleine für die finanzielle Absicherung von Mutter verantwortlich war, kann ich in der Nachbetrachtung eigentlich nicht verstehen. Es hatte sich wohl über die Jahre zu einer Gewohnheitspflicht entwickelt. Erst 1961, nach einer gesetzlichen Rentenerhöhung, hatte ich Zuschüsse reduziert. Ab 1976 kam Mutter mit der eigenen Rente aus und sie verzichtete auf eine weitere Unterstützung durch uns.

Anfang der 60er Jahre gab es erneut einen Höhepunkt. Wir fanden Interesse am Wintersport, konkret am Skilaufen. Eigentlich schon recht spät, für unser Alter. Damit verbunden war auch der Wunsch nach einer eigenen Skihütte. Wir hatten Gelegenheit an Rundhölzer heranzukommen, allerdings hatten die Stämme eine ungünstige Länge. Wir entschieden uns für ein Blockhaus, richtig nordisch, und fanden auch einen Bauplatz in Friedrichsbrunn im Harz. Alles passierte sehr zeitaufwendig in Eigenleistung, Geld hatten wir ohnehin kaum. Zu Beginn waren wir vier Familien, zum Schluss nur noch zwei. Der Aufenthalt in Friedrichsbrunn war immer arbeitsreich, aber schön und im Winter zünftig und romantisch. Der Ort war in jener Zeit recht schneesicher und Thoralf lernte auch dort das Skilaufen. Die gesamte Aufbauphase lief zeitlich parallel zu meinem Ingenieursfernstudium. Das war belastend!



1962 wurde dann der kleine Thoralf geboren, der ab dem zweiten bis fünften Lebensjahr an vier Tagen in der Woche bei Oma war. Sie betreute ihn wie eine Hühnerglucke, was wohl seiner Entwicklung nicht immer gut tat. Jetzt machte sie das mit viel Liebe, was wir als Kinder vermisst hatten. Vielleicht war es ein seelischer Ausgleich. 1963 bekamen wir unsere Neubauwohnung in Merseburg. Es war eine Genossenschaftswohnung, für die wir 400 Arbeitsstunden leisten mussten und Genossenschaftsanteile erwarben. Aber es war die einzige Möglichkeit eine neue Wohnung zu bekommen.



Ausgeklammert habe ich bisher meine Heirat 1957 und die ersten Jahre Familie. Auch hierzu ein kleiner Abriss. Ich hatte schon erwähnt, dass ich meine Bärbel als weibliche Fahrschülerin ohne irgendwelche „Absichten“ kennen lernte, eben als Mädchen mit damals 21 Jahren, die nur Motorradfahren lernen wollte und dazu die Möglichkeiten der GST nutzte. Ich war ohnehin ein „Spätentwickler“, was Frauen anbetraf, schon 24 Jahre alt. Bärbel hatte es damals in ihrem jungen Leben schwer. Sie war 20, da starb die Mutter. Der Vater überließ ihr die Schwester und den Bruder, 14 und 12 Jahre alt. Er zog zu einer anderen Frau, nahm aber noch einen Großteil des Hausrates mit. Bei ihrem sehr geringen eigenen Einkommen und den wenigen Alimenten, die vom Vater für die minderjährigen Geschwister gepfändet wurden, hatte sie es nicht leicht. Im Monat zehn Mark für das Sparbuch waren schon ein besonderes Ereignis. Im Februar 1955, ausgerechnet zum Fasching, gab es den ersten Kuss und seitdem sind 56 Jahre vergangen und „wir lieben uns immer noch“. Die goldene Hochzeit gehört auch schon der Vergangenheit an.

Die Schwester Rita verließ unmittelbar nachdem sie 18 Jahre alt geworden war die DDR und ging in die BRD zu ihrem Freund, den sie noch hier kennen gelernt

hatte und der bereits früher übergesiedelt war. Sie haben dann bald geheiratet und mittlerweile auch schon Goldene Hochzeit gefeiert. Udo, der Bruder, gehörte noch lange zur Familie, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten. Von Natur aus immer gut drauf hatte man kaum das Gefühl, als vermisste er die Eltern. Er kostete die Kindheit und die Jugendzeit mit seinen Interessen aus und meine Bärbel musste nicht selten „ältere Schwester“ sein.

1955 kam ich in die Familie, es gab grundsätzlich keine Anpassungsprobleme. Ich war Pflichten und Verantwortung gewöhnt und so hatte jeder weiterhin Zeit für die eigene, aber auch Zeit für die Familie des anderen. Udo lebte bei uns, bis wir 1963 in unsere neue Wohnung nach Merseburg zogen. Er war damals 22 Jahre alt und sollte eigentlich noch mit nach Merseburg. Hier die Story, warum er es schließlich doch nicht tat. Wir wohnten damals in Angersdorf, in der Nähe von Halle. Die Wohnung auf dem Mühlberg war nicht sehr groß, aber für dörfliche Verhältnisse sehr ansprechend. Auch unsere Vermieter waren ganz liebevolle Menschen, wir waren fast eine Familie.

Unser Umzug, Anfang September 1963, stand schon fest, da kam Udo auf uns zu mit folgendem Vorschlag: „Was haltet ihr davon wenn Gerda und ich heiraten und in der Wohnung bleiben?“ Die beiden kannten sich erst ganz kurze Zeit, aber eine eigene Wohnung gab es grundsätzlich nur für verheiratete Paare. Das wurde auch so umgesetzt. Der nächstmögliche Termin auf dem Standesamt besiegelte die Heirat und dann kam der große Ärger. Die Wohnung hatte man schon jemand anderem im Dorf versprochen, was wir nun „boykottierten“. Die Lösung war, Udo mit Frau bekamen eine andere kleinere Wohnung, zwar renovierungsbedürftig, aber sie hatten ihre eigene Wohnung, ohne länger darauf warten zu müssen.

Hier noch eine kleine Ergänzung zu den Lebenseinschränkungen damals auf dem Dorf. Angersdorf hatte keine Wasserleitung. Die Einwohner versorgten sich mittels Brunnen. Der Mühlberg, wo wir wohnten, stand direkt über einem Salzflöz und das Brunnenwasser war durch den hohen Salzgehalt kaum genießbar. Täglich nahm ich das Trinkwasser in einem Kanister vom Bahnhof mit, auf dem Heimweg vom Zug. Der Bahnhof mit eigenem Wasserturm wurde mit Kesselwagen versorgt.

Das echte Wasserproblem setzte erst mit Thoralfs Geburt ein. Es gab noch keine Pampers oder ähnliches, nur Baumwollwindeln wurden zum Sauberhalten verwendet. Unser Vermieter hatte beim Bau des Hauses in den 20er Jahren ein großes Wasserreservoir angelegt und das gesamte

Regenwasser wurde darin gespeichert. Aber wehe, wenn es eine lange Trockenperiode gab. Zum Windelwaschen gab es jetzt eine feste Reihenfolge: Das Spülwasser wurde als Wasser für das nächste Windelkochen genutzt usw. Wir verwendeten für die Morgenwäsche meist das Wasser des Vorgängers, lediglich mit etwas neuem Wasser „verdünnt“. Wir haben auch diese Zeit überstanden. Was Wasser wert ist, merkt man erst, wenn man keins hat.

## **Schlussbemerkung**

Dies waren Erinnerungen und Erlebnisse aus meinem Leben, die ich für spätere Generationen festhalten wollte. Vieles hätte noch ergänzt werden können, aus den frühen Tagen wie auch aus den späteren Jahren.

Die Jahre des Krieges, der Flucht und der Vertreibung, die ich als Kind und Jugendlicher erleben musste waren sehr hart. Es sollte nie vergessen werden, wie Menschen in solchen Zeiten leiden müssen. Die Lebensbedingungen heute sind um ein Vielfaches besser als damals.

Seit 20 Jahren genießen wir unser Rentnerdasein. Das Sommerhalbjahr verleben wir in unserem Sommergrundstück mitten in der Natur und bei steter Beschäftigung im Garten. Bab Bibra, eine Kleinstadt mit Dorfcharakter, ist nur 40 Autominuten entfernt und schnell zu erreichen. Den Bungalow, der guten Komfort bietet, haben wir 1975 errichtet. Der Innenausbau, einschließlich Einbaumöbeln, war wie üblich eine Eigenleistung nach eigenen Vorstellungen. Wir genießen den Aufenthalt, es ist ein Stück unseres Lebens.

Natürlich verreisen wir auch gern. Das besondere Anliegen ist dabei, andere Kulturen und Lebensgewohnheiten anderer Menschen kennen zu lernen und kurzzeitig in die Vergangenheit einzutauschen.

Oft denke ich daran, was sich unsere Eltern früher leisten konnten. Bei ihnen war es ein täglicher Existenzkampf. Und trotzdem sprechen gerade diese alten Menschen „von der guten alten Zeit“, was für ein Widerspruch...